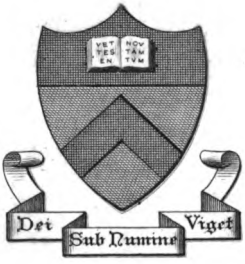
Princeton University Library
32101 067525160

2876
52
6

Library of



Princeton University.

Presented by

Mr. G. M. Priest.

* Engelhorns *
Allgemeine Roman-Bibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
19. Jahrgang. • Band 21.

Der Schritt zur Liebe.

Roman in zwei Bänden von

Georges Ohnet.

Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Emmy Becher.

Erster Band.

Stuttgart 1903.
Verlag von J. Engelhorn.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Erſtes Kapitel.

Die Unterſchrift der Poſt war erledigt. Trélaurier hatte ſoeben ſeinen Prokuriſten herbeſchieden und wärmte ſich, eine Zigarre anſteckend, die Füße am Feuer des mächtigen Kamins in ſeinem Arbeitszimmer, deſſen Fenſter auf die Gärten der Lafayetteſtraße hinausgingen. Der Bankier konnte mit ſeinem Tagewerk zufrieden ſein. Eine ſehr heikle Operation, beſtehend in einer auf Rechnung der türkiſchen Regierung ausgeführten Konverſion armeniſcher Obligationen, war vollſtändig geglückt. Das Anſehen des Hauſes Trélaurier in der Geſchäftswelt hatte ſich dabei wieder einmal bewährt und die Börſen von London und Berlin hatten die für den Erfolg ſeines Unternehmens nötige Hauſſebewegung begünſtigt. Aus der Provinz waren die Beſtellungen ſtoßweiſe eingetroffen, Telephon und Telegraph hatten vom frühen Morgen an gearbeitet und Trélaurier konnte, zwar ermüdet, aber befriedigt, mit dem angenehmen Bewußtſein, ein glücklicher Menſch zu ſein, die bläulichen Rauchringe zur Decke hinaufblaſen.

War ihm nicht alles gelungen im Leben? Sein Vater, ein Börſenmakler, hatte ihm ein ſchönes Vermögen hinterlaſſen, das er verzehnfacht hatte, indem er ſich mit den großen Genfer Bankiers Vaſſard & Mainguet aſſoziierte. Sie waren die Begründer der Emiſſionsbank, an deren Spitze jetzt nur noch ſein Name ſtand, ein allgemein geachteter Name, der jeder Finanzoperation, womit er ſich befaßte,

OCT 18 1934
(RECAP)

die Vorteile großer Geſchäftskenntnis und den fleckenloſen Glanz der Redlichkeit einbrachte. Hatte er nicht mit achtunddreißig Jahren, als die erſten grauen Haare an ſeinen Schläfen ſichtbar wurden, das Glück gehabt, die entzückende Annina kennen zu lernen, die er zu ſeiner Frau gemacht hatte, und die ſeiner geſchäftlichen Stellung jenen Duft der Vornehmheit, jenen Schönheitszauber beigeſellt hatte, der bei Freunden Bewunderung, bei Nebenbuhlern Neid hervorrief.

Die Anmut und der Geſchmack ſeiner jungen Frau befriedigten alle ſeine Neigungen. Sie hatte es verſtanden, ihm die glänzendſte Häuslichkeit, den gewählteſten Freundeskreis zu ſchaffen, indem ſie in ihrem Haus von Künſtlern und Weltleuten vereinigte, was durch Talent oder perſönliche Vorzüge Beachtung verdiente. Wenn ſie bei ihren Feſten die Spitzen der Geſellſchaft empfing, geſchah es mit der vollendeten Haltung der großen Dame, und doch war ſie in großer Einfachheit, in puritaniſcher Umgebung aufgewachſen. Sie war eben die geborene Pariſerin, die zur Welt kommt, um ohne Mühe alles zu begreifen, ohne Abſichtlichkeit alle hinzureißen und allerorten zu ſiegen.

In Trélauriers Augen war ſie der Inbegriff aller Tugenden, nur hatte ſie ihm bis jetzt noch keinen Erben geſchenkt. Aber er war erſt vierzig Jahre alt, ſtramm auf den Beinen, gichtfrei, ohne Augenſchwäche oder Neuraſthenie, da er immer in Arbeit und Mäßigkeit gelebt hatte. Es war alſo durchaus kein Grund, die Hoffnung aufzugeben. In Paris, wo die böſen Zungen ſo emſig ſind, achtete man ihn als Ehemann, er hatte das ſeltene Glück, eine reizende Frau zu haben, von der man annahm, daß ſie ihm allein gehöre. Annina lachte gern, aber mit Maß, ſie war entgegenkommend und zugänglich, bewies aber dabei Takt und Sicherheit in hervorragendem Maß. Sogar die ſchöne Frau Roche, die ſchärfſte Zunge von Paris, hatte an dem

unberührten Ruf dieſer Annina nichts auszuſetzen gefunden und ſich dafür durch eine Prophezeiung gerächt.

„Die kleine Trélaurier hat keine Liebſchaften," hatte ſie geſagt, „das hindert indes keineswegs, daß ſie einmal einen Geliebten haben wird. Wenn ſie ihn aber einmal hat, mag ihr Mann ſich in acht nehmen. Sie gehört zu denen, die Scheiben nicht eindrücken, ſondern ſie entzweiſchlagen, um hinausſpringen zu können."

Trélaurier, dem man dieſen Ausſpruch eilends zutrug, hatte gelächelt.

„Freuen wir uns, daß die Gegenwart geſichert iſt, und warten wir die Zukunft ab. Wenn die Scheiben je in Gefahr kämen . . . nun dann müßte ich eben das Glaſerhandwerk lernen, um ſie auszubeſſern."

Mittlerweile beunruhigte er ſich gar nicht, freute ſich vielmehr vertrauensvoll der Erfolge ſeiner Frau und betrieb ſein Bankgeſchäft mit erhöhtem Eifer in dem Gedanken, daß aller Gewinn Annina zu gute komme.

Der Prokuriſt trat ein. Es war ein breitſchulteriger rothaariger Mann, namens Vernaut, der ſeine ganze Laufbahn an Trélauriers Seite zurückgelegt hatte und den einſtigen Jugendgeſpielen heute noch duzte.

„Nun, wie weit ſeid ihr?" fragte der Bankier.

„So weit, daß ganz einfach heute nacht durchgearbeitet werden muß. Die Leute ſind todmüde, aber ſie laſſen nicht nach, nichts ſpornt ja mehr an als der Erfolg, und man weiß, daß die Geſchichte im Rollen iſt."

„Eine Extravergütung ſoll nicht ausbleiben."

„Natürlich. Sie kennen dich ja und rechnen darauf — ſollen ſie auch haben. Das Perſonal reicht indes nicht aus, die ganze Abendpoſt zu erledigen, ich habe deshalb Hilfsarbeiter vom Finanzminiſterium eingeſtellt. Ich ſtehe für alles ein."

„Schön! Brauchſt du mich noch?"

„Durchaus nicht. Ich ſelbſt werde nicht einmal bleiben. Nach Tiſch will ich noch einmal die Runde machen in den Bureaus, weil mich die Geſchichte intereſſiert, aber ich könnte getroſt meinen Dienstag im Théâtre français mitnehmen, wenn ich Luſt hätte. Die Abteilungsvorſtände ſind auf ihren Poſten und die Maſchine läuft wie geſchmiert."

„Unſre erſte große internationale Operation, und ſie iſt geglückt. . . ."

„Es wird nicht die letzte ſein, darauf kannſt du dich verlaſſen! Die Regierungen werden es bald merken, wie vorteilhaft es für ſie iſt, ihre Geſchäfte durch unſre Hände gehen zu laſſen. Wir werden auf Rechnung des Padiſchah verſchiedene Erſparniſſe realiſiert haben, die ſich auf ungefähr fünfundzwanzig Millionen belaufen . . . und dabei büßen auch wir nichts ein!"

„Das will ich meinen! Dabei hat man aber niemand geſchmiert. . . . Die Börſenblätter haben ja auch ein Wutgeheul angeſtimmt!"

„Und der Erfolg?"

„Ohne Erfolg! Der Preſſe gegenüber, einerlei ob finanzielle oder politiſche, gibt es nur eine Taktik — ſie als gar nicht vorhanden zu behandeln. Ihre Macht beſteht nur in der Angſt, die man vor ihr hat. Nur muß man, um ſich dieſen Luxus geſtatten zu können, reine Hände haben und nichts zu fürchten brauchen. Und das iſt bei uns der Fall."

„Ja, mein Freund, das iſt bei uns der Fall. Ich weiß nicht genau, was es einträgt, ein Schurke zu ſein, aber ich kann genau ausrechnen, wie ſich die Ehrlichkeit rentiert."

„Das habe ich von jeher gewußt, und ich möchte eigentlich nur wiſſen, warum es ſo viele Schurken gibt."

„Weil die menſchliche Natur von Haus aus ſchlecht iſt, während die Anſtändigkeit erworben werden muß. Freilich

ſind nur die Anfangsgründe der Ehrlichkeit ſchwierig, aber vor dieſen Anfangsgründen machen die meiſten kehrt."

Trélaurier warf die halb ausgerauchte Zigarre ins Feuer und fing zu lachen an.

„Denke dir einmal, Vernaut, wenn jetzt jemand die Frage aufwürfe: ‚Worüber glauben Sie, daß der Bankier Trélaurier in dieſem Augenblick mit ſeinem Prokuriſten ſpricht?'"

„Ganz gewiß würde niemand zur Antwort geben: ‚über Moral!' — Machſt du auch noch die Runde im Geſchäft?"

„Gewiß. Kein angenehmerer Anblick für einen Prinzipal, als jedermann an der Arbeit zu ſehen. . . ."

Trélaurier trat durch die mit dicker Polſterung abgeſchloſſene Türe des Privatzimmers in den Vorſaal, wo Beſuche, die ſich perſönlich an ihn wenden wollten, zu warten hatten. Ein Livreediener verſah darin den Dienſt feierlich wie in einem Miniſterium. Er ſaß in der Regel an einem großen eichenen Schreibtiſch, worauf ein Meſſingtintenzeug ſtand und Löſchpapier, Federn und Schreibpapier verſchiedener Größe bereit lagen. Als Trélaurier und Vernaut jetzt in dieſes Vorzimmer traten, war außer dem Diener ein Mann von unbeſtimmbarem Alter und beſcheidener Kleidung anweſend. Den Hut auf den Knieen, den Regenſchirm zwiſchen den Beinen haltend, ſaß er mit tief geſenktem Kopf da, ſo daß man nicht recht ſehen konnte, ob er eingeſchlafen oder nur in Gedanken verſunken war. Als die Tür ging, fuhr der Diener vom Stuhl auf und der Fremde hob den Kopf. Das abgemagerte gelbliche Geſicht belebte ſich durch eine leichte Röte, er machte eine Gebärde der Befriedigung und ſeine Lippen bewegten ſich, als ob ihnen ein leiſes: „Endlich!" entführe.

„Sie wünſchen mich zu ſprechen, mein Herr?" ſagte Trélaurier, in ſeiner gewohnten freundlichen Weiſe auf ihn zutretend.

„Ja, Herr Trélaurier, Sie," verſetzte der Unbekannte mit krächzender Stimme und einem harten Blick.

„Sie warten ſchon lange?"

„Über zwei Stunden," erwiderte der andre, den Trélauriers Höflichkeit kühn zu machen ſchien, in vorwurfsvollem Ton.

„Entſchuldigen Sie mich, mein Herr, wir ſind ſehr beſchäftigt, heute mehr als gewöhnlich. . . ."

„Das hat mir Ihr Schreiber auch geſagt und er hat mir geraten, ein andermal vorzuſprechen, aber ich habe keine Zeit, die Sache aufzuſchieben; Sie übrigens ebenſowenig."

„Ich?" verſetzte Trélaurier verwundert. „Was ſoll das heißen? Sollten wir gemeinſame Intereſſen haben?"

„Mehr als Sie denken! Aber in Ihrem Vorzimmer und vor dritten kann ich Ihnen die Sache nicht auseinanderſetzen. Bitte, empfangen Sie mich. Weder Ihre Zeit, noch Ihre Herablaſſung wird Sie gereuen."

„Gewiß . . . treten Sie nur ein, mein Herr."

Der Bankier machte ſelbſt die Türe auf und ließ den Fremden vorangehen, während er Vernaut zurief: „Falls ich dich drüben nicht mehr treffe, ſehen wir uns heute abend!"

„Gut, heute abend," ſagte Vernaut, indem er durch eine Türe, die der zu Trélauriers Privatzimmer gegenüberlag, in die Geſchäftsräume ging.

Der Bankier hatte dem unbekannten Beſucher einen Stuhl angeboten und ſah ihn, vor ſeinem Rokokoſchreibtiſch Platz nehmend, erwartungsvoll und neugierig an.

„Mein Herr," begann der Fremde, „ich heiße Proſper Linguet und bin Beſitzer eines Hauſes am Boulevard Poiſſonnière. Mein Vermögen, ein beſcheidenes Sümmchen, habe ich in der Sentierſtraße erworben, wo ich einen Laden mit Hemdkragen und Krawatten hatte, der die Aufſchrift ‚Zur ſchönen Franzöſin' führt. Ich bin ſechzig

Jahre alt und ſchwächlich, dabei habe ich an einem jungen, kräftigen, gefährlichen Mann Rache zu üben, deshalb wende ich mich an Sie."

„Sie ſetzen mich wirklich in Erſtaunen, mein Herr . . ."

„Warten Sie nur, das Erſtaunen ſoll erſt kommen. Seit fünfzehn Jahren bin ich Witwer; mein einziges Kind war beim Tod der Mutter neun Jahre alt, ein engelſchönes Töchterchen, das ich vergötterte. Ich wäre am Schmerz um meine Frau zu Grund gegangen, hätte ich nicht meine Roſine zu erziehen gehabt. Für ſie habe ich gelebt; um ſie reich zu machen, habe ich gearbeitet, ſie war Zweck und Inhalt meines Daſeins."

„Aber, mein Herr . . ." unterbrach Trélaurier, der mehr und mehr verwundert war und ſich zu fragen begann, ob er nicht einen Geiſteskranken vor ſich habe, dieſe vertraulichen Mitteilungen, „ich kann mir nicht recht vorſtellen, in welchem Zuſammenhang Ihre Privatangelegenheiten mit meiner Perſon ſtehen ſollen."

„In einem ſehr engen, wie ich Ihnen mit wenig Worten zeigen werde. Meine Tochter iſt, es ſind jetzt anderthalb Jahre her, von einem nahen Freund Ihres Hauſes entführt worden, von dem Vicomte André von Preigne. . . ."

Trélaurier drückte durch eine Handbewegung ſowohl Überraſchung als Teilnahme aus.

„Glauben Sie mir, mein Herr, daß ich aufrichtiges Mitleiden mit Ihnen habe, denn Ihr Schmerz muß furchtbar ſein. . . . Sie ſagten mir ja zuerſt, daß Sie an einem gefährlichen jungen Mann Rache zu üben hätten; ich weiß jetzt, daß dieſer junge Mann der Vicomte von Preigne iſt, den ich in der Tat genau kenne. Sie ſagten auch, daß Sie deshalb mich aufgeſucht hätten. . . . Glauben Sie etwa, ich würde mich als Werkzeug Ihrer Rache brauchen laſſen?"

„Davon bin ich überzeugt."

„Dann ſind Sie in einem ſeltſamen Irrtum über meinen Charakter und meine Geſinnungen befangen. Wenn ich auch das tiefſte Mitleid für Ihr Unglück fühle, dies Unglück zu rächen bin ich keineswegs geeignet. . . .“

„Das meinige? Ach nein!“ krächzte Linguet mit einem verbitterten Lächeln. „Aber Ihr eigenes?“

Dem Bankier ſtrömte das Blut zu Kopf, er ſprang heftig auf, faßte das hinfällige Männchen am Arm und ſchüttelte dieſen kräftig.

„Mein Herr, ſeien Sie etwas vorſichtiger in Ihren Behauptungen. Falls Sie unzurechnungsfähig ſind, werde ich Sie feſtnehmen und in eine Anſtalt bringen laſſen, wenn aber das, was Sie andeuten, auch nur eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit hätte . . .“

Trélaurier erblaßte, ſo heftig war die Erregung, die ſich ſeiner bemächtigt hatte. Er ballte unwillkürlich die Fäuſte und ſchüttelte ſie drohend.

„Ach! Jetzt ſind Sie der, den ich zu finden hoffte!“ rief Linguet mit triumphierendem Blick. „Ihr Zorn erquickt mein Herz.“

„Was für ein Ungeheuer Sie ſein müſſen!“

„Ich bin kein Ungeheuer,“ verſetzte das kleine Männchen, wieder kaltblütig werdend, „ich bin ein verzweifelter Vater, dem man ſein Kind geraubt hat. . . .“

„Und ich? Was bin ich?“ rief Trélaurier.

Linguet heftete die Augen, worin das Weiße gelblich leuchtete wie bei Leberkranken, feſt auf den Bankier, während er mit verhaltener Wut zur Antwort gab: „Ein Unglücklicher, ſo gut wie ich. Der einzige Unterſchied iſt, daß man Ihnen die Frau rauben will.“

Trélaurier gewann raſch ſeine Selbſtbeherrſchung zurück, es war, als ob die Ankündigung der Gefahr all ſeine Fähigkeiten erhöhte. Er ſetzte ſich wieder, ſah den Mann, der ſo entſchloſſen dieſen Streich gegen ihn geführt hatte, prüfend

an und ſagte, als praktiſcher Mann gerade aufs Ziel losgehend, ohne ſich mit Abwehr des Verdachtes aufzuhalten: „Sie haben Beweiſe für Ihre Behauptung?“

„Würde ich ſonſt gewagt haben, Sie aus Ihrer Sicherheit aufzuſchrecken? Die wechſelſeitige Verpflichtung, die Menſchen untereinander haben, führt mich zu Ihnen, Herr Trélaurier. Wenn mir jemand dieſen Dienſt erwieſen hätte, würde ich das Unheil verhindert haben. . . .“

„Machen Sie keinen Verſuch, Ihre Handlungsweiſe zu rechtfertigen,“ fiel ihm Trélaurier unwirſch in die Rede, „Angeberei iſt und bleibt ehrlos! Ich nehme ſie indes an, wie ſie iſt, und werde ſuchen, ſie mir zu nutze zu machen. Ich mache mich damit zu Ihrem Mitſchuldigen, aber wehe Ihnen, wenn Sie mich irregeführt haben! Nun erklären Sie ſich. Sie behaupten, man wolle mir meine Frau rauben . . . ‚man‘ wäre, wenn ich Sie recht verſtehe, der Vicomte André von Preigne?“

„Jawohl, mein Herr, der hübſche Vicomte, der hinreißende André, der Romanheld Preigne,“ kicherte Linguet, „das Schoßkind der Herzkönigin, aber auch das Opfer der Pikdame! Und auf dieſem Punkt ſetzt meine Rache ein! Er hat nicht lauter Triumphe in ſeinem Haben zu verzeichnen, dieſer berückende Herzenbezwinger, und das Glück iſt ihm im Spiel weniger hold als in der Liebe! Ich bezweifle keinen Augenblick, daß er ſehr verliebt iſt in Ihre Frau, aber ich glaube, daß er Ihre Kaſſe nicht minder leidenſchaftlich liebt. Er hat furchtbare Summen nötig, und weiß nicht, woher er ſie nehmen ſoll. . . . Sie täten wohl, beide Augen offen zu halten, das eine für die Frau, das andre für Ihr Geld!“

„Ach, was liegt mir am Geld!“ rief der Bankier heftig.

„Jawohl . . . Sie ſind ſehr reich. Sie würden leichten Herzens eine bedeutende Summe aufwenden, um jemand

zu beseitigen, der Ihnen lästig ist ... nun, das ist eine Lösung, die Ihnen zu Gebot steht. Stellen Sie den Vicomte vor die Wahl zwischen einem ansehnlichen Bündel Banknoten und seiner Eroberung ... wer weiß! Es ist denkbar, daß er nicht lange schwankt!"

Linguets letzte Worte hatten dem Bankier die ganze Lage des Vicomte vor Augen geführt. Er sah die glänzende Persönlichkeit des jungen Mannes vor sich, der, ohne Geld zu verdienen, wie ein Millionär auftrat und von dem man in der Gesellschaft annahm, daß er vom Spiel lebe. Er war ein Fürst der Mode, das Vorbild, wonach sich die vornehme junge Welt bildete. Seine Westen, sein Rockschnitt waren maßgebend und wurden ohne weiteres aufgenommen. Er bewohnte ein reizendes kleines Palais in der Avenue d'Antin, gab Gesellschaften, wozu man sich drängte und die regelmäßig nach der Mahlzeit mit einem Baccarat endigten, das Männer und Frauen bis in die unerbittliche Klarheit des anbrechenden nächsten Tages, bis zur Stunde des ersten Frühstücks festhielt.

Mütterlicherseits mit den ältesten Adelsgeschlechtern Deutschlands verwandt, hatte der Vicomte den blonden Schnurrbart eines überrheinischen „Fritz", von den Preignes, den kühnen Jägern der Guyenne, dagegen war ihm die südliche Lebendigkeit, die glänzende Persönlichkeit vererbt worden. Seine Liebesabenteuer waren berühmt, eine Sängerin hatte sich sogar um seiner schönen Augen willen vergiftet. Was besonders dazu beitrug, ihn interessant zu machen, war der Gegensatz seines wilden Temperaments und seines gelassenen Benehmens; er sprach mit einer weichen, gleichsam müden Anmut, aber seine Kraft war unerschöpflich; man sah ihn ganze Tage und Nächte am Spieltisch zubringen, in die aufregendsten Partieen vertieft, ohne daß sich je eine Spur der Erschöpfung eingestellt hätte.

Wenn man ihn sah mit dem strohgelben Haar, dem

blauen Blick und dem zärtlichen Mund, so hätte man ihn für ein junges Mädchen in Männerkleidern halten können, aber er war Zeuge gewesen, wie sich die junge Cäcilie Vernier, vom Arsenik zerfressen, in Krämpfen fürchterlichster Todesnot gewunden hatte, ohne daß ihm die schönen Augen feucht geworden wären. Er war mit dem Anschein der Güte eine wilde Bestie; wer ihn genau kannte, sagte von ihm: „Er hat sein Zeitalter verfehlt, er hätte ein Zeitgenosse der Borgia sein sollen! Diesen tollkühnen, verschlagenen und genußsüchtigen Kavalieren hätte er es an Durchtriebenheit und Verwegenheit gleichgetan, inmitten der modernen Zivilisation aber, die der Laune Grenzen setzt und der Leidenschaft Zügel anlegt, verbraucht er sich unnütz. Wozu kann er seinen Heldenmut verwenden? Zu Zweikämpfen, die höchstens einen Hautriß zur Folge haben. Welches Ziel verfolgt seine Verschlagenheit? Die Verführung von Frauen, die danach lechzen, verführt zu werden! Was kann sein Unternehmungsgeist erobern? Fraglichen Gewinn beim Kartenspiel im Klub! Was für Erbärmlichkeiten! Dieser schöne, unerschrockene, abenteuerlustige Bursche, der dazu geboren ist, kein Gesetz anzuerkennen, als das seiner Lust, mit lachendem Mund über die Menschheit wegzuschreiten, Blut und Gold nach Laune und aus Ruhmsucht zu vergießen und zu vergeuden, ist darauf beschränkt, die Führerschaft über eine abgeschmackte Jugend ohne Geist, ohne Leidenschaft, beinahe des Lasters unfähig, zu übernehmen, und dieser glänzende Typus eines Kondottiere schrumpft, von der Mittelmäßigkeit der Zeit beengt, zum kleinlichen Maßstab des modernen Lebemanns zusammen. Allerdings zu einem furchtbaren!"

Während Trélaurier sich in schmerzlichem Nachsinnen derartige Äußerungen zurückrief, fuhr Linguet, ganz in seinem Haß aufgehend, unermüdlich fort, sein Unglück zu schildern, ohne sich darum zu kümmern, ob er angehört und

verſtanden wurde. Er hatte das Meſſer in die Wunde getaucht, hatte Trélaurier vor Schmerz beben geſehen, im Zorn aufſchreien gehört. Nun begehrte er nichts mehr, als ſein Herz zu erleichtern, indem er allen Groll gegen den Vicomte ausſtrömen ließ.

„Der Elende," fuhr er fort, „hatte die Wohnung im Zwiſchengeſchoß meines Hauſes gemietet und bezaubernd eingerichtet. Der Tapezierer forderte mich einmal auf, einzutreten und mir anzuſehen, welchen Luxus mein Mieter entfalte. Es war unglaublich! Von dieſem Tag an ſchwante mir indes, was in dieſen Räumen vor ſich gehen würde. . . . Man ſpannt nicht ſo viel Atlas über die Wände, breitet nicht ſo dicke Teppiche aus, ſtreut nicht ſo viele ſeidene Kiſſen auf ſamtene Ruhebetten umher, wenn man bürgerlich wohnen will. Dahinter mußte etwas ſtecken! Mein Hausmeiſter iſt ein ſehr zuverläſſiger, wachſamer Mann, obwohl er, wie ſich's gehört, über die Geheimniſſe der Mieter zu ſchweigen weiß. Ich ſelbſt hatte ihn gewarnt, auf die Fährte gelenkt. Er wäre übrigens ohnehin der Mann, Geheimniſſe aufzuſtöbern, nur daß der Vicomte ſein Treiben gar nicht geheim hielt! Er empfing in dieſer Wohnung Frauen, Herr Trélaurier, und zwar verſchiedene zu gleicher Zeit, hören Sie nur! Was für Orgien gefeiert wurden, weiß ich nicht, aber man ſpeiſte auch zuweilen, und zwar wie üppig! Dann kamen abends Kameraden, um die Damen hier zu treffen. Es kam vor, daß zehn Equipagen vom Klub vor meiner Haustüre ſtanden! Dabei beileibe kein Lärm im Haus . . . o nein . . . auf den Treppen hielt man ſich tadellos. Man merkte wohl, daß nur wohlerzogene Leute da verkehrten! Ohne die Kellner von Rey, die das Eſſen brachten, hätte man keine Ahnung gehabt, wie es drinnen zuging. Dann eines ſchönen Tages gänzliche Wandlung . . . der Vicomte fing an, nachmittags allein zu kommen und niemand mehr zu empfangen als eine ſehr große, immer ſchwarz gekleidete,

tief verſchleierte Dame, der mein Hausmeiſter nachging, um ihren Namen zu erfahren. Es war die Marquiſe von Courgiron. . . ."

„Ach!" entfuhr es Trélaurier, den dieſer Name überraſchte.

„Jawohl, Herr Trélaurier, eine der hübſcheſten Frauen von Paris, die er, wie es ſcheint, bis auf den letzten Centime ausgeplündert hat. . . . Stundenlang mußte ſie oft auf ihn warten, in meinem Haus! Es war ſchamlos, wie er ſie warten ließ! Meine kleine Roſine war immer ganz empört darüber!"

„Ihre Tochter wußte um dieſe Dinge . . ." unterbrach ihn Trélaurier mit Bitterkeit.

„Mein Gott, Herr Trélaurier . . . Sie werden ja auch wiſſen, wie Kinder ſind! Sie ſtecken voller Neugier. . . . Meine Roſine war den ganzen Tag zu Hauſe, ſah alſo alles, was vorging, und dann ſchnappte ſie auch einige Äußerungen von mir auf, und dumm war ſie weiß Gott nicht, ſomit begriff ſie ſchließlich, was los war. Ich ſagte dann, um ſie in der Ehrbarkeit zu befeſtigen: ‚Siehſt du, dahin führt's, wenn man unrecht tut!' und ſie war voll Mitleid für die Dame in Schwarz und voll Entrüſtung über den Vicomte, den ſie förmlich zu haſſen ſchien.

„‚Kannſt du es glauben, Papa, jetzt hat er die arme Frau wieder drei Stunden warten laſſen? Wie herzlos dieſer Mann ſein muß! Wie ſieht er denn aus? Er huſcht immer nur ſo die Treppe herauf.'

„Eines Abends aber ſagte ſie: ‚Heute bin ich ihm begegnet, als ich ausging. Er kam wie gewöhnlich eilig heraufgeſtürmt, trat aber ſehr höflich beiſeite, um mich vorbeizulaſſen . . . er iſt ja blond.'

„Von da an nannte ſie nie mehr ſeinen Namen und das hätte mir eine Warnung ſein ſollen, aber ich hatte ſolches Vertrauen in mein Kind! Und wie hätte ich denken

können, daß dieſer junge Menſch, der alle vornehmen Damen von Paris haben konnte, wenn er nur wollte, Augen haben würde für ein kleines Bürgermädchen wie meine Tochter? Aber er hatte ſie. Der Vicomte, der Ruchloſe, hatte meine Roſine bemerkt! Er hatte ſie hübſch gefunden. Ach, und das war ſie auch, hübſcher als alle die Zierpuppen, die in ſeiner Wohnung Tollheiten begingen, ſelbſt ſeine berühmte Marquiſe miteingerechnet! Das hatte er auf den erſten Blick losgehabt! Ach, warum habe ich meine Wohnung an dieſen Elenden vermieten müſſen? Mein Hausmeiſter hatte, durch ein Trinkgeld von vierzig Franken verblendet, das Geſchäft abgeſchloſſen, obwohl er hätte wiſſen können, daß ich nur friedliche, geordnete Leute im Haus haben wollte. Aber nicht wahr, das elende Geld hat Anziehungskraft? Ich habe ihn vor die Tür geſetzt, den Dummkopf, aber zu ſpät, denn das Unglück war ſchon geſchehen! Meine Tochter war mit dem Vicomte durchgegangen, und ich war allein zwiſchen meinen verödeten vier Wänden, dem Wahnſinn nah, weil ich nicht wußte, was aus meiner armen Kleinen geworden war. Sie war ja davongegangen, ohne mir ein Wort zu hinterlaſſen, ohne irgend etwas mitzunehmen von ihren Kleidern, ihrer Wäſche ... kein Taſchentuch, nichts! Ich konnte mir vorſtellen, daß ſie von der elektriſchen Bahn zermalmt, im Fluß ertrunken, in einer Gaſſe ermordet worden ſei! Was wußte ich! Im ganzen Stadtviertel habe ich ſie geſucht, von Tür zu Tür um Kunde von ihr gebettelt! Ich ging auf die Polizei, in die Morgue, wandte mich an Auskunftsbureaus. Auf einem ſolchen erhielt ich durch einen ehemaligen Poliziſten den erſten Fingerzeig. Meine Tochter war in der Schweiz, in Lugano ... mit dem Vicomte von Preigne. Ja, Herr Trélaurier, mein Kind, meine kleine Roſine, hatte, von dieſem Schurken betört, das väterliche Haus verlaſſen und irrte in der Fremde umher."

Linguet verſtummte; ein dumpfes Stöhnen drang aus ſeiner Bruſt und Tränen rollten ihm über die von Leiden vergilbte Wange. Trélaurier, der beim Anblick dieſes rückhaltlos ausſtrömenden Jammers faſt ſeine eigene Sorge vergaß, fragte zögernd: „Und Sie haben das unglückſelige Kind gefunden?“

„Ja, Herr Trélaurier, nach einer dreimonatlichen Verfolgung kreuz und quer durch Italien fand ich ſie in Padua in einem Gaſthof, aus dem der Elende, der ſie mir geſtohlen hatte, verſchwunden war, weil er ihrer überdrüſſig geworden. Ich ſehe ſie noch vor mir, wie ſie am Fenſter der Hotelſtube ſaß, ſo verändert, daß ich ſie kaum erkannte, verhärmt, vom Leid zernagt. Als ſie mich erblickte, richtete ſie ſich hoch auf und fiel mir ohne einen Laut, ohne Tränen ſtumm in die Arme. Ich brachte ſie nach Paris zurück und ſechs Monate darauf habe ich ſie auf den Kirchhof Montmartre begleitet, Herr Trélaurier, in das Grab, wo die Mutter ſie erwartete. Das hat der Vicomte André von Preigne mir angetan. Ich glaube nicht, daß es auf Erden einen unglücklicheren Mann gibt als mich, denn ich habe alles verloren und kann mich nicht rächen für das Unrecht, das mir geſchehen. Als ich zu dem Verführer meiner Tochter ging, um Rechenſchaft zu fordern über ſeine Schandtat, ließ er mich durch ſeinen Bedienten hinauswerfen. Ich lauerte ihm an der Türe ſeines Palaſtes auf, um ihn niederzuſchießen, da lud mich der Polizeikommiſſär vor, drohte mir mit Verhaftung, mit dem Narrenhaus, wenn ich nicht mein Wort geben wolle, mich ruhig zu verhalten. Was blieb mir alſo übrig, als meinen Haß hinunterzuwürgen bis zu dem Tag, wo die unabläſſige Wachſamkeit, die ich über meinen Feind ausübe, mich auf die Spur des neuen Abenteuers brachte, das Ihre Ehre bedroht, Herr Trélaurier. Sie, mein Herr, Sie ſind noch jung, ſind kräftig, ohne Zweifel tapfer, jedenfalls reich.

Folglich ſind Sie in der Lage, ſich zu wehren oder am letzten Ende ſich zu rächen. Ich bin alſo hergekommen, um Sie zu warnen. Es iſt an der Zeit, ſich zu rühren. Der Liebeskrieg hat vor drei Wochen begonnen, die entſcheidende Schlacht ſteht nahe bevor. Geſtern um drei Uhr war Frau Trélaurier in der Avenue d'Antin beim Vicomte von Preigne . . ."

„Das lügen Sie!" rief der Gatte, vor Schmerz erbebend.

„Ich lüge nicht," verſetzte Linguet mit gelaſſener Beſtimmtheit. „Sie blieb eine halbe Stunde in der Wohnung, lange genug, um ihren Ruf zu gefährden, wenn auch nicht, um ſich zu Grunde zu richten... Sie dürfen alſo nicht zögern, es muß gehandelt werden. Sind Sie ein Piſtolenſchütze? Reizen Sie den Vicomte, fordern Sie ihn und jagen Sie dem Scheuſal eine Kugel in den Bauch!"

Trélaurier hatte ſich wieder gefaßt. Seine Angſt vor dieſem Fremden verraten zu haben, trieb ihm das Blut ins Geſicht; er wollte ihn irreführen, um ſeinem Mitleid zu entrinnen.

„Sie täuſchen ſich gänzlich über die Beziehungen, die zwiſchen Frau Trélaurier und dem Vicomte beſtehen, ich aber bin darüber beſſer unterrichtet, als Sie annehmen, und die Anweſenheit meiner Frau in ſeiner Wohnung hat gar nichts zu bedeuten. Als ſie hinkam, war ich ſchon dort . . ."

„Sie?" rief Linguet, deſſen gelb unterlaufene Augen funkelten.

„Ja, ich," verſicherte Trélaurier, über ſeine zweite Unwahrheit errötend. „Wenn Sie noch länger auf der Lauer gelegen hätten, würden Sie auch mich unter der Haustüre bemerkt haben. Wir trafen, wie ich zu Ihrer Erbauung und zur Rechtfertigung der von Ihnen verdächtigten Perſonen beifügen will, Verabredungen für ein Wohltätigkeitsunternehmen . . ."

„Pff!“ ziſchte Linguet, den Kopf ſchüttelnd. „Sie wollen mir etwas weismachen. Das iſt Ihr gutes Recht, und ich mache es Ihnen nicht zum Vorwurf. Jeder faßt ſeine Lage auf, wie es ihm gefällt, und wenn Sie an einer Ehe zu dreien Geſchmack finden, ſo iſt das Ihre Sache.“

„Genug, mein Herr!“ rief der Bankier blaß vor Wut. „Ich ſchenke Ihnen mit einer Geduld, die mich ſelbſt in Erſtaunen ſetzt, ſeit einer Stunde Gehör, aber jetzt hat es ein Ende damit. Ich begreife nicht, wie Sie dazu kommen, ſich in meine Angelegenheiten zu miſchen, und die Rolle, die Sie ſpielen, iſt an ſich häßlich genug. Angeberei iſt, ſelbſt dem Feind gegenüber geübt, ein Verfahren, das den Mann entehrt.“

„Ganz wohl, Herr Trélaurier, ich verſtehe Sie. Aber was Sie mir da hinwerfen, berührt mich gar nicht. Mir liegt ſehr wenig an Ihrer Achtung, mir liegt nur an meiner Rache. Ich habe Sie gewarnt. Sie mögen nun handeln, wie es Ihnen beliebt; aber bilden Sie ſich nicht ein, daß ich von jetzt an untätig ſein werde, und daß Ihre Abweiſung mich hindert, meine Rolle weiter zu ſpielen, mag ſie ſchön oder häßlich ſein. Ganz gewiß nicht! Der Vicomte von Preigne iſt mein Feind, iſt mir verfallen, und ich lebe nur noch, um ihm zu ſchaden, nur der Rachedurſt hält mich aufrecht. Ohne dieſen würde ich längſt meiner Frau und meiner Tochter nachgefolgt ſein, mich feſſelt nichts mehr ans Leben als das Verlangen, den glänzenden Vicomte im Schmutz und in ſeinem eigenen Blut liegen zu ſehen, ihn mit Füßen zu treten, ehe er ſterben kann, und ihm zuzuſchreien: ‚Schurke, ich bin's, der dich niedergeworfen hat, der dich beſchimpft, der dich zertritt, hörſt du, fühlſt du es? Der elende Kleinbürger, den du verlacht, verachtet, verhöhnt haſt, er ſetzt ſeinen Fuß auf deine ſchöne Fratze, du ſchmieriger Lump, erbärmlicher Verführer, ruchloſer Mörder!‘ Und das werde ich erreichen, Herr Trélaurier, es kann gar

nicht fehlen. Es ſteht im Buch der Vorſehung geſchrieben; einem Schurken wie er, kann gar kein anderes Ende beſtimmt ſein. Schritt für Schritt werde ich ihm nachſchleichen, um zuletzt dieſes köſtliche Schauſpiel zu genießen. Ich hatte gehofft, Sie würden es mir bereiten, Sie ſcheinen ſich aber nicht dazu entſchließen zu können. Das iſt Ihre Sache. Nun wird eben ein anderer Ehemann das Amt übernehmen, falls es der Spielteufel nicht beſorgt, denn ich habe ja zwei Eiſen im Feuer, die Weiber und die Karten! Wenn der Vicomte an den einen nicht zu Grund geht, ſo doch ſicher an den andern! Entſchuldigen Sie mich alſo, Herr Trélaurier . . . ich habe die Ehre, mich gehorſamſt zu empfehlen."

Er verbeugte ſich vor dem in Gedanken verſunkenen Bankier und ging ſchon auf die Tür zu, als Trélaurier ihn zurückrief.

„Ich möchte nicht, daß Sie eine peinliche Erinnerung an mich mit fortnehmen, Herr Linguet," ſagte er. „Sie kamen in guter Abſicht zu mir, das erkenne ich vollkommen an und ich danke Ihnen dafür."

„Auf Ihre Dankbarkeit verzichte ich, da Sie mich Ihres Vertrauens nicht würdigen. Sie hätten ſich meiner Dienſte bedienen können, denn ich würde vor nichts zurückſchrecken, um die Pläne des Vicomte zu durchkreuzen. Statt deſſen hüllen Sie ſich in Würde, Ihre Eigenliebe zu behüten liegt Ihnen allein im Herzen, und mittlerweile macht der andre vorwärts. Es geht raſch bei ihm, das können Sie mir glauben, und Sie werden Ihre Blindheit noch bitter bereuen. Hoffen wir, daß es dann nicht zu ſpät ſein wird! Ihr Diener, Herr Trélaurier, empfehle mich ergebenſt."

Zitternd und fröſtelnd ſah Trélaurier das kleine Männchen mit dem quittengelben Geſicht hinausgehen, und er machte keinen zweiten Verſuch, ihn aufzuhalten. Mit

geſenkter Stirn und ſchmerzverzerrten Zügen ſtand er einen Augenblick unbeweglich mitten im Zimmer; jetzt, da er allein war, brauchte er ſich ja keinen Zwang mehr aufzuerlegen. Dann ſetzte er ſich wieder an ſeinen Schreibtiſch und ſtützte den Kopf in beide Hände.

Was! Annina, die er heute früh um zehn Uhr verlaſſen hatte, ſo fröhlich, ſo roſig in ihrem geſtickten Friſiermantel, zwitſchernd wie ein Vögelein, während ſie die ſchönen dunkeln Haare kämmte, ſie ſollte ein heimliches Liebesverhältnis haben, ohne ſich je im geringſten in Wort, Blick, Gebärde, Stimmung zu verraten? Wem war noch zu trauen, wenn die Sünde dieſe Unſchuldsmiene tragen, wenn die Lüge ſo unbefangen lachen, ſo hell und klar blicken konnte? Gewiß, er hatte ja viel zu viel vom Leben geſehen, um ſich vom Schein trügen zu laſſen, er wußte, wie gewandt die Frauen im Täuſchen ſind, aber Annina! Jetzt wallte der Zorn wieder in ihm auf.

„Hol's der Teufel!“ ſagte er ſich. „Es iſt ja immer dieſelbe Geſchichte: man hält ſich für bevorzugt, und warum ſollte Annina zuverläſſiger und beſſer ſein als eine andre? Seit wann bewahrt Vertrauensſeligkeit vor Gefahr? Iſt meine Frau vor der Verſuchung gefeit, weil ich an ihre Tugend glaube? Ich bin ein Einfaltspinſel! Man darf nicht nach dem Schein urteilen, muß aufpaſſen, nachforſchen, beobachten, und je harmloſer ich war, deſto energiſcher muß ich jetzt zu Werke gehen und der Sache nachſpüren. . . .“

Ein ſchmerzlicher Seufzer entrang ſich ſeiner Bruſt; er preßte die Handflächen gegeneinander.

„Mein Gott,“ murmelte er, „welch jäher Sturz aus allen Himmeln! Da ſitze ich und hege Verdacht gegen mein Weib, zermartre mir die Seele, um Anzeichen ihrer Schuld zu entdecken, während ich ihr doch unbedingt vertrauen ſollte, will ich nicht Gefahr laufen, ihr die ſchmählichſte aller Kränkungen anzutun! Und doch wäre es Wahn-

ſinn, wiſſentlich die Augen zu ſchließen, Wahnſinn und Feigheit! Freilich ſeit drei Jahren bin ich verheiratet, und der Vicomte verkehrt, wie ſo viele andre, bei mir, auch in kleinem Kreis, und nie hatte ich den Eindruck, daß er ſich mit Annina beſchäftige, nie hat er ihr gegenüber einen andern Ton angeſchlagen, als den ſcherzhafter Galanterie, ja ſogar nur den der Kameradſchaftlichkeit. Ach, ich Unſeliger! Jetzt halte ich wieder mein Sicherheitsgefühl für einen Beweis! Aber gerade das iſt's ja, was mich mißtrauiſch machen ſollte! Daß ich nichts geſehen habe, iſt doch kein Grund, daß nichts vorgefallen iſt. Aber was? Wie? Warum?"

Zum zweiten Male tauchte die hohe, ſchlanke, vornehme Geſtalt des blonden Vicomte deutlich vor ihm auf. War es nicht ein ſchöner, zur Liebe geſchaffener Jüngling, das Ideal eines Liebhabers? Bis auf die zugeſtandene Sittenloſigkeit, die wohlbekannte Herzloſigkeit gegen ſeine Geliebten hinaus, die für eine ſelbſtbewußte Frau einen verlockenden Reiz haben mußte. War es etwa nicht verführeriſch, dieſen Sieger zu überwinden, dieſen Flatterhaften zu feſſeln, dieſen Grauſamen zu quälen? Welche Befriedigung des Selbſtgefühls, welch köſtlicher Triumph, um ſo köſtlicher, weil man ihn geheimhalten mußte! Hatte die dunkle Annina nicht den entzückenden Plan faſſen können, ſich von dem blonden André lieben zu laſſen? Ein erleſenes Paar, prächtig zuſammenſtimmend und wie geſchaffen, ſich in Liebesluſt zu verzehren. Ein entſetzliches Bild ſtieg vor Trélaurier auf; er ſah beide eng umſchlungen in leidenſchaftlicher Umklammerung vor ſich, er glaubte, ſie beben zu ſehen vor Luſt, glaubte, ihre Wonne ſchreien zu hören. Er ſelbſt ſtieß einen dumpfen Laut des Entſetzens aus und hämmerte mit geballten Fäuſten gegen ſeine Stirne, um die gräßliche Vorſtellung loszuwerden. Aber ſie verfolgte ihn gegen ſeinen Willen;

wieder erblickte er Annina in Andrés Armen, nicht mehr die lachende leichtherzige Annina, ſondern ein ernſtes, liebeglühendes Weib, das ſich gleichſam zwang, die Trunkenheit verbotener Luſt zu genießen, ſie feſtzuhalten verſuchte, und doch feſt überzeugt, daß ſie ihr entrinnen würde.

In dieſem Augenblick kam ihm plötzlich wieder in den Sinn, was Linguet über des Vicomtes Geldanſprüche an ſeine Geliebten geäußert hatte. Daß die Marquiſe von Courgiron bankrott war, wußte der Bankier. Es waren damals viele häßliche Gerüchte über des Vicomtes Anteil an dieſem Schiffbruch im Umlauf geweſen, aber die Marquiſe war eine Spielerin, und die Börſe wie die Bank von Monte Carlo hatten auch ihren Anteil am Raub eingeſackt. „André oder die Roulette?“ hatte man gefragt, und die Eingeweihten hatten zur Antwort gegeben: „Beide.“ Trélaurier hatte zu dieſen gehört; er wußte, daß die Marquiſe bei Spekulationen in Goldminen, die ſie gemeinſam mit dem Vicomte gemacht hatte, ſchlecht weggekommen war.

„Annina iſt ſicher ſchön genug, daß er ſie um ihrer ſelbſt willen begehren kann,“ ſagte er ſich, „indeſſen verfügt ſie auch über große Summen, da ich ihr ein Konto mit unbeſchränktem Kredit in der Bank eröffnet habe. . . .“

Sobald dieſer Gedanke entſtand, berührte ſeine Hand die Klingel des Telephons, das ſein Arbeitszimmer mit den Geſchäftsräumen verband.

„Schicken Sie mir Herrn Chalgrin mit dem Privatkontobuch. . . .“

Er fuhr ſich mit ſeinem Taſchentuch über die Stirne, um den Schweiß zu trocknen, der darauf perlte. Sein Herz war angſtvoll gepreßt . . . was für Offenbarungen würde ihm Anninas Konto bringen? Hatte die junge Frau, die für ihre Toilette von jeher viel ausgab, da ſie der Stellung des Gatten Ehre machen wollte, ſich neuerdings ungewöhnlich große Beträge ausbezahlen laſſen? Würde Trélaurier

in den Büchern den Beweis finden, daß dieſer vorurteilsloſe Liebhaber auch hier jenen Kunſtgriff ausgeübt hatte, den man ihm ſo bitter zum Vorwurf machte?

Ein leiſer Schritt ertönte, eine geſchickte Hand drehte ſachte die Türklinke auf und an Stelle des gewünſchten Beamten erſchien Vernaut ſelbſt, ein Kontobuch unterm Arm.

„Du?“ rief Trélaurier mit einem Gefühl der Freudigkeit in aller Bekümmernis. „Du warſt noch da?“

„Jawohl,“ ſagte der Bevollmächtigte, ſeinen Vorgeſetzten mit einigem Erſtaunen anblickend. „Ich war im Begriff zu gehen, als Chalgrin das Privatkontobuch für dich verlangte. . . . Ich wunderte mich ein wenig darüber, und da Chalgrin ſehr beſchäftigt war, die Sortenzettel zu kontrollieren, kam ich an ſeiner Stelle. Was gibt's denn?“

„Nichts! Ich möchte nur eine Zahl nachſehen . . .“

Mit zitternder Hand hatte der Bankier das Buch ergriffen und ſchlug nun den Buchſtaben T auf. Dann blätterte er mit geübten Fingern weiter bis zum „Konto der Frau Trélaurier“. Mit einem Blick überflog der Gatte die Zahlenreihen des Debets und entdeckte nach Poſten für Putzmacherinnen, Schneiderinnen, Weißzeuggeſchäfte, Juweliere eine Summe, deren Verwendung nicht angegeben war.

„Frau Trélaurier hundertfünfzigtauſend Franken.“

Es legte ſich wie ein Nebel vor Trélauriers Augen, es koſtete ihn eine Anſtrengung, das Datum zu leſen. Es war der 23. Februar, alſo vorgeſtern. Er klappte das Buch heftig zu, lehnte ſich in ſeinem Stuhl zurück und hing ſeinen Gedanken nach, ohne ſich um Vernauts Anweſenheit zu kümmern. Vor zwei Tagen hatte Annina dieſe hundertfünfzigtauſend Franken erhoben. . . . Wozu? Sie hatte noch nie Geld verlangt, ſie begnügte ſich, die Rechnungen ihrer Lieferanten an die Kaſſe zu verweiſen. Für ihre kleinen Ausgaben, wie Beiträge und Geſchenke,

reichten die zwanzigtauſend Franken aus, die ihr der Bankier ſpaßeshalber an jedem Neujahrstag in Gold ſchenkte, und die ihr reichlich genügten, ja wovon ſie faſt jedes Jahr Ende Dezember einen Reſt übrig hatte. Und nun mit einem Male hatte ſie hundertfünfzigtauſend Franken nötig.... Wozu? Die Züge des Gatten waren ſo ſchmerzlich verzerrt, in ſeinem Blick lag eine ſo namenloſe Angſt, daß Vernaut ſich nicht enthalten konnte zu fragen: „Sage mir doch, Felix, was haſt du?“

Jetzt hatte Trélaurier nicht mehr die Kraft, zu ſchweigen.

„Du gehſt viel in den Klub,“ begann er, „vor dir ſprechen die Bekannten ohne Scheu ... ſage mir, haſt du keinen Klatſch über mich gehört?“

„Was ſoll ich denn gehört haben?“

„Das frage ich!“

„Aber was ſoll das heißen? Weshalb ſoll man über dich reden? In welcher Beziehung? Du weißt ja, daß du unbedingt auf mich zählen kannſt, alſo habe die Güte, offen zu ſein. Du biſt ganz verſtört! Und daß du dich gerade heute mit anderem beſchäftigſt, als mit der Bank, beweiſt mir, daß es ſich um etwas ſehr Ernſtes handeln muß....“

„Jawohl, um etwas ſehr Ernſtes.“

„Und um was?“

„Um meine Frau.“

„Um deine Frau? Iſt ihr etwas zugeſtoßen?“

Der Bankier griff nach der Hand des Freundes und drückte ſie innig; ſein Blick war voll liebevoller Dankbarkeit, er atmete erleichtert auf, ſo wohl tat es ihm, daß in Vernaut keine Spur von Argwohn gegen Annina aufgeſtiegen war. Er fragte ja, was ihr zugeſtoßen ſei, fürchtete einen Unglücksfall, eine Erkrankung, hielt alles für möglich, nur nicht eine Schuld, wußte jedenfalls nichts, hatte nichts gehört. Bekannt war es alſo noch nicht, was dieſer

Linguet ihm zugetragen hatte. Ja, war es denn richtig? Trotz der Genauigkeit der Angaben, trotzdem, daß der Angeber keinen Vorteil dabei gehabt hätte, ihn zu täuschen, fing er wieder an zu zweifeln. Aber dieſe hundertfünfzigtauſend Franken? Die waren kein Irrtum, da lag keine Verwechſlung, keine Erfindung vor. Die Zahl ſtand ihm deutlich vor Augen, und er brauchte nur das vor ihm liegende Buch aufzuſchlagen, um ſich aufs neue davon zu überzeugen.

„Ach, mein guter Vernaut," ſagte er ſtöhnend, „ich bin ſo unglücklich! Stelle dir vor, daß der entſetzliche Menſch, den wir wartend im Vorzimmer trafen und den ich vor deinen Augen hier eintreten ließ, die abſcheulichſten Anklagen gegen Annina erhoben hat."

„Was!" rief Vernaut entrüſtet. „Gegen deine Frau! Hoffentlich haſt du ihn ſchon nach den erſten Worten an die Luft geſetzt, wie ſich's gebührte?"

„Nein! Ich habe ihm Gehör geſchenkt, erſt mit Staunen, dann mit Empörung, zuletzt verzweifelnd. . . ."

„Verzweifelnd? Du glaubſt es alſo? Du, Trélaurier! Und von einer Frau wie die deinige!"

„Ja," rief der Bankier, „nicht wahr? Sag mir's noch einmal! Es erſcheint dir ſo unmöglich wie mir? Du kannſt den Gedanken nicht faſſen, daß Annina keine anſtändige Frau mehr ſein, ſich über mich luſtig machen ſoll. . . . Auch ich, verſtehe mich wohl, kann mich nicht entſchließen, daran zu glauben, trotz allem, was mir das Ungeheuer geſagt, trotzdem, was ich ſoeben ſelbſt feſtgeſtellt habe. . . ."

„Wo? In dem Buch, das du verlangteſt! . . . Was enthält es denn?"

„Ach, nichts, was mich berühren würde, wenn mich dieſes qualvolle Mißtrauen nicht ängſtigte. . . . Annina hat vorgeſtern ohne Angabe des Zwecks eine große Summe erhoben . . . hundertfünfzigtauſend Franken. . . ."

„Ach, ſie wird irgend eine koſtſpielige Dummheit gemacht haben, die ſie dir nicht gleich eingeſtehen mochte, wird ſich geſagt haben, daß ſie dir's ja erklären könne, wenn du davon ſprechen werdeſt, wenn du überhaupt je davon anfangen würdeſt, denn ſie kennt dich ja und weiß, daß Geld für dich keine Bedeutung hat."

„Ach, wenn du recht hätteſt!"

„Aber ich habe recht! Daran iſt gar nicht zu zweifeln! Du mußt verrückt ſein, wenn du es tuſt! Felix, mir kannſt du doch vertrauen. Komm, erzähle mir alles, was man dir zugetragen, ſpeie das Gift wieder aus, womit man dich krank gemacht hat. . . . Das wird dir das Herz erleichtern, was die Hauptſache iſt, und, wenn's nottut, überlegen wir dann zu zweien, was zu geſchehen hat. Komm, alter Freund, laß dich doch nicht derart aus dem Geleis bringen! Es tut mir in der Seele weh, dich in dieſer Verfaſſung zu ſehen, einen Mann deines Schlags . . . hol's der Teufel!"

Trélaurier fuhr ſich mit dem Handrücken über die Augen, um ein paar Tränen abzuwiſchen, die ihm über die Wangen laufen wollten. Die warme Liebe des Jugendfreundes richtete ihn auf, er ward in ſtummem Kampf wieder ſeiner Erregung Herr, und ſobald er ſeiner Stimme ſicher geworden, begann er die giftigen Enthüllungen des kleinen Linguet Wort für Wort zu wiederholen. Ohne ihn zu unterbrechen, hörte Vernaut mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu. Je weiter er in ſeinem Bericht kam, deſto deutlicher nahm Trélaurier zu ſeiner Qual wahr, daß auch die Züge des Freundes ſich verfinſterten, gleich als ob die ſo energiſch zurückgeſtoßene Gewißheit nach und nach Macht über ihn gewänne. Er ſagte nicht mehr: „Das iſt erlogen!" Ihn überfiel mehr und mehr die Angſt, es könne wahr ſein, und doch lehnte er ſich bei Trélauriers letzten Worten noch einmal heftig gegen dieſe Überzeugung auf.

„Das iſt ja Wahnſinn! Laß dir doch nichts weis-

machen! Und wenn ich's mit eigenen Augen ſähe, würde ich mich noch nicht entſchließen, die Sache für möglich zu halten!"

„Und doch erklärſt du ſie nicht mehr für unwahr!" rief Trélaurier raſch.

Vernaut machte eine Gebärde der Ungeduld.

„Alter, ich muß mir Klarheit verſchaffen, und ich werde dazu gelangen!"

„Wie wirſt du das angreifen?"

„Nichts einfacher als das! Ich werde dieſen Vicomte perſönlich überwachen, und zwar ſehr genau. Für alles, was du ſelbſt nicht tun kannſt, werde ich an deine Stelle treten, und ich ſtehe dir gut dafür, daß wir binnen vierundzwanzig Stunden wiſſen werden, woran wir ſind. Dein unbedingtes Vertrauen iſt die Urſache, daß man dich derart überrumpeln konnte. Du haſt den angeblichen Sündern volle Bewegungsfreiheit gelaſſen, jetzt werden wir ſie mit Beobachtungspoſten umziehen, wozu ich alle nötigen Elemente in Händen habe. . . . Verlaß dich auf deinen alten Freund und verhalte dich abwartend."

„Fällt mir nicht ein, untätig zu bleiben! Vielleicht iſt noch nicht alles verloren. . . . Dieſer Elende gab ja ſelbſt zu, daß noch nichts Unwiderrufliches geſchehen ſein könne zwiſchen . . ."

Er brachte es nicht über ſich, die Namen ſeiner Frau und des Vicomte in einem Atem zu nennen, und vollendete ſeinen Satz nur durch eine troſtloſe Gebärde. Vernaut legte ihm liebevoll die Hand auf die Schulter.

„Faſſe Mut und ſei namentlich bemüht, äußerlich unveränderte Gelaſſenheit zu bewahren. Deinen Verdacht durchſchimmern zu laſſen, hieße vielleicht die drohende Kataſtrophe beſchleunigen. Wenn du eingreifſt, muß es mit vollwertigen Beweiſen, niederſchmetternden Gründen geſchehen, damit dir alle Möglichkeiten gegeben ſind, die

junge Frau, die vielleicht unvorſichtig war, vor der Schuld zu bewahren. Es gilt ein gewagtes Spiel. . . ."

„Ich werde die Kraft haben, alles einzuſetzen, um es zu gewinnen."

„Du wirſt nach Hauſe kommen, als ob nichts geſchehen wäre. . . . Du warſt doch im Begriff, heimzugehen, ehe der Angeber kam?"

„Ja, wir ſollten in Geſellſchaft gehen, Annina und ich, zu Frau von Préjean."

„Geh du nicht hin, gebrauche irgend eine Ausrede. Du würdeſt den Vicomte dort treffen, der ein Kamerad von Saint-Yrieix, des Freundes der Hausfrau, iſt. Laß aber deine Frau hingehen, und ich werde beobachten, was vorgeht. Ich fange auf der Stelle an, den Vicomte zu überwachen, und ich werde leicht herausbringen, was er treibt, ich brauche mich ja nur an Saint-Yrieix und ihn ſelbſt anzuſchließen, wenn ſie von Frau von Préjean weggehen. Ein unvorſichtig hingeworfenes Wort kann mich über viel aufklären, ich werde alſo die Ohren ſpitzen. Geht er wie gewöhnlich in den Klub, ſo begleite ich ihn. Du mußt dich deinerſeits auch auf die Lauer legen und dich bereithalten, jeden Zufall zu nützen; eine an ſich noch ſo unwichtige Kleinigkeit kann hie und da Kataſtrophen verhüten, menſchliche Entſchließungen hängen oft von ſo winzigen Dingen ab! Ein augenblicklicher Eindruck, ein Wort, das zu Herzen geht, ein unheimliches Vorgefühl . . . Herz und Kopf ſind in ſchweren Stunden ſo überempfindlich, daß man nichts unverſucht laſſen darf, auf ſie einzuwirken."

Trélaurier ſchüttelte ſchwermütig den Kopf.

„Wenn es mir gelingt, Annina zu behalten, ſo wird es ein unſchätzbarer Sieg ſein, aber wie jeder Sieg wird auch dieſer Schmerzen und Wunden genug hinterlaſſen. Meine Mannesehre wird gerettet, meine geſellſchaftliche Stellung unerſchüttert ſein, aber meine Liebe und mein

Vertrauen werden unheilbar gelitten haben. Wie ſich die Sache auch entwickeln mag, Vernaut, das Unglück iſt da. Nie wieder werde ich die Gemütsruhe finden, womit ich dieſe letzten drei Jahre gelebt habe. Möglich, daß ich mich allzu willig in dieſes Behagen wiegen ließ, ich hätte mich vielleicht mehr mit meiner Frau beſchäftigen, mir einen größeren Raum in ihrem Daſein ſchaffen ſollen. Ich nahm an, daß mein Arbeitseifer, die Leidenſchaft, womit ich mich mühte, ihr immer größeren Reichtum, eine immer glänzendere Stellung zu erwerben, hinreichen würden, ſie treu und zärtlich an mich zu feſſeln. Ich habe mich in den Traum aller wackern Leute gewiegt, die ſich immer einbilden, daß Tüchtigkeit und andre beſcheidene Tugenden den Reiz von Schönheit und Jugend aufwiegen. Ich bin achtzehn Jahre älter als meine Frau, und die Arbeit hat mich ſchwerfällig gemacht. Wie könnte ich mit dieſem übermütigen, glänzenden, hinreißenden Preigne in die Schranken treten? Bin ich nicht ein Narr, es jetzt noch zu hoffen? Er hat ſeine ſchönen Augen, ſeinen blonden Schnurrbart, ſeine elegante Figur, ſeine Anmut! Was habe ich dem entgegenzuſetzen? Sieh mich doch nur an, Vernaut! Ein netter Nebenbuhler für die Blume Pariſer Schicks, den Beherrſcher der Mode! Ein feiſter Bankier von vierzig Jahren, deſſen Haar grau wird und der nicht Liebe zu girren verſteht, wie ſollte der den Sieg davontragen? Und was wird aus mir, wenn ich unterliege?"

„Darüber magſt du dich beſinnen, wenn die Niederlage da iſt, augenblicklich handelt ſich's nur darum, Klarheit zu erlangen. Das Schlimmſte, was dir geſchehen kann, iſt, daß dein Argwohn ſich bewahrheitet . . . dann wirſt du erſt endgültige Entſcheidungen treffen können. Denke aber nicht zu viel an die Folgen des möglichen Unglücks, beſchäftige dich lieber mit den Mitteln, es zu verhüten. Nachher? Nun, davon ſprechen wir ſpäter. Ich werde ja immer auf

dem Posten sein, um dir zu helfen, dich zu beraten, dich zu trösten, vorläufig aber kämpfen wir. Das Spiel ist noch nicht verloren, es fängt ja erst an."

„Ja, Vernaut, aber mein Gegner hat die Herzdame in der Hand . . ."

„Und du den Schippenbuben, der, wie alle Kartenschlägerinnen behaupten, Geld bedeutet. Der Schlingel hat auch seinen Wert, namentlich wenn der Gegner André von Preigne heißt. Halt! Es ist ja schon sieben Uhr. Kopf hoch, Mann, besinne dich auf deine Kraft, mache zur Stärkung einen Gang durchs Geschäft und sieh dir an, wie die Arbeit fleckt!"

„Ja, du hast recht. Ich darf über meinen persönlichen Kümmernissen die wichtigen Interessen, die mir anvertraut sind, nicht vernachlässigen."

Er stand auf und verließ mit dem Prokuristen sein Arbeitszimmer.

Zweites Kapitel.

Als man Fräulein Annina von Saint-Yrieix im Schloß Fondettes, das sie mit einer alten Tante bewohnte, mit dem Bankier Felix Trélaurier bekanntgemacht hatte, war der erste Eindruck ein befriedigender gewesen. Sie hatte sich gesagt, daß der etwas untersetzte, breitschulterige Mann mit dem dichten Haar und der frischen Gesichtsfarbe sehr gesund sein müsse, und als sie ihn mit schlichter Offenheit sprechen hörte, gewann sie die Überzeugung, daß er einen guten Charakter habe. Daß er sehr reich war, wußte sie. Zu ihrem Vetter Tristan von Saint-Yrieix, der für ein paar Tage zu Besuch bei der Großmutter war, sagte sie

denn auch: „Herr Trélaurier ist ein guter Mensch, der mich zu lieben scheint und mir nicht mißfällt. Ich glaube, daß ich glücklich werden kann mit ihm."

„Schönes Cousinchen," versetzte Tristan, „du suchst dir da ein recht ruhiges Glück aus. Mit Trélaurier hast du gesicherten Frieden und ein ungeheures Vermögen. Er besitzt ohne Zweifel jetzt seine zwanzig Millionen, und in zehn Jahren wird es das Fünffache sein, wenn nicht mehr. Du hast also alles, was eine Frau begehren kann ... bis auf die Liebe. Sei so gut und werde nicht böse, ich mache keine schlechten Witze, sondern will dir nur reinen Wein einschenken. Siehst du, es gilt im Leben, nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich glücklich zu sein; das eine ersetzt das andre nimmermehr, und wer dir das Gegenteil einreden will, hintergeht dich. Es tritt im Leben aller Frauen, wenn sie nicht gerade die Temperatur gekühlter Weinflaschen haben, eine Stunde ein, wo das Gefühl sich mehr oder weniger gebieterisch geltend macht. Steht das Gefühl im Einklang mit der Pflicht, so ist das unbedingte Glück da, tritt es aber in Kampf mit den regelrechten Grundsätzen, so haben wir die Krisis, verlaß dich darauf. Diese Krisen sind wie das Scharlachfieber, es gibt leichte und schwere Fälle. Macht man's mit vorübergehendem Fieber und allgemeinem Unbehagen ab, so ist's gut, es gibt dann keine Rückfälle, man weiß, woran man ist, und nimmt die richtigen Arzneien. Packt's einen aber tüchtig ... ach, arme Frauen!"

„Entschuldige, Tristan," fiel ihm Annina ins Wort, „was bezweckst du mit diesem Vortrag über die Psychologie der Ehe?"

„Ich komme schon zum Zweck. Ich will dir ganz einfach sagen, daß ein Gatte wie Trélaurier seine Vorzüge hat, aber auch seine Nachteile, worunter der geringste der ist, daß er dem Fräulein von Saint-Yrieix nicht die Spur von Leidenschaft einflößt. Sie wird also all ihre Liebesfähigkeit

in die Sparbüchſe legen, um ſie dann bei der erſten Gelegenheit zu vergeuden."

„Ich muß ſagen, du machſt dir eine traurige Vorſtellung von mir, Triſtan, wenn du annimmſt, ich könnte mich unter dem Vorwand, daß mein Gatte keine Wirbelſtürme der Leidenſchaft in mir entfeſſelt habe, ſo vergeſſen! Ich weiß nicht, ob die ſchwindelerregenden Gefühle, wovon du ſprichſt, ſehr verbreitet ſind, aber ich ſehe die Frauen unſrer Kreiſe in der Regel recht gemütsruhig dahinleben, und meine Tante Perceval hat mir einmal geſagt, die großen Leidenſchaften ſeien Ausnahmen im Leben und ſie ſelbſt habe, obwohl ſie zweimal verheiratet geweſen, nie etwas davon verſpürt."

„Hat ſie das geſagt? Alle Wetter!"

„Warum alle Wetter? Deine Großmutter muß zu ihrer Zeit ſehr hübſch geweſen ſein. Eine Miniature von Frau Herbelin und das große Porträt von Ricard ſtellen ſie ganz reizend dar, blond und anmutig."

„Nun, dann iſt ihr eben ihr Typus nie begegnet!"

„Eine nette Weltanſchauung! Alle Frauen ſind alſo einem beliebigen ‚Typus' auf Gnade und Ungnade preisgegeben, falls ſie ihm begegnen?"

„Im allgemeinen, ja."

„Und alle, die ihrem ‚Typus' begegnen, unterliegen der Verſuchung?"

„Nicht alle. Umſtände, Rückſichten können es verhindern, aber du darfſt kecklich glauben, daß für alle, die der Verſuchung widerſtanden haben, Augenblicke kommen, wo ſie es bitter bereuen!"

„So? Ich bin eher geneigt, das Gegenteil zu glauben, nämlich, daß die bereuen, die ihr unterlegen ſind!"

„Schön und gut, Kleine! Wenn du ſo denkſt, tuſt du ganz wohl daran, Trélaurier zu heiraten. Gebe der Himmel,

daß du recht viele Kinder kriegſt und daß alles im denkbar größten Reichtum glatt abläuft."

„Weshalb ſo gereizt? Meine Heirat ſcheint ſich deines Beifalls nicht zu erfreuen?"

„O, ich habe gar nichts gegen Felix, der, wie du ſagſt, ein guter Menſch iſt, aber für dich hätte ich etwas andres gewünſcht. . . ."

„Aha! Deinen Freund André von Preigne? Jawohl, das ſteckt dir immer noch im Kopf! Du weißt aber doch, daß die Tante Perceval Zeter ſchrie, als du von ihm ſprachſt. Er ſcheint für einen Taugenichts zu gelten."

„Nur weil er ein hübſcher Burſche iſt!"

„Und weil er alles, was ihm ſeine Mutter hinterlaſſen, aufgezehrt hat. . . ."

„Es können nicht alle Leute Geld verdienen, es muß auch welche geben, die es unter die Leute bringen."

„Ja, aber für Dinge, deren man ſich nicht zu ſchämen hat, während Baccarat, Pferderennen und dann . . . das übrige . . ."

„Man hat dir viel vorgeſchwatzt, wie ich merke, und meinen armen André bös mitgenommen."

„Nur nach Verdienſt, glaube ich."

„Wenn du ihn kennteſt . . ."

„Danke, ich habe gar kein Bedürfnis, ihn kennen zu lernen, wenn er der Böſewicht iſt, den man mir geſchildert hat, und ich finde ſogar, daß du beſſer täteſt, dir andre Freunde auszuſuchen als einen Wüſtling!"

„Aber du biſt ja geradezu gehäſſig! Du wirſt deine Vorurteile raſch genug ablegen, wenn du einmal ſiehſt, was für ein Menſch er iſt, nur wird es dann zu ſpät ſein! Wäreſt du Andrés Frau geworden, ſo hätteſt du ihn mit Leichtigkeit auf den geraden Weg zurückführen können, von dem er nicht einmal ſtark abgewichen iſt. . . . Viel Geld hat er ja nicht mehr, das iſt richtig, aber du ſelbſt biſt ja

reich, und es ist sündhafte Verschwendung, dein Vermögen auch noch in Trélauriers Kasse zu gießen, denn der hat's wahrlich nicht nötig!"

„Du kannst doch nicht im Ernst verlangen, daß ich deinen Freund heirate, damit er wieder zu Geld kommt, und Trélaurier abweise, weil er Millionär ist!"

„So heirate ihn doch, nimm ihn! Du wirst Königin sein . . . in Finanzkreisen, kannst auf Goldbarren ruhen. Hoffen wir, daß du gut darauf schlafen wirst."

Felix Trélaurier verdiente es nicht, so geringschätzig hingestellt zu werden, wie Tristan es tat. Er war ein unterrichteter, vielseitig gebildeter Mann, leidenschaftlicher Kunstfreund und eine vornehme Natur. An gesellschaftlichen Verkehr gewöhnt, wußte er sich sehr gut zu benehmen, fand immer das richtige Wort, wenn er sprechen wollte, verstand es aber auch, taktvoll zu schweigen. In der Geschäftswelt nahm er eine höchst bedeutende Stellung ein und er opferte viel Zeit und Kraft, um das Vermögen adeliger Familien zu retten, die ohne seinen Beistand und seinen Scharfsinn rettungslos verarmt wären. Er hatte sich dadurch die Achtung und Dankbarkeit sehr hochgestellter Personen erworben, die ihm die besten Kreise der Gesellschaft eröffneten. Man traf den Bankier in Häusern, die sonst schwer zugänglich waren, sogar für Leute von halbwegs vornehmem Ursprung, und dieser Geschäftsmann genoß Vorrechte, die selbst der von Louis Philippe geschaffene Adel trotz Grafen- und Freiherrntitel nicht leicht erlangte. Er tat sich nicht viel darauf zu gute, verkehrte mit ruhiger Gelassenheit bei Marquisen und Herzoginnen, gab zum Dank für eine Tasse Tee und ein Stückchen Kuchen sehr nützliche Ratschläge und lud zur Erwiderung ihre Männer, Väter oder Söhne auf eine prachtvolle Jagd, die er in der Sologne besaß, wo man während vier Monaten immer seine sechshundert Stücke zur Strecke brachte.

Dort beriet er auch mit Kollegen aus der hohen Finanz und bedeutenden Vertretern ausländiſcher Börſen die großen Unternehmungen; der Jagdſaal des Schloſſes Varenne-en-Tilloy hatte von dem Romanſchreiber Jean Vernet und dem berühmten Maler Valançon an bis zum Prinzen von Edinburg und Mehmet, dem Bruder des Sultans, eine große Zahl ausgezeichneter Perſönlichkeiten kommen und gehen ſehen.

Wie hoch auch Rang und Bedeutung ſeiner Tiſchgenoſſen ſein mochte, Trélaurier verkehrte mit allen in liebenswürdigſter Weiſe, frei von Prahlerei wie von Schüchternheit. Gerade ſeine Offenheit und Einfachheit feſſelten die Menſchen, und dabei ſah er ſo klug und geſund aus, daß man gerne in Beziehung zu ihm trat. Er war ganz ſachte achtunddreißig Jahre alt geworden, ohne ans Heiraten zu denken, als ein zufälliger Grenzſtreit mit den anſtoßenden Nachbarn ihn ins Schloß Fondettes führte. Dort hatte er ſich der alten Frau von Perceval und ihrer Nichte Annina vorgeſtellt und ſich bei den Damen durch ſeine Freundſchaft mit Triſtan von Saint-Yrieix, den er häufig im Klub traf, aufs beſte eingeführt. Er verließ das Schloß, das er als Gegner der Beſitzerin betreten hatte, als ihr Freund, und ſtatt, wie ſeine Abſicht geweſen, am andern Tag nach Paris zurückzukehren, verlängerte er ſeinen Aufenthalt in Varenne.

Unter dem Vorwand, ſich über die Grenzverhältniſſe genauer zu unterrichten und die darauf bezüglichen Pläne zu vergleichen, war er wieder nach Schloß Fondettes gekommen und hatte ſich um die Hand des Fräuleins Annina von Saint-Yrieix beworben. Er hatte ſich Hals über Kopf verliebt in das junge Mädchen, und das erſte, was ihm am Herzen gelegen hatte, war geweſen, ſeinen Prokuriſten und Freund Vernaut nach Schloß Fondettes kommen zu laſſen, angeblich, um ſich über die in Frage ſtehende

Grenze zu unterrichten, tatſächlich um Annina zu ſehen. Dieſer, der für ſeine Perſon entſchloſſener Junggeſelle war, begrüßte den Gedanken, daß der Freund ſich verheiraten wollte, mit der lebhafteſten Freude.

„Sehr vernünftig, daß du dich entſchloſſen haſt, einen Hausſtand zu gründen," erklärte er am Abend, nachdem er Fräulein von Saint-Yrieix kennen gelernt hatte. „Es wäre Sünd' und ſchade, wenn ein Haus wie das deinige ohne Erben bliebe, und nächſtes Jahr würdeſt du ſchon die Grenze erreichen, wo man das Junggeſellenleben beſſer fahren läßt. Gott ſei Dank, werden wir alſo eine Frau und zwar eine ganz reizende Frau ins Haus bekommen!"

„Nicht wahr, ſie iſt entzückend?"

„Ein Edelſtein! Sie hat alles, Schönheit, Güte, Anmut, rein alles."

„Du, höre mal, ich werde nächſtens eiferſüchtig!"

„Ja, da kann ich dir nun nicht helfen."

„Mein lieber Vernaut, deine Billigung meiner Wahl beglückt mich unendlich! Du weißt, welches Vertrauen ich in dein Urteil ſetze, ja, daß ich es für unfehlbar halte. Haſt du denn auch mit Fräulein von Saint-Yrieix geplaudert? Haſt du ſie aufmerkſam beobachtet?"

„Ein Edelſtein, ſage ich dir, und zwar ein makelloſer. Die Einfachheit und Ehrlichkeit in Perſon! Du kannſt dir wirklich etwas zu gut tun auf dein Glück! Dieſe junge Hausfrau wird uns Ehre machen, glaube mir! Wenn du jetzt endlich die Geſellſchaft bei dir empfängſt, ſtatt ihr nachlaufen zu müſſen, wird dein Haus ſtolz vertreten ſein! Die ganze Sache klappt, und wie gern werden wir jetzt arbeiten, um der ſchönen Frau Trélaurier Reichtum zu ſchaffen."

So waren beide in höchſter Begeiſterung, der Bräutigam und der Freund, einer faſt ſo glücklich als der andre, ja, Vernaut war ſo ſtolz auf die Eroberung Anninas, als ob er ſie ſelbſt und für ſeine Perſon gemacht hätte. Der

Prokuriſt kehrte nach Paris zurück mit dem Auftrag, das Haus in der Rembrandtſtraße, das jetzt Junggeſellenwohnung war, nun aber gänzlich neu eingerichtet werden ſollte, in ſtand ſetzen zu laſſen, während Felix in Varenne blieb und ſeine Tage im Schloß Fondettes verbrachte.

„Ihre Geſchäfte laſſen Ihnen ſolche Freiheit?“ fragte Annina etwas verwundert, als Trélaurier Tag für Tag um ſie war, als ob er gar keine Ahnung von einem Bankhaus in Paris hätte. „Haben Sie ſich mir zu Ehren auf kurze Zeit freigemacht, oder wird das immer ſo bleiben?“

„Solange es Ihnen belieben wird! Sehen Sie, ich habe ja Vernaut dort, der mein zweites Selbſt iſt und dem ich ohne die geringſte Sorge alles überlaſſen kann. Wo wäre da eine Schwierigkeit? Wir beſprechen uns durchs Telephon, und ich kann hier bleiben, ſolange es Ihnen lieb iſt.“

„Einen ſolchen Mitarbeiter zu haben, iſt ja ein wahrer Schatz!“

„Ach, Vernaut iſt ein Mann allererſten Rangs und hat in meinem Haus — unſerm Haus ſagt er — auch von jeher bedeutenden Einfluß gehabt. Er iſt der Bureaumenſch, wie er ſein ſoll, immer an ſeinem Platz wie ein getreuer Wächter!“

„Und hängt ſehr an Ihnen?“

„Wir ſind unzertrennlich; ſeit dreißig Jahren führen wir ein gemeinſames Leben. Seit wir in die Schule kamen, ſind wir Freunde. Sie müſſen ſich ja nicht vorſtellen, daß Vernaut ein Untergebener, ein Angeſtellter ſei, nein, er iſt an meinen Geſchäften beteiligt, beſitzt ſelbſt großes Vermögen. Es iſt keine Übertreibung, wenn ich Ihnen ſagen wollte, daß Vernaut fünf bis ſechs Millionen im Geſchäft ſtehen hat, und er könnte viel reicher ſein, wenn ſein Ehrgeiz dahin ginge; er hat keine Bedürfniſſe, iſt die Ordnung und Schlichtheit in Perſon. Ich bin

überzeugt, daß Vernaut im ganzen Jahr keine hunderttausend Franken ausgibt . . ."

„Aber iſt das nicht ſehr viel, hunderttauſend Franken?"

„Für einen Geſchäftsmann wie Vernaut iſt es nichts! Aber er iſt mildtätig, großmütig, verſchenkt viel. Und dann hat er eine Paſſion, er iſt Bibliophile, Sammler! Ein ſeltener erſter Druck in Originaleinband — da kann er nicht widerſtehen. Er beſitzt alle bedeutenden Schriftſteller des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in erſten Ausgaben mit fürſtlichen oder königlichen Ex-Libris und die koſtbarſten Stiche und Holzſchnitte! Er wird Ihnen ſeine Sammlungen mit Stolz vorweiſen, und wenn Sie ihn darauf anreden, machen Sie ihn glücklich!"

„Das werde ich mit Vergnügen tun."

„Er liebt Sie jetzt ſchon, dann aber wird er Sie vergöttern!"

Annina ward bald inne, daß die Heirat mit Trélaurier ſie in ein Märchenland verſetzte und daß ihr Vetter Triſtan ſie nicht getäuſcht hatte, wenn er ſagte, ſie werde an ſeiner Seite Ruhe finden. Dieſer Felix, der von den hunderttauſend Franken, auf welchen Betrag er Vernauts Jahresausgaben ſchätzte, als von einer Kleinigkeit ſprach, und der den Schmuck einer Königin herkommen ließ, damit ſeine Braut ihre Juwelen ausſuche, war offenbar ein Mann von verfeinertem Geſchmack, der vornehmen Luxus liebte. Er ſetzte dem jungen Mädchen auseinander, daß er ſeit zehn Jahren die ſeltenſten alten Möbel, die wertvollſten Teppiche und Stickereien kaufe und im zweiten Stock ſeines Hauſes ein wahres Lager von köſtlichen Antiquitäten aufgeſtapelt habe für den Tag, wo er Verwendung dafür haben werde. Dieſer Tag ſei nun gekommen, er ſchicke ſich daher an, die bisherige Einrichtung ſeiner Wohnung umzugeſtalten, und bitte die Braut, ſich daran zu beteiligen.

„Sie werden mir ſagen, was Sie davon halten, denn

ich möchte, daß Ihr Heim Ihnen lieb wird, und will alles nach Ihrem Wunſch einrichten. Ein Tag, den Sie mit Ihrer Frau Tante in Paris zubringen, wird genügen, um alles mit dem Tapezierer zu verabreden, dann iſt der Rahmen geſchaffen, und wenn Sie dann häuslich eingerichtet ſind, werden Sie alles, was Ihrer Beachtung würdig iſt, über die Räume verteilen laſſen. In dem Möbellager meines zweiten Stockes findet ſich allerlei: Bilder, Fayencen, Bronzen, Spiegel und Nippes jeder Art. Sie werden Ihre Auswahl treffen; was Ihnen nicht zuſagt, geht wieder auf Auktionen, und was fehlt, werden wir gelegentlich ergänzen."

Für Annina hatten dieſe Mitteilungen ſolchen Reiz, daß ſie der Tante keine Ruhe mehr ließ, bis dieſe ihr Gelegenheit gab, ihr Haus, ihre Möbel, ihre Kunſtgegenſtände zu beſichtigen. Bei dieſer Gelegenheit offenbarte ſich Vernaut als berufener Kunſtkenner, und es zeigte ſich deutlich, daß er es war, der all die Herrlichkeiten ausfindig machte, die Trélaurier anſammelte. Er erklärte den Urſprung der ſchönen Salonmöbel aus der Zeit Ludwigs XIV., die für Frau von Maintenon von den Schülerinnen von Saint-Cyr geſtickt worden waren und ſowohl hiſtoriſchen als künſtleriſchen Wert hatten, ließ die Damen eine köſtliche Zimmereinrichtung im Stil Ludwigs XVI. bewundern, die aus dem Beſitz der Prinzeſſin von Lamballe ſtammte und mit Gobelins bezogen war. Er machte ſie auf die Applikationsſtickerei von Caffiéri, die mit vergoldeten Bronzen geſchmückten Konſolen von Rieſener, die Spiegel mit den geſchnitzten Rahmen von erleſener Stilreinheit aufmerkſam und führte der entzückten Annina und dem beglückten Trélaurier all ihre Schätze vor. Im Empfangsſaal zeigte und erklärte er ihr die koſtbare Reihe indiſcher Teppiche nach Coypel, im Billardſaal die Bilderreihe aus Don Quixote in Intarſia von Beauvais. An-

ninas kleines Wohnzimmer war mit alten chineſiſchen Seidenſtoffen beſpannt, die auf blaßroſa Grund feenhafte Stickereien mit Darſtellungen von Teichen, Brücken, Pagoden, den lichten Himmel durchſchneidenden Flamingos zeigten. Jeder Raum hatte ſeinen beſondern Stil und die dazu gehörige Einrichtung, die nicht nur von ausgeſuchtem Geſchmack war, ſondern auch bedeutende Werte darſtellte.

Was aber Annina noch beſſer gefiel, war der friſch grünende hübſche Garten hinter dem Haus, der an die Gärten benachbarter Privathäuſer ſtieß und mit dieſen eine grüne Weite bildete, die den Augen ſo wohl tat wie dem Herzen. Auf der Terraſſe ſtehend, die nach dem Blumengarten führte, fühlte ſie ſich innerlich von Glück durchdrungen. Alles, worauf ihr Blick ruhte, die leuchtenden, duftenden Blumen, das Laubdickicht mit den zwitſchernden niſtenden Vögeln darin, atmete Ruhe, ſtilles Behagen. Sie wandte ſich nach Trélaurier um, der ihr gefolgt war, und reichte ihm mit dankbarem Lächeln die Hand hin. Er fühlte, daß ſie ſich mit dieſer Bewegung ihm ſchenkte, nun wahrhaft ſein eigen war. Seine vor innerer Erregung zuckenden Lippen hätten ihr ſeine Seligkeit darüber ausſprechen mögen, aber er wußte nichts zu tun, als die weißen, jugendlichen Finger zu küſſen, die er zwiſchen den ſeinigen hielt. Vernaut, der hinter ihnen ſtand, war ein glückſtrahlender Zeuge dieſer endgültigen Verlobung, und er war nahe daran, Annina zu danken für die Glückſeligkeit, die ſie Trélaurier bereitete. Er wußte aber dem jungen Mädchen begreiflich zu machen, daß ſie nicht nur Felix heirate, ſondern auch ein wenig ihm gehöre, daß er ſich im ſtillen vornahm, ihr dienſtbar zu ſein als eine Art Sekretär, der keinen andern Lohn forderte, als ein freundliches Lächeln, ein gütiges Wort, deſſen Ergebenheit aber jede Probe beſtehen würde.

Dieſe reizende Annina war aber von Anfang an ent-

ſchloſſen, ſich mit Güte überhäufen zu laſſen. Sie hatte ſich mit Leichtigkeit auf die gewünſchte Höhe geſchwungen und paßte ſich dem Reichtum und der Großartigkeit des Trélaurierſchen Hauſes an, als ob ſie ihr Leben lang an nichts andres gewöhnt geweſen wäre. Das kleine Mädchen, das erſt vor einem Jahre die Kloſterſchule verlaſſen hatte, nichts vom Leben wußte, als was ihr die Tante Perceval, allerdings eine ſehr geſcheite Frau, die den Glanz des zweiten Kaiſerreichs erlebt hatte, davon zu erzählen für gut fand, entwickelte ſich ſofort zu einer Frau, die das Gewicht der Trélaurierſchen Millionen ohne Wanken trug. Sie hatte von Natur eine unſchätzbare Gabe, nämlich ſich in jeder Lebenslage, worein man ſie ſtellte, gut zu halten, immer im richtigen Ton das rechte Wort zu ſagen und in ihrem ganzen Auftreten den Eindruck höchſter Vornehmheit hervorzurufen.

Durch dieſe natürlichen Gaben gewann ſie beim erſten Erſcheinen in der Geſellſchaft eine herrſchende Stellung. Durch ihren Mann in die unzugänglichſten, anſpruchsvollſten Häuſer eingeführt, war ſie darin vom erſten Augenblick an vollkommen heimiſch. Die alten Damen, deren Kritik man fürchtete, mühten ſich vergebens, dieſen Neuling einzuſchüchtern, ſie zeigte eine unerſchütterliche Sicherheit, verbunden mit einer leichten, beſcheidenen und doch ſtolzen Anmut, die alle Herzen gewann. Man erklärte ſich dieſe tadelloſe Haltung aus ihrer Abſtammung.

„Mag ſie auch nur eine Bankiersfrau ſein, ſo iſt ſie eben doch ſchließlich eine Saint-Yrieix! Und die Saint-Yrieix ſind vom beſten Blut des Poitou. Ein Saint-Yrieix ſtand bei Bourges an der Seite Karls VII. Übrigens iſt Trélaurier auch ein prächtiger Menſch . . . jetzt hat er wieder den Nocarts, die am Ertrinken waren, auf die Beine geholfen; er iſt wirklich die Vorſehung der Partei!“

Annina trug äußerlich mehr die Saint-Yrieix, als die

Trélaurier zur Schau. Sie, die einen Juwelenſchrein ohnegleichen beſaß, trug ſehr wenig Schmuck, ihre Toiletten von beſter Mache waren immer von vornehmer Einfachheit, ſie fiel durch nichts auf als durch ihre Schönheit, und dieſe zu vermindern, lag nicht in ihrer Macht, ſie hatte ſich vielmehr durch die Ehe zu ſieghaftem Glanz entwickelt. Sie bot der Bewunderung der Männer und dem Neid der Frauen einen braunen Dianenkopf mit glühenden, durch tiefdunkle Wimpern verſchleierten Augen, einen Mund mit brennend roten Lippen, kleine zarte, perlmutterſchimmernde Öhrchen, umrahmt von lockigem Haar, das wie Jet glänzte, eine Haut von blaſſem Goldton und zeigte beim Lächeln blendend weiße Mäuſezähnchen, die das ganze Geſicht erhellten und ihm einen Zug von Jugend, ja Kindlichkeit verliehen. Sie war nicht groß, aber ſehr gut gewachſen, ſchlank und doch üppig, alles zuſammengenommen „eine der hübſcheſten Frauen von Paris", ein Urteil, das von niemand angefochten wurde.

Von ihrem erſten Auftreten in der Geſellſchaft an, das ein ungewöhnliches Aufſehen erregte, hatte ſie alle jene jungen Männer angezogen, die aus der Liebe ihren Lebensberuf machen. Sie wurde der Gegenſtand des Verlangens für alle gewerbsmäßigen Frauendiener von Paris. Wer den Ehebruch zu ſeiner Spezialität machte, erprobte die Kraft ſeiner Verführungskunſt an ihr. Es war verlorene Liebesmühe. Trélaurier war anfangs etwas erſchrocken über dieſe Mobilmachung der Verführung, dieſes Aufgebot weißer Hemdenbrüſte, dieſe Entfaltung blonder, brauner und ſogar grauer Schnurrbärte, denn die alten Gecken fingen ebenſo raſch Feuer wie die jungen, aber er beruhigte ſich bald angeſichts der bewundernswerten und ſchönen Gleichgültigkeit, womit ſeine Frau all dieſe diebiſchen Verſuche aufnahm. Sie entmutigte nicht einen von ihren Verfolgern, machte ſich über alle luſtig und gab jedem einzelnen zu ver-

ſtehen, daß wer ſolchen gefährlichen Kämpen widerſtanden habe, für alle Zeit gefeit ſei. Das war für jeden ein Troſt, die Gemüter beruhigten ſich, und aus den Anbetern wurden Freunde der Frau und ſogar des Gatten.

Auf dieſe Weiſe wurde Trélauriers Haus in kurzer Zeit das angenehmſte von Paris. Die Liebedürſtenden, die den erleſenſten Adelskreiſen angehörten, ſtellten ſich ohne Hintergedanken ein, nur um Annina zu ſehen, um freundlich bewillkommnet zu werden durch einen Händedruck, ein bezauberndes Lächeln. Künſtler drängten ſich zwiſchen die Weltleute, und es gab Abende, wo man Trélauriers Empfangsräume für einen Anbau des „Inſtituts" hätte halten können. Man bekam bei ihm vortreffliche Muſik zu hören und reizende Theateraufführungen zu genießen. Auch der Prinz von Wales verkehrte vor ſeiner Thronbeſteigung gerne bei dem Bankier.

Ungefähr ein Jahr nach deſſen Verheiratung wurde der Vicomte von Preigne durch Triſtan von Saint-Yrieix in Trélauriers Haus eingeführt. Der ſchöne André hatte keine Ahnung von den Heiratsplänen, die ſein Freund einſt für ihn geſchmiedet hatte, er war überdies zur Zeit in eine reizende Schauſpielerin vom Théâtre français vernarrt, die ſoeben für die Spielzeit in Petersburg gewonnen worden und in den fernen Norden gezogen war. Der Vicomte ließ ſich alſo nicht träumen, daß zwiſchen ihm und Annina ſchon ein geheimes Band beſtand. Er kam vom Land des Eiſes zurück, und zwar ſeiner Komödiantin ledig, da ein Gardeoffizier, der Fürſt Brebianoff, ihm dieſe weggeſchnappt hatte, dafür mit einem ſtattlichen Geldſack belaſtet, den er am letzten Abend im dortigen adligen Klub gewonnen hatte.

Annina empfing den ohne ſein Wiſſen abgewieſenen Freier mit einiger Neugier, im übrigen jedoch ganz in der nämlichen Weiſe wie alle jene Herren ſeiner Art. Von

der Schönheit der jungen Frau überraſcht, wagte Preigne einige glühende Blicke, um auf den Buſch zu klopfen, warf ein paar feurige Worte hin, um einen etwaigen Überfall vorzubereiten, ſtieß aber auf eine ſo vollſtändige Verſtändnisloſigkeit für ſeine Abſichten und eine ſo ſichtliche Gleichgültigkeit, daß er den Plan fallen ließ. Das Geplänkel endete in Gelaſſenheit, wie ein Manövergefecht, und André ſuchte ſich, überzeugt, daß hier nichts zu machen ſei, andre Jagdgebiete. Annina atmete erleichtert auf, als ſie ſich von einer Aufmerkſamkeit befreit ſah, die ihr wegen ihrer Hintergedanken ganz beſonders peinlich geweſen war, und wußte dem jungen Manne Dank, daß er ſich nicht weiter mit ihr beſchäftigte. Wäre er zudringlich geweſen, ſo hätte er geradezu ihren Widerwillen erregt, ſeine Zurückhaltung dagegen gewann ihm ihre Sympathie. Sie fing an, ihn ganz im ſtillen für eine Art von Opfer anzuſehen. Er war der Mann, der von ihr hätte geliebt werden können, und ſie fühlte ſich durch ein geheimes Band mit ihm verknüpft.

Das war zu einer Zeit, wo André ſich am unbeſonnenſten den Torheiten überließ, die dazu beitrugen, ſeinen ſchlechten Ruf vollends auszubilden. Er war in einen Kreis von Damen der Geſellſchaft geraten, Damen, die von boshaften Zungen die „Kobolde" getauft worden waren, und er war der verhätſchelte Liebling all der Schönen, die, zwiſchen Jugend und Alter ſtehend, ein glänzendes Freudenleben führten, ſich herzlich wenig um das Gerede der Leute kümmerten und ihren Ehemännern, die ſelbſt ihren Freuden nachgingen, unbeſchränkte Freiheit ließen, ſich aufzuführen, wie ſie mochten. Sie gaben ihn von Herz zu Herzen weiter als auserwählten Galan, und als eines Abends im Haus einer dieſer Damen alle beim fröhlichen Mahl ſaßen, machte ſich der Vicomte den Spaß, eine wie die andre öffentlich zu duzen, da ja eine wie die andre ihm die Rechte eines

Geliebten eingeräumt hatte. Sehr verwundert über dieſe Entdeckung, brachten ſie dem gemeinſamen Beſieger eine gemeinſame Huldigung dar, legten auf der Stelle eine Beitragsliſte an und verehrten ihm einen in Silber ausgeführten herrlichen Tiger von Barge mit der Inſchrift: „Kein Raub iſt ihm je entronnen!“

Das war der wenig ruhmvolle Anfang ſeiner Berühmtheit. Die Damen der Halbwelt, die ſolche Siege ſehr ergötzlich fanden, wollten ihn in ihre Kreiſe ziehen, aber er weigerte ſich, ſein Jagdgebiet aufzugeben.

„Die dummen Gänſe langweilen mich,“ warf er nachläſſig hin, „und ich hab's nicht nötig, mich ihretwegen anzuſtrengen. Geld würde ich von ihnen nicht annehmen, weil es auf zu ſchmutzige Weiſe verdient iſt, was können ſie mir alſo zuliebe tun, was die Damen der Geſellſchaft nicht auch täten!“

Dieſer junge Sultan von ſechsundzwanzig Jahren mit den hübſchen blauen Augen, dem blonden Schnurrbart, der Weſpentaille und der roſigen Haut eines jungen Mädchens war der verwegenſte Freibeuter, den die Erde je getragen hatte. Wäre er nicht als Vicomte, nicht mit Vermögen, nicht in vornehmer Umgebung zur Welt gekommen, ſo hätte er das Zeug zu einem Räuberhauptmann gehabt. Er war gierig und blutdürſtig, wußte von Gewiſſen und Grundſätzen ſo wenig als irgend ein Anarchiſt. In ſeiner Sphäre nahm er es mit den ſchlimmſten Raufbolden der Arbeiterviertel auf, und die Angſt vor der Piſtole oder dem Degen war ſein Mittel Männern gegenüber, denen er im Klub ihr Geld abgewann, ihre Frauen wegnahm und ihnen obendrein mit verblüffender Überlegenheit und unvergleichlicher Ruhe Ungezogenheiten ſagte, ſeine Perſönlichkeit durchzuſetzen. Octave Régnault, der große Pſycholog, der ihn des öfteren in Geſellſchaft getroffen hatte, charakteriſierte ihn mit den Worten: „Das Temperament eines Schinderhannes im

Körper eines Diplomaten! Er iſt vollkommen vornehm, korrekt, ſchick in ſeinem Benehmen wie ein Korpsburſche, aber ſeine Gedanken ſind unheimlich, ſeine Handlungen ungeheuerlich. Doch wer hätte den Mut, ihm das zu ſagen? Er hat meines Wiſſens im ſittlichen Sinn Verbrechen begangen, wovon jedes einzelne hinreichte, jeden von uns unmöglich zu machen, ihm den Zutritt ſelbſt zu ziemlich gemiſchter Geſellſchaft zu verſchließen, und um ihn reißt man ſich. Er hat ſich ſeine Stellung durch Frechheit erzwungen, ſie auf die menſchliche Feigheit gegründet, ich betrachte ihn deshalb als unüberwindlich."

Das war um die Zeit, als er die Marquiſe von Courgiron zu Grunde richtete und nebenbei die arme kleine Linguet um Unſchuld und Leben brachte, um nur anzuführen, was von ſeinem empörenden Lebenswandel allgemein bekannt wurde. Man fürchtete aber die Verwegenheit ſeiner Zunge und die Gewandtheit ſeiner Waffen derart, daß niemand offen mit ihm zu brechen wagte. Übrigens muß auch feſtgeſtellt werden, daß die Frauen ihn nie um ihre Unterſtützung betteln ließen, und daß ſie den fürchterlichſten Anklagen gegen ſeine Perſon die glühendſten Lobpreiſungen entgegenſetzten. Um den Vicomte von Preigne entſtand alſo jene Strömung und Gegenſtrömung von Haß und Bewunderung, die nötig iſt, wenn Legenden entſtehen und ein Ruhm dieſer Art bekannt werden ſoll. In dieſem Zwieſpalt der Meinungen konnte ein Unparteiiſcher ſich kaum zurechtfinden, und es war auch für den ernſtlich dazu Gewillten ſchwierig, ein klares Urteil zu erlangen, man mußte wohl oder übel ins eine oder andre Lager treten, für oder gegen den Vicomte Partei nehmen. Ob der Held dieſer Parteizwiſte aber beweihräuchert oder zerriſſen wurde, jedenfalls ſtand er auf der Schaubühne, und mochte ſein Glanz vom Himmel oder aus der Hölle ſtammen, ein Lichtkreis umgab ihn, er war eine der Sehens-

würdigkeiten der Pariſer Geſellſchaft. Während er auf dieſe Weiſe in die Rolle des Halbgotts hineinwuchs, hielt ſich der Vicomte von Annina fern. Er verkehrte am häufigſten in Kreiſen, wohin Trélaurier ſeine Frau nicht gerne führte, und auch Triſtan hatte ſich, trotz ſeiner argloſen Bewunderung für Preigne, einigermaßen abgewendet von der Bahn, die dieſer wie ein erobernder Dionys im Gefolge von liebe- und weintrunkenen Mänaden durchzog.

Saint-Yrieix zählte nicht zu den Heißhungrigen, die ſich über die Grenzen ihres Verlangens und ihrer Luſt täuſchen, er hatte maßvollere Gelüſte und fürchtete die Ermüdung, da er von Natur ein Faulpelz war. Seine Beziehungen zu der reizenden Frau von Préjean, einer verteufelten Globetrotterin, zehrten alles auf, was er an Tatkraft beſaß, und er brauchte eine Hälfte des Jahres, um ſich von den Anſtrengungen der andern Hälfte auszuruhen. Er mußte immer darauf gefaßt ſein, jetzt nach Norwegen gejagt zu werden, um die Mitternachtsſonne zu ſehen, oder nach Ägypten reiſen zu müſſen, um nilaufwärts bis zum vierten Katarakt zu ſchiffen. Mit Hilfe des Automobilſports konnte er ſolchen Anforderungen genügen, und für Frau von Préjeans Liebesglut hatte ſich in den ſechzig Kilometern in der Stunde eine Ablenkung finden laſſen. Während ſie den Panhard zu dreißig Pferdekräften lenkte, konnte er, neben ihr ſitzend, ausruhen. Das war immerhin ein Vorteil und ermöglichte ihm, Trägheit mit Fortbewegung zu verbinden. Er gab freilich zu, daß an heißen Sommertagen in blendendem Sonnenſchein der Straßenſtaub nichts weniger als angenehm zu ſchlucken war. Zu Gunſten dieſes Sports hatte er ſich dem Vicomte etwas entfremdet, der zügellos ſeinen Vergnügungen nachging, und Triſtan war ehrlich genug, eines Tages Annina gegenüber die Bemerkung fallen zu laſſen: „Du warſt die Vernünftigere von uns beiden, als du Trélaurier heiraten wollteſt,

und haſt ein gutes Geſchäft gemacht. Der unglückliche Preigne, den ich dir als Freier empfahl, hat ſich ganz ſchlimm ausgewachſen, und Gott mag wiſſen, wie du jetzt dran wärſt, wenn du nicht ſo viel Hellſichtigkeit gehabt hätteſt."

Annina ſagte nichts darauf, innerlich aber fühlte ſie ſich verletzt, daß der Vetter ihre Heirat ein gutes Geſchäft nannte, und für ihr Leben gern hätte ſie gewußt, was es mit dem Ungeheuer, das ſie um ein Haar verſchlungen hätte, eigentlich für eine Bewandtnis habe. Der rätſelhafte Mann, von dem ſie gleichzeitig ſo viel Schlechtes und ſo viel Gutes zu hören bekam, reizte ihre Neugierde, es kam ihr vor, als ob Ungerechtigkeit oder Überſchwenglichkeit im Spiel ſein müßten, wenn ein und derſelbe Menſch ſo leidenſchaftlich verläſtert und geprieſen wurde. Sie fühlte ſich ihrer ſelbſt ſo vollſtändig ſicher, daß es ſie nicht im geringſten beunruhigte, dem Vicomte von Preigne Trotz zu bieten, ſie hatte ja Männer genug kennen gelernt, die ſich angemaßt hatten, ihr willkommen zu ſein, und die mit langer Naſe abgezogen waren. Die Gewohnheit des Sieges macht verwegen, Annina hielt ſich für uneinnehmbar und war geneigt, mit dem Feuer zu ſpielen. Bei einem Fünfuhrtee bei Frau von Préjean geſchah es, daß ſie dem Vicomte gegenüber zu ſitzen kam. Sie ſaß mit der Freundin plaudernd im Salon, indes Triſtan, Valançon und der General Boillier auf der Eſtrade über der Halle ein Spielchen machten. Ohne ſich anmelden zu laſſen, als vertrauter Freund, erſchien der Vicomte, deſſen leichter Schritt auf den dicken Teppichen kaum zu hören geweſen war, in dem breiten Rahmen der von der Halle nach dem Salon führenden Türe. Er lächelte, verbeugte ſich vor Frau von Préjean, küßte ſittſam die ihm hingeſtreckte Hand und ſetzte ſich, ein niederes Stühlchen herziehend, mit beſcheidener Miene zu den beiden Frauen.

„Was wandelt Sie an, zu mir zu kommen, Vicomte?“ fragte Frau von Préjean. „Es ist mindestens ein Jahr her, daß Sie zuletzt auf diesen Einfall kamen!“

„Sehr erklärlich, da Sie nie daheim sind,“ versetzte er mit sanfter Stimme. „Am Sonntag sagte mir Tristan bei den Rennen, daß Sie sich wieder häuslich niedergelassen hätten, und wie Sie sehen, bin ich da!“

„Und dafür sollen Sie mit Kuchen belohnt werden. . . . Strecken Sie den Arm aus und bieten Sie Frau Trélaurier den Teller an, dann haben Sie das Recht, sich selbst zu bedienen!“

Der Vicomte stand auf, tat sehr artig Pagendienste am Teetisch, verzehrte mit jugendlichem Appetit Süßigkeiten, goß den Muskatwein ein und verdiente sich das Lob der Hausfrau.

„Sie betragen sich so artig wie ein Knabe, der mit der Puppenküche spielen darf. Man sollte nicht denken, daß Sie so verderbt sind!“

„Geschieht nur, um den Leuten Sand in die Augen zu streuen,“ versetzte er lustig.

„Wahrhaftig, man könnte Ihnen auf Ihr ehrliches Gesicht die Absolution ohne Beichte geben.“

Er lachte hellauf, so frisch und harmlos wie ein Kind. Annina betrachtete ihn verwundert — das war der Vampyr, der den Frauen, die ihn liebten, das Leben kostete, der Raufbold, der jeden Nebenbuhler niederstach, wenn er sich vor seine Klinge wagte! Sie sah nur einen reizenden jungen Menschen von schlanker Gestalt mit ruhigen Bewegungen und einem höchst anziehenden Gesicht, der die Worte hübsch und besonnen zu setzen wußte. Der lange, weich herabhängende blonde Schnurrbart umrahmte Wangen so weiß und rosig wie die eines sechzehnjährigen Mädchens, und die stahlblauen, von dunkeln Wimpern beschatteten Augen hatten einen schwermütigen Reiz, der dem ganzen

Geſicht eine entzückende Weichheit verlieh. Artig wie ein Kadett an ſeinem Ausgehtag ſaß er zwiſchen den beiden Frauen, ging mit größtem Vergnügen auf ihr Geplauder ein und beteiligte ſich mit Takt und Anmut daran, indem er den kleinen Geſchichten, die ſie ſich erzählten, immer noch den einen oder andern Zug beizufügen wußte. So verfloß eine Stunde, ohne daß Annina es innegeworden wäre, und als es ſechs Uhr ſchlug, glaubte ſie kaum ein paar Minuten bei der Freundin geweſen zu ſein.

„Ach mein Gott!“ rief ſie, raſch aufſtehend. „Ich verplaudre mich. . . . Schon ſo ſpät, und ich erwarte zwanzig Gäſte zu Tiſch.“

„Wovon ich einer bin, Liebſte! Warten Sie doch noch auf mich . . .“

„Nein, nein! Ich muß noch zwei Beſorgungen machen, ehe ich nach Haus gehe!“

„Der Schlingel da hat Sie die Zeit vergeſſen laſſen,“ bemerkte Frau von Préjean. „Geben Sie nur zu, daß er beſſer iſt als ſein Ruf.“

André ſeufzte, ſetzte eine Armeſündermiene auf und ſagte lachend: „Das will nicht viel heißen, denn ſein Ruf iſt grundſchlecht!“

„Er wird wohl zu drei Vierteilen unverdient ſein, hm?“ fragte Frau von Préjean neckend.

„Nicht einmal,“ verſetzte er gelaſſen.

„Seien Sie kein Prahlhans! Wenn Sie wären, wie man Sie ſchildert, und doch der ſein könnten, den Sie uns eben gezeigt haben, ſo müßten Sie ja ein Ungeheuer an Heuchelei ſein!“

„Viel Gutes iſt nicht an mir, das dürfen Sie glauben!“

Er wandte ſich Annina zu, verbeugte ſich mit einer gewiſſen Demut vor ihr und ſagte vollkommen ernſthaft: „Ich habe das nie ſo ſehr bedauert wie heute, weil die gnädige Frau vielleicht Ihre Anſicht teilt.“

Damit begab er ſich auf die Eſtrade, wo die Spieler immer noch bei den Karten ſaßen.

Von dieſem Zuſammenſein nahm Annina den Eindruck mit, daß der Vicomte von Preigne unſtreitig verleumdet werde, daß er einen großen Unterſchied zu machen wiſſe zwiſchen einer anſtändigen Frau und einer Kokette, und daß dieſer große Sünder zur Tugend zurückgeführt werden könnte. Nichts iſt verführeriſcher für großmütige Naturen als der Bekehrungseifer, er führt zu allen Überſpanntheiten, begünſtigt alle Ausſchreitungen. Was man in guter Abſicht tut, wird durch die Abſicht lobenswert und berechtigt, wäre es auch das Abgeſchmackteſte und Unpaſſendſte. Nächſtenliebe oder Religion breiten ihren himmliſchen Deckmantel über bedenkliche Zugeſtändniſſe und laſſen alles verzeihlich erſcheinen. Trotzdem wären die Erlöſungspläne, die Annina in ihrer Barmherzigkeit für den Vicomte ſchmiedete, ungefährlich geweſen, hätte der, den ſie zu retten träumte, nicht im ſelben Augenblick daran gedacht, ſie zu Grunde zu richten. Mit dem kalten, durchdringenden Blick des geübten Frauenkenners hatte André ſofort bemerkt, daß ſeine Gegenwart beunruhigend auf Frau Trélaurier wirkte, und Annina war ſich des Anteils, den ihr der Vicomte einflößte, noch nicht voll bewußt, als dieſer ſich ſchon ſagte: „Ein verteufelt hübſches Frauchen, das ganz geneigt ſcheint, von ihrer Höhe herabzugleiten.“

Er war klug genug, ſeine Gedanken nicht zu verraten. Ein einziger kühner Blick zu dieſer Stunde, ein ſieghaftes Lächeln, und er hätte ſich das Spiel für alle Zeiten verdorben gehabt. Annina hätte ihn durchſchaut, verurteilt und würde ſich mit Entſetzen von ihm abgewendet haben. Aber André wußte Maß zu halten, er verdiente ſeinen Ruf, wie er frech genug in Anninas Gegenwart geſagt hatte. Er war ein Virtuoſe in der Kunſt, Weiber zu verführen, ſie war

ihm angeboren und er hatte jenen ſicheren Feldherrnblick, der ein Schlachtfeld nur anzuſehen braucht, um zu wiſſen, von welcher Seite der Angriff gemacht und wo der Hauptſtreich geführt werden muß, ſoll der Sieg errungen werden. Während er mit Annina Süßigkeiten knuſperte und ſpaniſchen Wein ſchlürfte, beobachtete er ſie ſcharf, und den unſchuldigen Augen unter den langen blonden Wimpern entging keine Bewegung der jungen Frau. Er kannte ſie nach Verlauf einer Stunde, als ob er jahrelang aufs vertrauteſte mit ihr verkehrt hätte.

„Dieſe höchſt ehrbare Frau ließe ſich wahrhaftig leicht hinreißen,“ dachte er im Hinausgehen. „Sie würde ſogar das ganze Geſchäft ſelbſt übernehmen, man brauchte ſie nur machen zu laſſen. Aber es würde alle möglichen Geſchichten geben, wegen Saint-Yrieix und dieſer Frau von Préjean! Nun, man muß eben zuſehen, ſchließlich . . . was einem ſchmeckt, weiſt man nicht zurück!“

Nachdem er die Sache bei ſich ſo weit feſtgeſtellt hatte, bekümmerte er ſich nicht weiter um Annina, ſondern ſetzte ſeinen gewöhnlichen Lebenslauf fort, der darin beſtand, am Vormittag nach der Scheibe zu ſchießen, von fünf bis ſechs Uhr im Klub zu ſpielen und Abends die Frau Marquès, eine Peruanerin, die er toll gemacht hatte, und die ſich ſeinetwegen entſetzlich bloßſtellte, in Geſellſchaft zu begleiten. Übrigens war ihm zur Zeit das Glück hold, er hatte kürzlich in Namur die Bank geſprengt und gegen den berühmten Schützen, den Major Clinton, den Hortenſienpreis gewonnen. Er gönnte ſich die Luſt, ſeine ſchöne Peruanerin bis aufs Blut zu quälen, weil er ſie ſeit acht Tagen unausſtehlich fand, und ſie mit der kleinen Clariſſa Harlowe von der Skala ſchnöde hinterging. Die Seele des Vicomte war durch und durch häßlich, und andern weh zu tun, machte ihm Vergnügen.

Gerade weil ſie ihn nicht mehr zu ſehen bekam, be-

ſchäftigte ſich Annina mit ihm. Bei den gemeinſamen Freunden nach ihm zu fragen, wagte ſie nicht, aus Furcht, zu boshaften Bemerkungen Anlaß zu geben, was ſie um jeden Preis vermeiden wollte. Und doch kam es ihr ſchwer an, nicht einmal von dem Böſewicht mit dem Geſicht wie Milch und Blut ſprechen zu hören. Sie hielt ſich indes ſchadlos dafür, indem ſie um ſo mehr an ihn dachte. So vergingen mehrere Wochen, bis Annina, die in Frau von Préjeans Loge einer Aufführung des Siegfried beiwohnte, André im Parkett auftauchen ſah.

„Sehen Sie, Ihr Freund, der Vicomte, kommt eben ins Parkett," konnte ſie ſich nicht enthalten zu ſagen.

„Was für ein Vicomte?"

„Herr von Preigne."

„Sie ſagen ‚der Vicomte', als ob es nur dieſen einzigen gäbe!"

Annina errötete hinter ihrem Fächer, ſo ſehr fühlte ſie ſich von dieſer Bemerkung betroffen.

„Ja, Sie haben recht, das iſt er wahrhaftig, der ſchöne André," fuhr Frau von Préjean fort, indem ſie ihr Opernglas aufs Parkett richtete. „Was kann er nur hier wollen? Muſik iſt ihm ja ein Greuel! Sollte er gegenwärtig im Ballettkorps beſchäftigt ſein?"

„Was? Sie glauben..."

„O, ich glaube nichts, aber ich halte alles für möglich! Bei ihm iſt das Unwahrſcheinlichſte vorauszuſetzen! Würden Sie es glauben, daß er in letzter Zeit einem Überbrettlſänger die ‚Diva' einer Singſpielhalle ſtreitig machte und ſich auch noch damit brüſtete, dieſen Nebenbuhler aus dem Feld geſchlagen zu haben? Kaum aber war er Sieger geblieben, kaum hatte die junge Artiſtin, die noch ganz benebelt war von ihrem Triumph, ihren Kontrakt gebrochen, um freier zu ſein, ſo ließ er ſie mit einem Prozeß gegen ihren Direktor auf dem Hals ſitzen! Das iſt ſo ſeine Art..."

„Er grüßt Sie . . ."

„Ja . . . Guten Tag! Er wird jedenfalls ſofort herauf-kommen, und dann werden wir ja erfahren, was ihn hierher-führt . . ."

„Als ob er Ihnen das ſagen würde!"

„André! O, Verſtellung gibt's bei ihm nicht! Bei dieſem Jüngling kann man wenigſtens nie behaupten, ge-täuſcht worden zu ſein, denn man weiß, wohin der Weg führt, von Anfang bis zum Ende. Wenn er ſich einer Frau bemächtigt, brauchte ſie ihn eigentlich nur zu fragen: ‚Wann läßt du mich wieder fahren?' Er würde ihr's offen ſagen!"

„Vielleicht hat er nie geliebt."

„Darauf redet er ſich ja hinaus, aber das iſt die herr-liche Taktik aller Lebemänner, und man darf dieſer Be-hauptung nur halbwegs Glauben ſchenken. Man muß ſich eher ſagen, daß ſolche Männer den geheimſten Untergrund menſchlicher Natur kennen und darauf rechnen, daß nichts die Frauen ſo ſehr anzieht, als ſchwierige Aufgaben. Einem Mann, der nie geliebt hat, Liebe einflößen! Wie ruhm-voll!"

Dieſe abermalige Warnung, die Annina erteilt wurde, als ob ſie es nötig hätte gegen eine geheime Neigung für den Vicomte gewappnet zu werden, verdroß die junge Frau umſomehr, als wirklich Grund dazu vorhanden war.

„Warum reden Sie ſo beharrlich von den Wolfsfallen?" entgegnete ſie etwas gereizt. „Ich kann Sie verſichern, daß ich nicht die geringſte Luſt habe, mich in Gefahr zu begeben."

„O, das weiß ich ja!"

Der Akt ſchloß mit dem Zwitſchern des Zaubervogels, der Vorhang fiel, und im nächſten Augenblick traten Saint-Yrieix und der Vicomte in die Loge.

„Himmel! Halten Sie es für möglich, etwas troſtlos

Langweiligeres zu hören, als dieſe Muſik?“ bemerkte Triſtan, während der Vicomte die beiden Damen begrüßte.

„Ich für mein Teil finde ſie wunderſchön!“ ſagte der Vicomte mit einem weichen Blick auf Frau Trélaurier.

„Du! Du hörſt ja keinen Ton davon! Du haſt ganz andre Dinge im Kopf!“

„Die kleine Sängerin von der Skala etwa?“ warf Annina lachend hin, um die Tapfere zu ſpielen.

Er verteidigte ſich nicht und widerſprach nicht.

„O nein, gnädige Frau,“ ſagte er gelaſſen und einfach.

„Da man gerade davon ſpricht, ſag mir doch, André, warum du die Kleine haſt ſitzen laſſen?“ fragte Triſtan.

„Weil ich den Tabaksgeruch der Singſpielhalle nicht ertrug.“

„Ach! Und du hatteſt keine Gelegenheit, ſie anderswo zu ſehen?“

„Anderswo war ſie mir langweilig! Sobald ſie den Theaterflitter abgelegt hatte, abgeſchminkt, umgekleidet, vom Brettl weg war, kam ein Gänschen zum Vorſchein, über deſſen Dummheit man hätte heulen können.“

„Sie iſt doch hübſch?“

„Was will das heißen? Eine Frau hat nur Wert durch die Illuſion, die ſie hervorruft, unſre Phantaſie macht ja die ganze Geſchichte! Tatſächlich iſt ja eine Frau genau ſo viel wert wie die andre . . .“

„Das heißt?“

Alle ſahen ihn lächelnd an und erwarteten ſeinen Ausſpruch mit Neugierde. Dieſer war ſeiner würdig und ebenſo klar als knapp. Mit hochmütiger Miene und ſpöttiſch zuckenden Lippen warf er das Wort hin: „Herzlich wenig.“

„Danke ſchön!“ rief Frau von Préjean.

Ihr Blick flog zu Annina hinüber, als ob ſie ihr ſagte: „Nun, hatte ich nicht recht mit meiner Bemerkung von vorhin? Sie hören's ja, wie unverblümt er ſich äußert. Er

ſcheut vor nichts zurück, und ein ſolches Wort würde ihn doch für immer unmöglich machen, wenn er's vor andern Frauen ausſpräche, als vor uns, die wir ſo gar keine Abſichten auf ihn haben."

Annina aber machte mit einer Gereiztheit, deren eine ſolche Behauptung gar nicht wert war, eine halbe Wendung und verſetzte in beinah heftigem Ton: „Wenn Sie in der wirklich guten Geſellſchaft verkehrten, glaube ich, daß Sie andrer Meinung wären, Vicomte! In den Kreiſen, wovon Sie ſprechen, mußten Sie freilich zu der eben geäußerten Anſicht gelangen. Das iſt ſehr bedauerlich . . . für Sie nämlich!"

Der Vicomte verbeugte ſich reſpektvoll. Das herbe Wort ſchien ihn tief getroffen zu haben; er ſtarrte ein Weilchen ſchweigend vor ſich hin, als ob er noch dem harten Urteil lauſche, ſtand dann auf, verabſchiedete ſich und verließ die Loge.

„Was hat Sie nur angewandelt, Liebſte?" fragte Frau von Préjean, ſobald ſie mit Annina und Saint-Yrieix allein war. „Nimmt man die paradoxen Behauptungen eines Tollkopfs wie der Vicomte je ernſthaft?"

„Er hat mich geärgert, und ich hielt es für nötig, ihn in ſeine Schranken zurückzuweiſen. Der Menſch iſt wirklich zu frech geworden."

„Ich glaube, daß Sie ihn empfindlich verletzt haben."

„Das wäre mir ſehr angenehm! Er geht mir auf die Nerven, Ihr großer Sieger . . . ich bin nahe daran, ihn unausſtehlich zu finden!"

„Man tut beſſer, ſich gar nicht mit ihm zu beſchäftigen," bemerkte Triſtan gelaſſen. „Wer ſich mit ihm in ein Spiel einläßt, verliert unfehlbar."

Der Beginn des dritten Aktes machte der Unterhaltung ein Ende, aber während Siegfried die Walküre erweckte, hing Annina ihren Gedanken nach und konnte nicht ſo ruhig

werden, als ſie es gewünſcht hätte. Immer mehr drängte ſich ihr die Gewißheit auf, daß der Vicomte ſeine unpaſſende Redensart nicht aufs Geratewohl vom Stapel gelaſſen, ſondern daß er ſie auf ſie gemünzt hatte, ſie hatte verletzen wollen. Vergebens mühte ſie ſich, dieſen Gedanken zu verſcheuchen, eine dumpfe Verdrießlichkeit blieb in ihrem Gemüt, bis das Erſcheinen Trélauriers, der von einem Diner beim Finanzminiſter kam, um ſeine Frau abzuholen, eine glückliche Ablenkung brachte. Einige Tage darauf, als Frau von Préjean ſie beſuchte und ſie dabei mündlich zu einer Geſellſchaft einlud, gab ſie zur Antwort: „Ich komme unter der Bedingung, daß Sie Herrn von Preigne nicht einladen . . .“

„Du liebe Zeit! Er iſt alſo verworfen, verſtoßen, verbannt aus Genua und darf ſich nicht mehr Pietro nennen? Was hat Ihnen der arme Burſche nur zu Leid getan?“

„Sprechen wir nicht von ihm, wenn ich bitten darf! Sie ſind äußerſt . . . milde, ſonſt würden Sie einen ſo ſchlecht erzogenen Menſchen nicht empfangen . . . mir wäre es jedenfalls unangenehm, wieder in ſeiner Geſellſchaft zu ſein.“

„Wahrhaftig! So tragen Sie ihm ſein Geſchwätz nach?“

„Gegen ſchlechten Ton muß man unbarmherzig ſein. Wer Damen wie Dirnen behandelt, verdient keine Gnade. Ich bin ſonſt nicht pedantiſch, aber ich verlange, daß man die Form wahrt.“

„Damit ſprechen Sie entſetzlich phariſäiſche Grundſätze aus, meine Liebe, und verheißen der Heuchelei eine Prämie!“

„In einer Zeit, wo der Anſtand ſo viel verletzt wird, iſt es ſchon verdienſtlich, den Schein zu wahren. An das ungehobelte Benehmen der Stammgäſte am Biertiſch, den rohen Ton vom Totaliſator könnte ich mich nie gewöhnen!“

Frau von Préjean verteidigte ihren Freund nicht weiter, aber als ſie ihn ein paar Tage darauf im Boulogner Gehölz traf, beging ſie die Ungeſchicklichkeit, ihm Vorwürfe

zu machen und ihm Frau Trélauriers Entrüſtung zu ſchildern. Der Vicomte ſchien ganz ungerührt davon zu bleiben und erwiderte einfach: „Ihre Freundin iſt die perſonifizierte Zimperlichkeit! Sie kann ganz ruhig ſein, es fällt mir nicht ein, ſie zu beläſtigen! Wenn ich ſie in Geſellſchaft zu einer Türe hereinkommen ſehe, werde ich zur andern hinausgehen! Genügt Ihnen das?“

„Nur nichts übertreiben! Wenn Sie ihr abſichtlich aus dem Weg gehen, iſt es für ihren Ruf ebenſo bedenklich, als wenn Sie ihr den Hof machten!“

„Was geht mich das an? Die Dame iſt mir langweilig, vollkommen gleichgültig! Bildet ſie ſich etwa ein, daß ich Abſichten auf ſie hätte? Das wäre eine merkwürdige Selbſttäuſchung! Sie liebt die Leute nicht, die einen vertraulichen Ton anſchlagen, ſie ſcheint ſich aber in ihrer Phantaſie ſehr vertraut mit ihnen zu befaſſen. Beruhigen Sie die Dame, ich bitte Sie! Und verſichern Sie ihr, daß ſie einſeitig Krieg führt!“

So wurden der Vicomte und Frau Trélaurier, ohne daß irgend etwas zwiſchen ihnen vorgefallen wäre, durch Geſchwätz und taktloſe Bemerkungen voreinander gewarnt, und beide hatten ſich ſchon mehr als nötig erhitzt, als der Zufall, dieſer große Regiſſeur menſchlichen Handelns, es auf ſich nahm, ſie in einer entſcheidenden Weiſe zuſammenzuführen.

Man war ſchon im vollen Frühling, als Mrs. Waldmann, die amerikaniſche Millionärin, deren Palaſt am Rond-Point de l'Etoile mit Recht für ſeine Pracht berühmt iſt, auf den Einfall kam, die Reihe ihrer vielbegehrten Geſellſchaften durch einen Maskenball zu beſchließen. Die ganze elegante Welt kam in Aufruhr bei dieſer Nachricht, die Schneider wurden ſchier zu Tod gehetzt, die Juweliere wußten nicht mehr, wo ihnen der Kopf ſtand, die Zeitungen erhöhten die Spannung durch fortlaufende Notizen über den

Glanz des bevorstehenden Festes, Andeutungen über Kostüme, die Aufsehen erregen würden, Einzelheiten über die Ausschmückung der Räume und des Gartens. Man machte die tollsten Versuche, sich in elfter Stunde noch eine Einladung zu verschaffen, und Frau Waldmann überwarf sich zu guter Letzt mit einer ganzen Anzahl von Bekannten, deren Ansprüche sie nicht befriedigen konnte. Ihr Gatte war drauf und dran, mit dem nächsten Schiff abzureisen, um in Amerika Ruhe zu finden. — Er gab ja willig Geld aus, aber quälen lassen wollte er sich nicht, und jetzt waren ihm alle Zeitungsschreiber von Paris auf den Fersen.

Frau Trélaurier, die natürlich an dem Fest teilnahm, hatte sich zu einem hübschen Pierrettenkostüm in Schwarz entschlossen, das ihre schlanke Gestalt und die schönen Schultern vorteilhaft zur Geltung brachte, und dessen Röckchen kurz genug war, unterm Netzgespinst der seidenen Strümpfe auch die feine Linie der wie Elfenbein schimmernden Beine bewundern zu lassen. Trélaurier hing sich den Mantel eines venetianischen Edelmanns um und gedachte, im Freundeskreis sein Spielchen zu machen, während seine Frau, die all ihre Bekannten hier traf, nach Herzenslust tanzen mochte bis zum frühen Morgen.

Der Ball erfüllte, was man sich davon versprochen hatte, er bot den glänzendsten Rahmen für eine blendende Gesellschaft. Die Überfülle prachtvoller Kostüme entsprach dem unerhörten Luxus, den die Gastgeber entfalteten. Es flimmerte von Atlas und Sammet, Federn und Edelsteinen, weiße Nacken und Schultern leuchteten aus dem Farbengerisel, Flitter, Gold und Silber funkelten im elektrischen Licht. Braune und blonde Haare, gepuderte Köpfe mit schmachtenden Augen, verheißungsvoll lächelnde Lippen, ein Geplänkel von heischenden, sprühenden und zärtlichen Blicken, ein Durcheinanderwogen der Falbeln Ludwigs XV., der Schnürbrüste der Renaissance, der Tunikas des Direk-

toriums und der phantaſtiſchen Einfälle modernen Geſchmacks, ein Tohuwabohu von Reden und Lachen. Das Bild, das ſich dem Auge bot, war äußerſt überraſchend, und die Maſſe der Geladenen war ſo groß, daß in den erſten Stunden an Tanzen nicht zu denken war; man mußte ſich darauf beſchränken, die feſtlichen Räume langſam zu durchwandeln.

Frau von Préjean, die Sommières, Frau Lacheral, die reizende Frau des Malers Valançon und Frau Trélaurier hatten ſich in das kleine Privatzimmer der Hausfrau im erſten Stock geflüchtet und ſaßen plaudernd beiſammen, um abzuwarten, bis das Gedränge abnehmen würde. Saint-Yrieix, der als Incroyable erſchienen war, und Valançon, der ein reiches Koſtüm aus der Zeit Heinrichs III. trug, brachten den Damen von Zeit zu Zeit Kunde von der Menſchenmenge unten, die ſie in ihren Berichten als Überſchwemmung bezeichneten.

„Der Waſſerſtand fängt an zu ſinken. Man kann im Saal ſchon gehen, ohne die Füße ſeiner Nebenmenſchen zu zermalmen, in einer Stunde etwa wird man tanzen können.“

„Da wird's gerade an der Zeit ſein, daß man zu Bett geht!“

„Ach, das laſſen Sie ſich ja nicht einfallen! Vor dem Abendbrot? Im Wintergarten ſind hundert kleine Tiſche aufgeſtellt . . .“

„Und der Kotillon! Man erzählt ſich, daß er hunderttauſend Franken koſte! Alle Geſchenke in Gold! Die Damen bekommen Spitzenfächer, ihre Tänzer Diamantnadeln!“

„Verſcherzen wir alſo unſer Glück nicht und bleiben wir,“ erklärte Valançon.

„Haben Sie den Vicomte von Preigne geſehen?“ fragte Frau Sommières plötzlich. „Ich höre, er ſei in der Tracht Karls I. da, und ſein Koſtüm habe außerordentlichen

Schick. Es ſcheint das ſchönſte Herrenkoſtüm des Abends zu ſein. . . ."

„Ja, es iſt wirklich wundervoll," warf Triſtan hin. „Aber der Mann darin war höchſt verdrießlich und ſagte mir, er halte das Gedränge und die Rippenſtöße nicht länger aus. — Er muß ſchon fort ſein."

Frau Trélaurier vernahm dieſe Kunde mit Erleichterung. Sie wußte ſelbſt nicht warum, aber ſie hatte ſich vom Eintritt ins Haus an davor gefürchtet, den Vicomte plötzlich auf ſich zukommen zu ſehen. Sie fühlte ſich ordentlich befreit, plauderte und lachte erſt jetzt mit unbefangener Heiterkeit. Dann erklärte ſie, daß ſie am Verſchmachten ſei, und bat Saint-Yrieix, ſie hinunterzuführen, um ihr irgend eine Erfriſchung zu verſchaffen.

„Gut, verſuchen wir's!"

Sie verließen die Freunde und betraten die prachtvolle Marmortreppe mit goldenem Geländer, auf deren Stufen viele der Geladenen ſich zuſammendrängten, um das entzückende Geſamtbild der Halle zu genießen, wo ſich die bunte, bewegliche, lärmende Menge in den aus Bogenlampen fallenden Lichtſtrömen bewegte. Das auf der Galerie der Halle untergebrachte Orcheſter ließ Walzerklänge ertönen, die ſich wie murmelnde Wellen weit hinausbreiteten, einzelne Paare fingen an, ſich zu drehen und zu wiegen, drängten die Plaudernden in die Ecken zurück und erweiterten allmählich den Kreis des Tanzes. Saint-Yrieix und Annina ſchlängelten ſich durch die Gruppen und erreichten glücklich den Speiſeſaal, wo das Büfett aufgebaut war, doch eine ſechsfache Mauer von Nahrungsheiſchenden türmte ſich davor auf, und nur mit größter Schwierigkeit gelang es den Herren, ein belegtes Brötchen, ein Gefrorenes oder einen Kelch Sekt zu erobern, womit ſie dann triumphierend zu den abſeits vom Gedränge wartenden Damen eilten.

„Höre, ich weiß, daß in Waldmanns Arbeitszimmer

für die Eingeweihten ein zweites Büfett bereit ſteht. Wenn du dich nicht vor krummen Wegen ſcheuſt, ſo gelobe ich, dich zu dieſer geheimen Quelle zu führen."

„Um ein Glas Waſſer ginge ich in die Hölle!"

„So weit werde ich dich nicht führen, und du wirſt wohl noch etwas Beſſeres vorfinden."

Sie betraten einen Seitengang, durchſchritten den Vorplatz der Küchenregionen, gelangten zur Dienerſchaftstreppe, wo Triſtan eine kleine Türe öffnete, und ſtanden in dem großen, nur dämmerig beleuchteten Arbeitszimmer des Amerikaners, in deſſen Ecke ein reich gedeckter Tiſch ſtand.

„Was habe ich geſagt?" rief Saint-Yrieix. „Wir ſind übrigens nicht die einzigen, die dieſe vortreffliche Einrichtung kennen; es iſt ſchon jemand hier geweſen . . ."

Dabei wies er auf die halb offenſtehende Tür zum Wintergarten und auf ein Seitentiſchchen, wo halb geleerte Sorbettſchalen ſtanden.

„O, ſchnell! Schnell! Schenke mir ein!" rief Annina fröhlich, indem ſie zur Kredenz trat. „Und dann geh hinauf und hole unſre Freunde, die da oben Trübſal blaſen, nichts ſehen, nichts hören und nichts zu nagen und zu beißen haben."

Sie trank mit Wonne in kleinen Schlückchen den eiskalten Wein, das hübſche blaſſe Geſicht mit den blinkenden Zähnen und roten Lippen zu Triſtan emporgewendet.

„Ein vortrefflicher Einfall!" ſagte er. „Ich gehe über die Dienerſchaftstreppe, das iſt viel näher, und bringe ſie alle herunter . . . Du willſt hier warten?"

„Gewiß! Dieſe tiefen Lehnſtühle ſind ja geradezu verlockend . . . und ich werde nichts mehr anrühren, bis ihr da ſeid."

Er ging. Nur leiſe drangen die Geigentöne und das Geräuſch des Feſtes, das in der Entfernung auch zur Melodie wurde, durch die Wände zu Annina herüber. Es

war wonnig kühl in dem zur Hälfte in Dunkelheit gehüllten Raum, und ein Gefühl erquickender Ruhe beſchlich die junge Frau. Im Wintergarten ſah ſie durch die halb offenſtehende Glastüre die kleinen Tiſche mit vier Gedecken blinken. Da alles bereit war, ließ ſich kein Diener mehr blicken, und zwiſchen dem ſaftigen Grün der Blattpflanzen war nichts zu ſehen, als der ſchimmernde weiße Damaſt. Das Geräuſch einer aufgehenden Türe weckte Frau Trélaurier aus ihrem Hindämmern. Überzeugt, daß die Freunde unter Triſtans Führung erſchienen, fragte ſie ohne ſich umzuwenden: „Schon da?“

„Ja, gnädige Frau,“ verſetzte eine Stimme, deren liebkoſender Klang ſie erbeben ließ.

Mit flackerndem Blick fuhr ſie in die Höhe. Vor ihr ſtand in einem prächtigen Koſtüm von braunem Sammet, eine blonde Perücke auf dem hübſchen Kopf, mit dem breiten Federnhut, einem Spitzenkragen, der den frauenhaft weißen und zarten Hals freiließ, die Fauſt auf dem Knopf ſeines langen vergoldeten Degens, mit lächelnder Miene André von Preigne. Sie wollte haſtig hinauseilen, aber geſchmeidig und gewandt vertrat er ihr den Weg und hielt ſie feſt. Sie fühlte, daß er den Arm um ſie ſchlang. Zornbebend wollte ſie ſich losreißen, ſich zur Wehr ſetzen, aber der Druck, dem ſie unterlag, machte jeden Widerſtand unmöglich. Sie wollte ſchreien, aber nur ein erſtickter Laut kam über ihre Lippen. Im ſelben Augenblick ſah ſie das hinreißend ſchöne Geſicht über ſich gebeugt und wilde Küſſe ſchwirrten wie feurige Schmetterlinge auf ihren Hals, ihre Schultern. Sie warf ſich zurück, um dieſen Küſſen auszuweichen, aber ſie war feſt umgarnt, und als ſie ihrem Überwinder ein beleidigendes Wort zurufen wollte, ſchmolzen die zornig geſchürzten Lippen in einer wonnigen Liebkoſung. Es wurde ihr ſchwarz vor den Augen, daß ſie den harten triumphierenden Blick der ſeinigen nicht mehr ſah, ſie wollte ihre

weißen Zähne in die Lippen bohren, deren Berührung eine Beſchimpfung war, aber ſie fühlte ſich im Innerſten erſchüttert und gab, plötzlich von einem Taumel erfaßt, die Verteidigung auf.

Als Triſtan wenige Augenblicke darauf mit den Freunden, die höchlich beluſtigt waren über ihre Schleichwege, in Waldmanns Arbeitszimmer trat, fand er Annina allein, in demſelben Lehnſtuhl, wo er ſie verlaſſen hatte. Der ſchöne Karl I. war ſpurlos verſchwunden. Als Frau Trélaurier die Freunde lachen und ſchwatzen hörte, blickte ſie ſich um, und ſie fragte ſich, ob ſie nicht der Spielball einer Sinnestäuſchung geweſen ſei. Aber ſie fühlte die Lippen des Vermeſſenen noch auf dem Marmor ihrer Haut beben, der feine berauſchende Duft ſeines Schnurrbarts umflutete noch ihre Naſenflügel, ſie fühlte noch, wo ſeine Arme ſie wie eiſerne Ringe umſchloſſen hatten.

„Nun, Annina, was iſt Ihnen denn?“ fragte Frau von Préjean. „Sie ſehen ja ganz benommen aus?“

„Ja, nach der Hitze oben fror ich hier . . .“

„Man muß das Fenſter ſchließen!“

„Nein, es wird beſſer ſein, ich gehe nach Hauſe.“

„Was? Jetzt ſchon! Und Sie hatten doch ſolche Luſt, lange zu bleiben!“

„Mir iſt nicht wohl . . . Triſtan hat wohl die Güte, mich zu meinem Mann zu führen . . .“

„Ich ſtehe zu Dienſten!“

„Das iſt ja reizend! Sie werden fahnenflüchtig! Launen ſind doch ſonſt nicht Ihre Sache . . .“

„Entſchuldigen Sie mich, ich fühle mich wirklich ſehr elend . . .“

Sie erblaßte bei dieſen Worten und ihre Augen füllten ſich mit Tränen. Frau von Préjean trat zu ihr und fragte leiſe: „Annina, was iſt denn geſchehen?“

Frau Trélaurier gewann mit größter Anſtrengung ihre

Ruhe wieder. „Nichts . . . mir iſt nicht wohl, wie ich Ihnen ſagte. Suchen Sie nicht nach Gründen, die nicht vorhanden ſind. Es iſt ſchon ſpät . . . ich wollte ja vorher ſchon gehen, wie Sie ſich erinnern werden, doch Sie hielten mich davon ab. Derartige Maſſengeſellſchaften machen mir gar keinen Spaß! Gute Nacht! Auf Wiederſehen!“

Sie ſchüttelte die Hände, die ſich ihr entgegenſtreckten, dann ging ſie am Arm des Vetters hinaus.

Drittes Kapitel.

Nachdem Trélaurier aus dem Mund des rachſüchtigen Linguet Kunde von der ihm drohenden Gefahr erhalten hatte, verbrachte er die Nacht über Zahlen. Von Sorge und Furcht verzehrt, hatte er ſich kopfüber in die Arbeit geſtürzt, um, wie er hoffte, die quälenden Gedanken loszuwerden. Er wußte ja, daß Vernaut mit größter Sorgfalt und Genauigkeit alles zuſammentragen würde, was Klarheit in die Lage bringen konnte. Dieſe Nachforſchungen wollte er ihn ungehemmt nach ſeinem Ermeſſen betreiben laſſen, hatte er doch die Gewißheit, daß der Freund erſcheinen würde, ſobald er im ſtande wäre, ihn tatſächlich aufzuklären.

Er hatte zu Hauſe geſpeiſt in Geſellſchaft Anninas und vergebens nach Spuren innerer Unruhe oder auch nur der Zerſtreutheit im Geſicht der jungen Frau ausgeſpäht, doch ihr ruhiger Blick, ihr ernſter, charaktervoller Mund hatten ihm auch nicht die leiſeſte Aufregung verraten. Sie war genau wie immer, ſprach unbefangen, lächelte heiter, machte Pläne. Kein geheimnisvolles Hemmnis ſchien zwiſchen Mann und Frau aufgetaucht zu ſein, nichts ſchien ſich trennend zwiſchen ſie gedrängt zu haben.

Sie fragte nach den Ergebniſſen der Konverſion, ſchien an ſeinen Erfolgen Anteil zu nehmen und ſich zu freuen, daß die Leichtigkeit, womit man die große Finanzoperation hatte ausführen können, für Macht und Anſehen des Hauſes zeugte. Während er ſeine fachmänniſchen Erklärungen abgab, beobachtete er Annina unausgeſetzt, aber ſo mißtrauiſch er auch durch die Verdächtigungen geworden war, es gelang ihm nicht, die geringſte Befangenheit oder Verlegenheit im Benehmen ſeiner Frau zu entdecken.

„Welche Selbſtbeherrſchung ſie haben muß," dachte er bei ſich, „falls die Anklage gegen ſie auf Wahrheit beruht! Iſt es denkbar, daß ſie, die ſonſt bei der kleinſten Notlüge rot wurde, ſich über jedes zweideutige Wort entrüſtete, jetzt mit einem Male dieſe Geſchicklichkeit im Täuſchen und Lügen haben, ſolch eine Meiſterin der Verſtellung ſein ſollte?"

Wenn dieſer abſcheuliche Angeber ihn oder ſich ſelbſt getäuſcht hatte? Wenn er nur den Verſuch gemacht hatte, ſeinen Feind, gegen den er ſelbſt nichts vermochte, durch Trélaurier vernichten zu laſſen? Aber nein, das wäre ja Wahnwitz! Der Betrug würde zu raſch an den Tag kommen! Nein, gelogen hatte dieſer unſelige Linguet nicht. Und Annina. ... Ach, dieſe heitere Stirne, dieſe reinen Augen, dieſer ehrliche Mund ... dahinter verbargen ſich unlautere Gedanken, leidenſchaftliche Gelüſte, vielleicht wilder Haß! Dem armen Mann, der ſo gierig nach dem Geheimnis ſeines Schickſals forſchte, traten Tränen in die Augen, und er mußte ſie zurückdrängen, mußte auch heucheln und lügen, weil er belogen und betrogen wurde!

Dieſe Mahlzeit war eine nicht endenwollende Folterqual für ihn, aber feſt entſchloſſen, ſich nicht zu verraten, ertrug er ſie gelaſſen und gab ſeiner Frau keinen Anlaß zum Verdacht. Nach Tiſch verabſchiedete er ſich von ihr, fragte, was ſie für den Abend vorhabe, und zuckte nicht mit der Wimper, als ſie ihm zur Antwort gab, ſie werde zu

Haus bleiben. Um ſie in Sicherheit zu wiegen, ihr volle Freiheit zu laſſen, ſagte er, daß die Arbeit ihn wohl die halbe Nacht an ſein Bureau feſſeln würde, dann küßte er ſie wie jeden Abend und ging. Er hatte nicht die geringſten Vorkehrungen zu ihrer Überwachung getroffen, einesteils, weil er das Vernaut überließ, andernteils, weil er zu unglücklich war, um ſich auf Spitzfindigkeiten zu beſinnen.

Er hatte ſich in ſeine Arbeitsräume begeben und gemeinſam mit den Vertrauensmännern unter ſeinem Perſonal bis zum frühen Morgen die Rechnungen des vorigen Tages geprüft und die Aufgaben des kommenden angeordnet. Gegen zehn Uhr Vormittags ſaß er, etwas blaß von der nächtlichen Arbeit, Briefe ſchreibend in ſeinem Privatzimmer, als Vernaut bei ihm erſchien. Trélaurier erhob ſich, zog ohne ein Wort zu ſprechen den Freund am Arm zum Fenſter, um ſein Geſicht deutlicher zu ſehen, und dann erſt fragte er vor Angſt bebend: „Nun? Was weißt du? Sprich ſofort!“

Mit ernſter Miene ſah ihm Vernaut ſchweigend ins Geſicht, als ob er ſich nicht entſchließen könne, zu reden, dann aber begann er in beſtimmtem Ton: „Felix, du biſt ein Mann und haſt Mut! Ich brauche dir gegenüber doch nicht ſchonend und vorſichtig zu ſein? Was hülfe es überdies?“

Trélaurier wurde leichenblaß, ſein Mund ſtand wie im Krampf offen, und die Lippen zitterten.

„Es iſt alſo wahr?“ fragte er mit erſtickter Stimme.

„Ja. Alles iſt wahr.“

Stille trat ein, nur ein Seufzer wurde hörbar, ein ſo ſchmerzlicher Seufzer, daß es war, als ob der arme Trélaurier ſeine Seele aushauche.

Er ſetzte ſich, ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken und verharrte, ohne Tränen, ohne Auflehnung, ohne Verzweiflungsſchrei, in ſtarrer Ruhe. Die von einem krampfhaften Zittern bewegten Hände klopften gegen die Armlehnen des Stuhls, und in der tiefen Stille um ihn her

ſaß er mit halbgeſchloſſenen Augen regungslos, wie vernichtet vom Zuſammenbruch all ſeines Glücks. Vernaut hatte ſich einen Stuhl an ſeine Seite gerückt; den Schmerz des Freundes ehrend, ſprach er nicht, ſondern harrte ſeiner Befehle. Er war bereit, alles zu erzählen, wenn es gefordert wurde, oder zu ſchweigen, wenn es dem Freund not tat, deſſen Qual er ebenſo heftig fühlte wie jener, denn in jedem Schlag ſeines eigenen Herzens hallte deſſen Schmerz wieder.

Nach geraumer Zeit hob Trélaurier die ſchmerzdurchfurchte Stirn und ſah Vernaut an.

„Iſt es möglich? Biſt du deiner Sache auch ſicher? Kannſt du beweiſen, was du behaupteſt?“

„Wie hätte ich's auf mich genommen, dir einen ſolchen Schlag zu verſetzen, wenn ich nicht die unbedingte Gewißheit hätte . . .“

Er ſtockte.

„Die Gewißheit ihrer Schuld?“ vollendete Trélaurier leiſe.

„Ihrer Schuld? Nein!“ erklärte Vernaut mit Überzeugung. „Gott ſei Dank, noch iſt die Schuld nicht begangen . . . auch darüber habe ich Gewißheit.“

Trélaurier richtete ſich auf, als ob er ins Leben zurückkehrte. Er faßte nach Vernauts Arm und rief mit einem hoffnungsvollen Blick: „Was! So wäre noch nicht alles verloren? Es wäre noch möglich, ſie der Gefahr zu entreißen, ſie zu retten? Sprich doch, erkläre dich, vergiß keine Einzelheit! Ach, wenn das unglückliche Kind noch der Verzeihung würdig wäre, wie freudig würde ich ihr zu Hilfe kommen!“

„Höre mich alſo an und erwäge alles, was ich dir mitzuteilen habe, gründlich. Geſtern abend, als ich von dir ging, begann ich ſofort meine Nachforſchungen. Daß ich mich im Detektivhandwerk ſehr als Neuling fühlte, brauche ich dir ja nicht zu ſagen — an welchem Ende ſollte ich den

Faden anfaſſen, daß er mir als Richtſchnur diene? An wen mich wenden um die erſten Fingerzeige? Die Polizei in Anſpruch zu nehmen, daran war ja nicht zu denken, das hieße ſich der Neugier der Behörde, den Taktloſigkeiten der Schutzleute preisgeben. Ein Privatdetektivbureau? Das hieße dafür bezahlen, daß deine Frau zwei Stunden darauf von meinen Schritten benachrichtigt würde! Ich war alſo drauf und dran, mich aufs Geratewohl allein in das Unternehmen zu ſtürzen, unter irgendwelchem Vorwand Hausmeiſter und Dienerſchaft auszufragen, als mir plötzlich ein Gedanke kam, der mir ſehr vortrefflich dünkte. Du hatteſt mir von jenem Linguet erzählt, der mit verbiſſener Wut auf des Vicomtes Ferſen iſt und ihn bewacht, ähnlich wie der Engländer, der einem Tierbändiger überall hin folgte in der Hoffnung, ihn eines ſchönen Tages doch von ſeinen Löwen zerreißen zu ſehen. Ich beſchloß alſo, dieſen Linguet aufzuſuchen. Am Boulevard Poiſſonnière wohne er, hatteſt du mir geſagt. Ich ſchlug im Adreßbuch nach und fand in Nr. 47: Linguet, Proſper, Rentier. Im Nu war ich dort. Der Biedermann, bei dem ich mich unter deinem Namen anmelden ließ, hatte eben geſpeiſt, und ſo wurde ich ſofort empfangen. Linguet iſt einer jener Menſchen, die unter der Tyrannei einer fixen Idee ſtehen, alles dieſer Idee unterordnen und geheizt ſind wie ein zum Auslaufen bereites Schiff. Mein Anblick war ihm eine bittere Enttäuſchung.

„‚Sie ſind ja gar nicht Herr Trélaurier!‘

„‚Aber ich bin in ſeinem Auftrag hier.‘

„‚Iſt Ihnen bekannt, was zwiſchen mir und ihm vor ſich ging?‘

„‚Bis aufs kleinſte.‘

„‚Dann liegt die Sache anders! Aber haben Sie die Güte, mir Beweiſe dafür zu geben. Ich bin von Natur vorſichtig und gebe mich nicht dem erſten beſten preis.‘

„Ich gab ihm durch eine Verbeugung meine Hochachtung für dieſe Vorſicht zu erkennen, zog eine Viſitenkarte heraus und reichte ſie ihm hin.

„‚Sein Prokuriſt? Gut! Aber ſind Sie auch ſein Vertrauter? Er vertraut Ihnen ſeine Geſchäfte an, aber tut er dies auch mit ſeinen Geheimniſſen? Darüber müſſen Sie mich aufklären.‘

„‚Gut, mein Herr ... ich möchte mir bei Ihnen Klarheit holen über das Liebesverhältnis zwiſchen dem Vicomte von Preigne und Frau Trélaurier. Kommen wir alſo ohne Umſchweife zur Sache, denn die Zeit vergeht, und es ſteht vielleicht ein Menſchenleben auf dem Spiel.‘

„‚Ein Menſchenleben? Ach! Wäre Ihr Freund am Ende doch der Mann, den elenden Vicomte niederzuſchießen, wenn man ihm die Möglichkeit gäbe?‘

„‚Zweifeln Sie ja nicht daran! Aber er braucht Beweiſe! Wie ſoll er ſich über den wahren Charakter der zur Zeit zwiſchen dem Vicomte und Frau Trélaurier beſtehenden Beziehungen unterrichten? Mit Vermutungen und Klatſch können wir uns nicht begnügen, wir müſſen über alle Punkte Gewißheit haben. Der Ausgang dieſer Sache wird zu ernſthaft ſein, als daß man ſich leichtfertig hineinſtürzen dürfte. Auf welche Weiſe kann ſich Herr Trélaurier von der Richtigkeit Ihrer Angaben überzeugen?‘

„‚Das werde ich Ihnen ſagen. Seit drei Wochen ſtehen Frau Trélaurier und der Vicomte in brieflichem Verkehr, und zwar werden die Briefe durch eine Jungfer namens Zoë hin und her getragen.‘

„‚Zoë! Frau Trélauriers Milchſchweſter?‘

„‚Davon weiß ich nichts, aber ich weiß, daß ſie die Briefe dem Kammerdiener des Vicomte namens Artur Boulard übergibt. Dieſer bringt all ſeine Nachmittage in einer Bierwirtſchaft der Avenue d'Antin zu, einem von Jockeys, Buchmachern und Bedienten des Stadtviertels viel beſuchten

Lokal, das eigentlich eine geheime Agentur des Totaliſators iſt. Dieſer Boulard, der ein hübſcher Kerl iſt, und dabei durch und durch laſterhaft, muß mit Fräulein Zoë eine Liebſchaft angebändelt haben. Er iſt ein Lump, der ſich ganz nach dem Muſter ſeines Herrn gebildet hat und die Erſparniſſe der Dienſtmädchen verzehrt, während ſein Herr das Vermögen der Herrinnen verſchwendet. Wenn Sie dieſem Kerl im Vorbeigehen auch noch einen Fußtritt geben können, ſo genieren Sie ſich ja nicht, es iſt ein Zuchthausanwärter! Die Frauen aus Ihrem Hauſe ſind in guten Händen, das muß man ſagen! Sie können's weit bringen, wenn man ihnen nicht den Weg vertritt.'

„‚Sie denken alſo, daß man durch Zoë das Nötige erfahren könnte?'

„‚Ja, das heißt, ſie ausfragen iſt ſchon nicht leicht, aber ſie gar zum Reden bringen, da ſitzt der Haken!'

„‚Laſſen Sie das meine Sache ſein.'

„‚Gut, gehen Sie nur ans Werk, aber benachrichtigen Sie mich von allem. Ich kann Ihnen gute Dienſte leiſten, und wenn Sie dieſer Kanaille, dem Vicomte, ernſtlich zu Leib rücken wollen, bin ich der Ihrige.'

„‚Sie ſind ein zu verläßlicher Bundesgenoſſe, als daß man Sie kaltſtellen würde, darüber können Sie ruhig ſein!'

„Dieſer Biedermann iſt derart von Wut erfüllt, daß er den Vicomte mit Wolluſt am Spieß röſten würde, ſiehſt du, und ich war überzeugt, daß er mir richtigen Beſcheid gegeben hatte. Nun galt es alſo, jener Zoë Daumenſchrauben anzulegen. Ich nahm eine Droſchke und ließ mich nach der Courcellesſtraße in die Nähe des Monceauparks führen. Dort ſtieg ich aus, ſah mich nach einem Dienſtmann um und ſchickte ihn in dein Haus.

„‚Fragen Sie nach Fräulein Zoë!' ſo lautete mein Auftrag, ‚nehmen Sie das Fräulein beiſeite und ſagen Sie ihr: 'Nur ein paar Schritte von hier wartet jemand

in einer Droſchke, jemand, der Sie ſofort ſprechen muß.' Fragt ſie, wer es ſei, ſo antworten Sie: 'Artur von der Avenue d'Antin.' Will ſie wiſſen, wie dieſer Artur ausſehe, ſo ſagen Sie, daß nicht er ſelbſt, ſondern ein Freund von ihm Sie hergeſchickt habe. Da ſind vierzig Sous für Ihren Gang, ſputen Sie ſich.'

„Zehn Minuten darauf erſchien Zoë mit bloßem Kopf und in ſichtlicher Aufregung. Sie wollte in die Droſchke hineinſpähen, aber ich hatte hinter den offenen Fenſtern die Vorhänge feſt geſchloſſen, ſo blieb ſie ſtehen und fragte leiſe: ‚Biſt du's, Artur?' ‚Ja,' gab ich zurück. Sie öffnete nun den Wagenſchlag und ſtieß einen Schrei aus, als ſie mich erblickte, aber ich ließ ihr keine Zeit zur Flucht, ich hatte ſie feſt am Arm gepackt und zog die Zitternde vollends herein, dann rief ich dem Kutſcher zu: ‚Neuillytor!'

„Nun konnte ich mir die Kleine anſehen, die bald blaß, bald rot wurde.

„‚So, mein Kind, jetzt können wir plaudern,' ſagte ich. ‚Der Kammerdiener des Vicomte von Preigne iſt alſo Ihr Liebſter?'

„‚Nein, Herr Vernaut, gewiß nicht!'

„‚Nehmen Sie ſich in acht, Kleine ... wenn Sie nicht die Geliebte des Burſchen ſind, ſo haben Ihre Beziehungen zu ihm weit Schlimmeres zu bedeuten. Da gibt's keine Ausflüchte; entweder Sie verkehren mit ihm zu Ihrem Vergnügen, oder aus Geldgier. Wir wiſſen nämlich, daß Sie Ihrer Herrin für deren Korreſpondenz mit dem Vicomte als Briefkaſten dienen.'

„‚Das iſt eine Schändlichkeit, Herr Vernaut! Die gnädige Frau? Meine gnädige Frau! Iſt es möglich! Sagen Sie mir meinetwegen alles Abſcheuliche nach, aber wenn Sie die gnädige Frau verdächtigen wollen, nein, das dulde ich nicht!'

„‚Gut. Sie ſind ihr ſehr ergeben, und das macht Ihnen

Ehre. Ich muß alſo glauben, daß Sie es auf eigene Rechnung mit dem jungen Boulard halten ... ein hübſcher Burſche übrigens! Unglücklicherweiſe hat er eine Leidenſchaft fürs Spiel, und der Totaliſator iſt ſein Verhängnis. Dabei geht alles drauf, was er verdient und auch was Sie verdienen ...'

„Ich ſah ihr feſt ins Geſicht bei dieſer Behauptung und wußte ſofort, daß ich ins Schwarze getroffen hatte. Sie fuhr zuſammen und ſenkte ihr Näschen. Linguet hatte recht gehabt, der Kammerdiener rupfte die Kammerjungfer!

„‚Als der Dienſtmann Ihnen beſtellte, daß Artur Sie erwarte,' fuhr ich, meinen Vorteil nützend, fort, ‚da wußten Sie gewiß, daß er wieder Geld haben wolle? Sie haben ſicherlich alles zu ſich geſteckt, was Sie hatten ... Wieviel iſt's denn, hm?'

„‚Hundertfünfzig Franken,' geſtand ſie lächelnd.

„‚Das iſt kaum ein Mundvoll für den Schlingel! Ach, er hat's gut, aber er iſt eben ein Pechvogel.'

„‚Ja, können Sie es glauben,' ſagte Zoë, ‚daß er nie gewinnt, ſo klug und gewitzt er iſt? Ach, was ihn zu Grund richtet, iſt das Doublieren! Er gibt ſich nie mit wenig zufrieden, will immer einen großen Coup machen und ſeine Berechnungen treffen nie zu. Aber er wird die Sache wohl aufgeben müſſen, aus dem einfachen Grund, weil er die Mittel nicht hat, weiterzumachen ...'

„‚Und an dieſem Tag wird ſeine Berechnung zutreffen und ein andrer wird ihm die große Summe vor der Naſe wegſchnappen.'

„‚Darüber könnte er wahnſinnig werden! Ach, Herr Vernaut, ein Spieler, das iſt doch das Schlimmſte, was es auf der Welt gibt! Lieber noch ein Trunkenbold oder ein Schürzenjäger! Wenn der voll iſt oder erſchöpft, ſo gibt's doch Ruhepauſen, aber bei einem Spieler niemals! Um Geld zu bekommen, würde Artur ... ach, es ließe ſich

ſchneller aufzählen, was er nicht täte, als was er tun würde!'

„‚Geld hat er aber nicht und Sie haben nicht viel, folglich muß es zum Äußerſten kommen! Hören Sie, Zoë . . . dumm ſind Sie ja nicht, und wir reden hier ganz im Vertrauen. Ich habe ja kein Intereſſe daran, Ihnen zu ſchaden, im Gegenteil. Sie müßten mir nur zu Dienſten ſein.'

„Sie zögerte ein Weilchen, dann warf ſie die Frage hin: ‚In welcher Weiſe?'

„‚Ich weiß genau, was zur Zeit zwiſchen Frau Trélaurier und dem Vicomte von Preigne vorgeht, und bin ſehr beunruhigt wegen der Folgen, die eine ſolche unſelige Liebelei für Ihre Herrin wie für deren Mann möglicherweiſe haben kann. Ich glaube, daß wir noch in der Lage ſind, die ſchlimmſten Torheiten zu verhüten . . . wollen Sie mir darin beiſtehen? Ich werde ſehr großmütig ſein, ja, ich habe hier zehntauſend Franken in Kaſſenſcheinen bei mir. Sie gehören Ihnen, wenn Sie mir einfach ſagen wollen, was Frau Trélaurier im Sinne hat.'

„‚Zehntauſend Franken!'

„‚Hier ſind ſie. Artur könnte ſich damit viele Gemütsbewegungen verſchaffen und Sie könnten ſich manche Freude gewähren, und wenn Sie mich treulich unterrichten wollten von der Sache, würde es nicht nur dabei bleiben . . .'

„‚Ach, Herr Vernaut! Die gnädige Frau iſt ſo gut gegen mich!'

„‚Sie würden nur im Intereſſe der gnädigen Frau handeln, denn ſie ſteht im Begriff, ſich zu Grunde zu richten!'

„‚Ach! Die Sache iſt, daß jener Herr André . . . Mein Gott! Wie töricht doch die Frauen ſind! Einem hübſchen Lumpen alles zu opfern!'

„‚Leider ſind ſie ſo töricht, die Damen wie die Zofen!'

„‚Sie haben ganz recht, Herr Vernaut, aber wenn Sie wüßten, wie man geliebt wird, wenn man ſeinem jungen Mann alle Erſparniſſe gibt!‘

„‚Dieſe Erfahrung werde ich leider nie machen können, Zoë, aber ich hoffe, die Dankbarkeit eines jungen Mädchens kennen zu lernen, dem man die Pfötchen gut geſchmiert hat, damit ſie einem erzähle, was ſie weiß. Vorwärts, mein Kind, die zehntauſend Franken ſind Ihnen gewiß, nun müſſen Sie aber reden!‘

„Ihr Widerſtand war beſiegt; ſie machte anſtandshalber noch einige Einwände geltend, dann biß ſie an auf den Köder, und nun will ich dir genau mitteilen, was ich erfuhr.“

Mit düſterer Stirne und zuſammengepreßten Lippen war Trélaurier dem Bericht ſeines Freundes bis hierher gefolgt. Seine Aufmerkſamkeit hatte etwas Unheimliches. Die Beſtätigung ſeines Unglücks verurſachte ihm heißen Schmerz, aber dieſer Schmerz war anderer Art, als er gefürchtet hatte. Kein Zorn gegen die Frau, kein Rachegelüſte regten ſich in ihm, er ſann einzig auf Mittel und Wege, das Unſühnbare zu verhindern, die arme Annina, wenn es noch möglich wäre, von dem Abgrund zurückzureißen, dem ſie zueilte. Die Gewißheit, daß ſie ſeine Liebe verkannt, eine andre Zärtlichkeit als die ſeinige geſucht oder hingenommen hatte, zerriß ihm das Herz, aber er ſchickte ſich nicht an, die Schuldige zu verjagen, zu vernichten, er beſchäftigte ſich nur mit der Möglichkeit, ſie vor ſich ſelbſt zu ſchützen, zu retten. Haß empfand er nur gegen den Mann, den Schurken, der ihm ſein Weib ſtahl, aber er ſchob den Gedanken an dieſen von ſich, die Löſung konnte, ſoweit ſie ihn betraf, aufgeſchoben werden, für den Augenblick mußte er alles vergeſſen bis auf Annina. Nur eine einzige Frage hatte er an Vernaut zu ſtellen, aber ſie enthielt alles, was er fürchten und hoffen konnte. Faſt zitternd

vor der Antwort, die ihm werden ſollte, fragte er: „Und glaubt das Mädchen, daß Annina ſich habe hinreißen laſſen, daß zwiſchen ihr und dieſem Elenden . . .“

„Nein!“ unterbrach ihn Vernaut, um ihm das entſetzliche Wort zu erſparen. „Zoë verſichert vielmehr aufs nachdrücklichſte, daß nichts Entſcheidendes geſchehen ſei. Gerade das, erklärte ſie mir naiverweiſe, mache die Sache ſo verwickelt und ſo gefährlich. Der Vicomte drängt ſtürmiſch, Annina verſagt ſich ihm. Sie will dir den Schimpf nicht antun, dich unter deinem Dach, in deiner Nähe zu betrügen, deshalb will ſie verreiſen.“

„Wann?“

„Morgen. Alles iſt verabredet.“

„Sie will mich verlaſſen! Die Unglückſelige! Das iſt ja Wahnſinn!“

„Natürlich iſt es Wahnſinn! Dieſer Vicomte hat ſie behext!“

„Zum Glück gibt es Mittel, derartigen Hexenmeiſtern das Handwerk zu legen! Dem Himmel ſei Dank, daß ich zu rechter Zeit gewarnt wurde! Noch iſt nichts Unſühnbares geſchehen, wenigſtens nach Ausſagen der Statiſten in dieſem Drama. Ich werde alſo der ganzen Geſchichte kurzweg ein Ende machen.“

„Auf welche Weiſe?“

„Auf die allereinfachſte. Du ſuchſt Valançon auf und verſtändigſt ihn mit wenig Worten über die Sache. Bei ihm hat das keine Gefahr, er hat mich zu lieb, um etwas auszuplaudern. Dann begebt ihr beide euch zu Preigne und verabredet auf morgen früh den Zweikampf. Ich wähle die Piſtole und fordere die ſchärfſten Bedingungen, zwanzig Schritt Entfernung, feſten Standpunkt, Zielen und Fortſetzung des Feuers, bis einer von beiden kampfunfähig iſt.“

„Und wenn er nicht annimmt?“

„In dieſem Fall kannſt du ihm ankündigen, daß ich ihm heute abend im Klub angeſichts des ganzen Spieltiſchs ins Geſicht ſchlagen werde. Aber feig iſt er ja nicht, auch iſt er ein hervorragender Schütze, ſo wird er wohl annehmen.“

„Ein Kampf mit tödlichem Ausgang . . .“

„Vermutlich. Du weißt ja, man ſchießt einen Menſchen nicht immer nieder, wenn man will, aber man hat doch die Möglichkeit.“

„Und dann?“

„Dann? Wenn ich falle, ſo wird ſie ihn nicht wiederſehen, dafür kenne ich Annina. Bleibe ich Sieger, ſo verläßt ſie mich möglicherweiſe, um zu ihrer Tante zurückzukehren, im einen wie im andern Fall aber iſt ſie vor der Schmach des Fehltritts bewahrt, und deshalb wird das vergoſſene Blut nicht zwecklos gefloſſen ſein. Sie vor dem Fall zu bewahren, ſie vor der Verwegenheit des Elenden zu ſchützen, ihrem Heil alles unterzuordnen, das iſt mein einziges Ziel. Ich ſetze, wenn's ſein muß, mein Leben daran.“

„Wie du ſie liebſt!“

„Ja. Mein Gefühl für ſie iſt ſo tief, füllt mich ſo ganz aus, daß mir jedes Opfer leicht wird und daß ich meine Perſon nicht in Anſchlag bringe, wenn es ſich um ſie handelt. Ich habe während deines furchtbaren Berichts Umſchau in mir ſelbſt gehalten, mein innerſtes Fühlen zu erforſchen geſucht. Jetzt weiß ich, woran ich mit mir ſelbſt bin, und daß keine Wandlung möglich iſt. Ich liebe Annina gleichzeitig mit der Zärtlichkeit des Gatten und der Nachſicht eines Vaters, ich beklage ſie weit mehr, als ich ſie verurteile, mein Fleiſch und Blut empört ſich bei der Gewißheit, daß ſie nahe daran iſt, ſich einem andern zu ſchenken, meine Vernunft beweint ihre Verirrung und ihren Undank, aber mein Stolz iſt tot. Ihre Mißachtung demütigt mich nicht, ich ſehne mich nicht, ſie dafür zu ſtrafen, daß ſie mir einen andern vorzieht, ich

denke nicht daran, ſie von mir zu ſtoßen. Sie zu verlieren wäre mir noch ſchmerzlicher als ſie ſchuldig zu wiſſen, und ich glaube, daß ich beim erſten Wort der Reue, das ſie ausſpräche, bereit wäre, ihr alles zu verzeihen. Dieſer Gemütszuſtand zeugt nicht von Heldentum, er entbehrt der Romantik, aber er iſt eben vorhanden. Was iſt dagegen zu machen? Ich geſtehe dir mit Schmerzen, wie es in mir ausſieht, denn das kannſt du mir glauben, daß ich nicht Komödie ſpiele. Ich bin ſehr unglücklich."

Tränen ſtürzten aus Trélauriers Augen und rollten langſam über ſeine Wangen, ein heftiges Schluchzen, das er nicht länger zurückhalten konnte, erſchütterte mit einemmal die breite Bruſt, und das Geſicht in den Händen verbergend, ließ der unglückliche Mann ſeinem Schmerz freien Lauf.

„Felix! Mein alter Freund, mein lieber Felix!" ſtammelte Vernaut erſchüttert. „Ich bitte dich ... wie ſollen wir aus dieſer Lage hervorgehen, wenn du nicht mehr Feſtigkeit haſt! Ich kann's nicht ertragen, dich weinen zu ſehen, dich, der du doch ſo tapfer biſt!"

Er hatte ihn an den Schultern gefaßt und drückte ihn an ſich. Selbſt ebenſo bleich wie der Freund, von deſſen Angſt und Schmerz mitergriffen, ſuchte er ihn zu tröſten. Sie verharrten eine Weile in Schweigen, beide nach Faſſung ringend, bis Trélaurier endlich mit ernſter Stimme ſagte: „Ich muß nach Hauſe. Es darf keine Zeit verſäumt werden, um Anninas Pläne zu durchkreuzen. Wenn irgend eine Unvorſichtigkeit begangen würde, wenn Zoë Gewiſſensbiſſe empfände und ihren Verrat geſtände, könnte ſie einen übereilten Entſchluß faſſen. Ich werde ſie ſofort aufſuchen und mich mit ihr auseinanderſetzen. Von dieſer Unterredung wird für ſie Heil oder Untergang, für mich Frieden oder Verzweiflung abhängen."

„Und ich werde alſo Valançon aufſuchen und bei

Preigne die Schritte tun, wozu du mich beauftragt haſt. Es iſt dein feſter Entſchluß?"

„Kann ich anders handeln?"

„Nein."

„Gut, drum geh ans Werk."

Mit einem feſten Händedruck trennten ſie ſich.

Frau Trélaurier war in ihrem Ankleidezimmer und hatte ihre Toilette beinahe beendigt, als Zoë mit verſtörtem Geſicht und keuchendem Atem hereinſtürzte.

„Gnädige Frau, was geht denn vor? Der Herr iſt ſoeben nach Hauſe gekommen, iſt in ſein Arbeitszimmer gegangen und läßt die gnädige Frau bitten, zu ihm zu kommen. . ."

Annina zog die Brauen zuſammen, ein Schatten legte ſich über das ſchöne Geſicht.

„Weshalb biſt du denn ſo aufgeregt?" fragte ſie. „Hat er anders mit dir geſprochen als ſonſt?"

„Nein, gnädige Frau, er ſprach ſo ſanft und freundlich als je; aber angeſehen hat er mich dabei, was der Herr ſonſt nie tut, und ſeine Augen . . . o gnädige Frau, dieſe Augen! Er weiß alles! Ich hab's an ſeinen Augen geſehen, daß er alles erfahren hat."

Frau Trélaurier maß ihre Jungfer mit einem raſchen forſchenden Blick, auf ihren Lippen ſchwebte eine Frage. Dann zuckte ſie die Achſeln und ſchüttelte den Kopf, als ob ſie ſich geſagt hätte: „Wozu?" und ohne ſich mit Zoë aufzuhalten, öffnete ſie die Türe, durchſchritt feſten Ganges das kleine Wohnzimmer und trat bei ihrem Manne ein, der, mit gedrückter Miene neben ſeinem Schreibtiſch ſitzend, ſie nahe herankommen ließ, ohne ſie zu begrüßen, ohne ſich zu rühren. Er ſaß mit dem Rücken gegen das Fenſter, ſo daß ſie ſeine Züge nur undeutlich unterſcheiden konnte, indes volles Licht auf ſie fiel und Trélaurier jedes Zucken auf ihrem Geſicht hätte beobachten können. Sie erſchien

indes nicht im mindeſten erregt, ging ohne Zaudern bis zu ihres Mannes Lehnſtuhl und fragte, eine Hand auf ſeinen Schreibtiſch ſtützend: „Du haſt mich rufen laſſen, lieber Freund? Haſt du mir etwas zu ſagen?“

Er zögerte mit der Antwort und ſah ſie an, die ſo hübſch und friſch und gelaſſen vor ihm ſtand, daß er ſich fragte, wo er den Mut hernehmen ſolle, das furchtbare und kränkende Wort zu ſprechen. Wer die beiden beobachtet hätte, ihn ſo niedergedrückt, ſie ſo lebensfroh und tapfer, würde ſich leicht darüber getäuſcht haben, wie Schuld und Unſchuld zwiſchen ihnen verteilt war. Endlich überwand er ſeine Schwäche und fragte mit einer Stimme, der das wilde Pochen ſeines verwundeten Herzens allen Klang raubte: „Annina, was habe ich dir getan, daß du daran denken magſt, mich zu verlaſſen?“

Sie wurde ſehr bleich; der Glanz ihres Blickes erloſch und ihre Augen ſchienen einzuſinken. Die Hand auf die Bruſt preſſend, ſtand ſie, ohne ein Wort der Erwiderung zu finden, zitternd und mit entfärbten Lippen vor dem Manne, dem ſie ſo großes unverdientes Leid bereitete, und deſſen zärtlicher Vorwurf ſie tiefer erſchütterte, als die heftigſte Anklage.

„Habe ich dich denn gequält,“ fuhr er mit derſelben milden Traurigkeit fort, „oder nur je deinen Willen durchkreuzt? Habe ich dich nicht von ganzer Seele geliebt? Habe ich auch nur einen Gedanken gehabt, der dir fremd geweſen wäre? Was machſt du mir zum Vorwurf, Annina, daß du mich als Feind behandelſt?“

Sie ertrug es nicht, noch mehr zu hören. Mit einem Verzweiflungsſchrei ſtürzte ſie zu Füßen des armen Mannes nieder, umſchlang ſeine Kniee und blieb weinend und ſchluchzend, hilflos und regungslos liegen, ohne ein Wort der Erklärung, der Verteidigung zu ſprechen, als ob ſie, zermalmt unter der Laſt ihres Unrechts, die Sprache verloren

hätte. Er ließ ſie gewähren, ließ ſie eine Weile ſchweigend in ihren Schmerz verſinken, dann berührte ſeine Hand leicht den ſchönen Kopf, deſſen kräftiger, von blonden Haaren umſpielter Halsanſatz ihm zugekehrt war, und ſagte: „Annina, Tränen genügen mir nicht, ich muß Antwort haben. Du ſcheinſt einzugeſtehen, daß die gegen dich erhobene Anklage richtig iſt, aber mit dieſem ſtummen Geſtändnis kann ich mich nicht zufrieden geben. Ich will wiſſen, aus welchen Gründen du mir ſolchen Schmerz und ſolche Schmach bereiteſt. Ich glaube weder das eine, noch das andre um dich verdient zu haben, ſei ſo gut, mich darüber aufzuklären. Vielleicht hegſt du einen geheimen Groll gegen mich, von dem ich nichts ahne . . .“

Ohne die in Zerknirſchung gebeugte Stirne zu erheben, ſtammelte ſie: „O nein. Du biſt der beſte aller Männer, ich aber bin die unglücklichſte aller Frauen!“

„Unglücklich biſt du, Annina?“ verſetzte er mit ſchmerzlicher Bitterkeit. „Sage mir, wieſo und warum? Ich kann es nicht verſtehen.“

„Du kannſt es nicht verſtehen, weil du alles getan haſt, mich glücklich zu machen . . . es iſt furchtbar, daß ſo viel Undank dein Lohn ſein ſoll!“

„Wenn du dir klar darüber biſt, daß du unrecht an mir handelſt, weshalb tuſt du es dann?“

Sie richtete ſich halb auf und kehrte ihm das von Tränen überſtrömte, von innerer Qual verſtörte und doch entzückende Antlitz zu.

„O, das ſteht nicht in meinem Willen!“ rief ſie, die Hände ringend. „Ich bin nicht mehr frei! Mein Wille iſt gelähmt.“

Jetzt packte ihn Wut. Er faßte Annina an der Schulter und zog ſie zu ſich her. „Du haſt dich dieſem Menſchen hingegeben, Unglückliche?“ herrſchte er ſie mit ſtarrem Blick und rauher Stimme an.

„Nein! Nein!“ entgegnete ſie in einem Ton, der nicht log. „Aber ich gehöre ihm, als ob er mich beſäße. Und wenn er es gewollt hätte. . . . Ach, Felix, ich bin einer Art von Wahnſinn verfallen, ich kenne mich ſelbſt nicht mehr! Laß mich fort, verſtoße mich, kümmere dich nicht mehr um mich! Ich bin unwürdig ſelbſt deines Zornes! Verlaſſe dich nicht mehr auf meine Worte, ich könnte dich belügen! Nimm kein Verſprechen von mir an, ich würde mein Wort nicht halten! In mir herrſcht eine Macht, die mich zwingt, gegen alle Vernunft, gegen meinen Vorteil zu handeln, und die mich in den Tod treiben würde, wenn ich ſicher wäre, im Tod zu finden, wonach ich lechze, worauf ich hoffe, was ich ahne!“

Sie befand ſich jetzt in einem Zuſtand der Ekſtaſe. Mit gefalteten Händen, mit Augen, die von innerer Glut leuchteten, mit ſtrahlendem Lächeln blickte ſie zu Trélaurier auf. Ihn machte dieſer Anblick erbeben. Zum erſten Male begriff er, wie gewaltig das Gefühl war, das Annina von ihm fortriß, und daß ſie keinen Widerſtand leiſten konnte. Und trotzdem ſtreckte er die Waffen nicht, hatte er ſich doch vorgenommen, das Äußerſte zu wagen, alle Kraft einzuſetzen im Kampf um ihre gemeinſame Zukunft.

„Wonach lechzeſt du denn ſo glühend, Annina?“ fragte er, ſich über ſie beugend.

Schwach wie ein Hauch drang die Antwort an ſein Ohr, als ob Annina ſich des Wortes ſchäme und es doch nicht zurückhalten könne: „Nach Liebe.“

„Nach Liebe!“ wiederholte er in dumpfem Groll. „Und du verwechſelſt Liebe mit Sünde, Annina! Wer hat dich denn bis zu dieſem Grad verderben, dir derart den Sinn verwirren können? Biſt du ſo weit, daß du ſinnliche Befriedigung über alle Würde des Lebens ſtellſt? Um ein paar Stunden der Luſt, die ſo flüchtig und ach! ſo ſchal ſind, willſt du auf alles verzichten, was dir die Zu-

kunft an Freude, an Sicherheit bietet? Du haſt den Mann gefunden, der des Opfers wert iſt, das zu bringen du dich anſchickſt? Ohne Zweifel überſtrahlt er alle andern an Verdienſt, iſt ihnen überlegen an Geiſt, unwiderſtehlich durch ſeine Talente. ... Nenne ihn mir, damit ich zugeſtehen muß, daß deine Verliebtheit begreiflich iſt, daß ich in ſeiner Perſönlichkeit die Entſchuldigung dafür finde, daß du mich ihm opferſt!"

„Du kennſt ihn doch," flüſterte Annina.

„Du ſchämſt dich wohl, ihn zu nennen?"

„Nein," rief ſie, den Kopf zurückwerfend. „Es iſt der Vicomte André von Preigne."

„Jawohl, ein Verführer von Beruf, einer von den hübſchen jungen Leuten, die, anmaßend und eitel, keine andre Beſchäftigung haben, als Weiber zu ſammeln, wie andre Altertümer oder Bilder zuſammentragen. Er iſt dabei beſſer dran als jene, denn ſeine Sammlung koſtet ihn nicht nur nichts, ſondern trägt ihm mitunter noch Geld ein."

Sie ſchreckte zuſammen und ſtand auf.

„Wirſt du dich ſo weit erniedrigen, ihn mir gegenüber zu verleumden?"

„Ihn verleumden? Das würde ſchwer halten! Ich möchte nur, daß du wüßteſt, wer er iſt, denn es iſt möglich, daß du wirklich im unklaren biſt über dieſe Perſönlichkeit, und wenn du ihm deine Gunſt gewähren willſt, ſo ſoll es wenigſtens mit richtiger Würdigung ſeines Charakters geſchehen. Du ſiehſt ohne Zweifel an ihm nichts als ſeine ſchlanke Geſtalt, ſeinen hübſchen Blondkopf und ſeinen Schick. Jawohl, ich laſſe ihm Gerechtigkeit widerfahren, er iſt wirklich ein hübſcher Menſch und weiß ſich gut zu kleiden. Aber du darfſt nicht in Unkenntnis bleiben, daß er vom Spiel und von den Frauen lebt. Du brauchſt in den Kreiſen, worin du verkehrſt, nur die Ohren aufzumachen, ſo wirſt du in kürzeſter Friſt darüber gut unter-

richtet ſein. Er iſt deiner ganzen Umgebung ein Gegenſtand der Verachtung, ſoweit man nämlich nicht Angſt vor ihm hat. Ein ſchlechterer Ruf als der ſeinige iſt wohl nicht zu erreichen, und wenn die Geſellſchaft nicht ſo feig wäre, wie ſie es eben iſt, ſo hätten alle, die den bezaubernden jungen Mann bei ſich empfangen, ihm längſt die Türe gewieſen, ihn ausgeſtoßen."

Geſenkten Blickes, mit unbewegten Lippen und verſchloſſenem Ausdruck hörte Annina dieſe Worte an, offenbar entſchloſſen, alles über ſich ergehen zu laſſen, aber nicht nachzugeben.

„Verſtehſt du, was ich dir eben ſagte?" fragte Trélaurier erſtaunt und traurig. „Was haſt du mir zu entgegnen?"

Sie ſchüttelte den Kopf zum Zeichen, daß ſie ſich auf keinen Streit einlaſſen wolle.

„Faſſeſt du, was ich dir eben ſagte, als Wahrheit auf," fuhr er eindringlich fort, „und willſt du es trotzdem unbeachtet laſſen?"

„Mit dir darüber zu ſtreiten, wäre mir allzu qualvoll."

Sie ſo verrannt in ihren Widerſtand vor ſich zu ſehen, brachte Trélauriers Blut zum erſten Male in Wallung und verſetzte ihn in leidenſchaftliche Erregung.

„Aber ich, ich will und werde dich überzeugen!" rief er. „Ich dulde es nicht, hörſt du wohl, daß du mir ſo unzugänglich und eigenſinnig gegenübertrittſt! Ich muß mit dir ringen, dich bedrängen, dich erſchüttern, Herr über dich werden! Im Kampf bietet ſich mir doch einige Möglichkeit über dich zu triumphieren, während deine Unzugänglichkeit mich jeder Hoffnung beraubt! Biſt du ſchon ſo vollſtändig gefangen, daß es kein Mittel mehr geben ſollte, dich dem Wahnſinn aus den Klauen zu reißen? Du haſt ja noch ſo wenig geſehen von dieſem Mann, er drängte ſich

nicht an dich, denn ſonſt würde ich es bemerkt und Argwohn geſchöpft haben. Oder habt ihr gemeinſames Spiel getrieben, um euch vor meinen Augen zu verbergen? Steh mir Rede, Annina, wie lange dauert euer Verhältnis ſchon? Iſt es eine neu entſtandene Laune, oder trägſt du ihn ſchon lange im Herzen? Ich muß alles wiſſen, damit ich im ſtande bin, dich vor dir ſelbſt zu beſchützen, denn nur das iſt mein Ziel, ich ſchwöre es dir, armes Kind! Alles was mich berührt, fällt nicht in die Wagſchale, meine Zärtlichkeit, mein Selbſtgefühl, meinen Frieden, mein Glück, alles will ich zum Opfer bringen, um dich vor dem Untergang zu bewahren. Empfindeſt du Haß gegen mich, errege ich dir Widerwillen? Soll ich dich zu deiner Tante gehen laſſen, wenn du nicht gern hier biſt? Ich fordere gar nichts von dir, als das Gelöbnis, nicht mehr mit Preigne zu verkehren, ihn fernzuhalten, dich loszumachen von ihm. Das liegt mir vor allem am Herzen! Denn ſiehſt du, meine arme Annina, dieſer Menſch würde dich ohne Gnade und Barmherzigkeit zu Grunde richten. Ich gebe mein Leben preis unter der Bedingung, daß es dir zum Heil gereiche, aber dich verderben zu ſehen, geht über meine Kraft. Haſt du mich verſtanden? Iſt dir dieſe Genugtuung nicht hinreichend? Einige Monate der Sammlung, der Einſamkeit in Frau von Percevals Umgang werden genügen, deine Vorſtellungen wieder zur Klarheit zu bringen, deine Entſchlüſſe zu wandeln. Ich werde mich vollſtändig deinem Willen fügen, ſollte auch mein perſönliches Glück dabei geopfert werden, aber nur unter der Vorausſetzung, daß du meine Güte nicht mißbrauchſt, nicht aufhörſt, eine anſtändige Frau zu ſein."

„Ich danke dir," erwiderte ſie gefaßt. „Ich wußte ja, daß du mich liebſt, jetzt habe ich einen neuen Beweis davon empfangen. Aber was du mir bieteſt, genügt mir nicht, iſt nicht, was ich will. Wenn ich dir mein Wort gäbe,

André von Preigne nicht wiederzuſehen, ſo würde ich meinen Schwur brechen. Ihm nicht zu gehorchen, geht über meine Kraft. Ich bin ſein Eigentum und er kann über mich verfügen. Du haſt ohne Rückhalt zu mir geſprochen, ich muß dir meine Gemütsverfaſſung ebenſo rückhaltlos darlegen. Auf dein Anerbieten einer halben Freiheit antworte ich mit der Forderung der vollſtändigen, der Mittelweg, den du mir auftun willſt, wäre für mich ungangbar. Ich könnte mich von vornherein deinem Geheiß nicht unterwerfen, würde, da Lüge meinem Ehrbegriff widerſtrebt, dir gegenüber keine Verpflichtung auf mich nehmen. Bis zu dieſen letzten Tagen würde ich lächelnd die Achſeln gezuckt haben, hätte mir jemand vorausgeſagt, daß ich mich je von dir trennen würde, um mit einem andern zu leben. Trotzdem iſt das jetzt der Fall. Es gibt für mich kein Leben mehr ohne den, der ſich meiner Gedanken und meines Herzens bemächtigt hat. Ich bin mir ſelbſt fremd geworden, ich bin nicht mehr, die ich war, ſondern eine ganz andre. Ich, die nie an die Herrſchaft der Sinne glauben wollte, ich wäre fähig, zu dieſem Fenſter hinauszuſpringen, um zum Geliebten zu gelangen, auf die Gefahr hin, daß ich mit zerſchmetterten Gliedern auf dem Pflaſter liegen bliebe! Ich habe die Herrſchaft über mich ſelbſt verloren. Das iſt vielleicht, wie du meinſt, ein großes Unglück, aber es iſt ſo, und iſt nicht zu ändern."

„Aber du gehörſt mir!" rief Trélaurier, außer ſich gebracht durch die ruhige Logik, womit Annina ihren Gedanken entwickelte. „Du trägſt meinen Namen, du biſt eben doch meine Frau! Du vergißt alles bis auf deine verliebte Laune! Es gibt Geſetze, denen du Gehorſam ſchuldeſt, kirchliche, geſellſchaftliche Verpflichtungen, die du ohne meine Zuſtimmung nicht brechen darfſt!"

„Um dieſe Zuſtimmung bitte ich dich flehentlich!"

„Du willſt, daß ich einwillige, dich völlig freizugeben, mich von dir ſcheiden zu laſſen mit einem Wort?“

„Ja, das wäre die deiner und meiner würdigſte Löſung. Willſt du mich zwingen, dir ferner anzugehören mit den Gedanken im Herzen, die ich dir offen ausgeſprochen habe? Wenn du das könnteſt, was für ein Menſch müßteſt du ſein! Wahrlich nicht der, den ich achte, den ich verehre, ja den ich tatſächlich liebe mit all den Gefühlen, die meine Leidenſchaft nicht verſchlungen hat. Willſt du mich zu einem verbitterten, troſtloſen, erbärmlichen Zuſammenleben zwingen? Wäre das deiner und meiner würdig? Wir haben uns in vollem Vertrauen und mit rückhaltloſer Offenheit gegeneinander ausgeſprochen, es bleibt nur noch übrig, die Folgerung daraus zu ziehen.“

„Du Unglückliche! Du überſiehſt in deiner kühlen Logik nur eins, und das iſt, daß ich dich noch immer liebe! Glaubſt du, daß ich mich ſo leicht zum Verzicht auf dich, daß ich mich dazu entſchließen kann, dich einem Nebenbuhler zu ſchenken? Bisher habe ich mich auf Erörterungen eingelaſſen, habe dir die Gefahr zu zeigen verſucht, der du entgegenläufſt, aber wenn ich nun meinerſeits mein Herz ſprechen laſſe, ſo gibt es mir ganz andern Rat als meine Vernunft. Du erklärſt mir mit einer Ruhe, die an Cynismus grenzt, daß du das Recht habeſt, mit einem andern als deinem Gatten zu leben, weil du nicht mehr Herr deines Willens ſeieſt und weil in deinen Augen die Liebe jede Rückſicht aufhebe. Nun gut, ich kann dir ein Gleiches ſagen! Für mich gibt es kein andres Weib als dich. Du haſt dich mir geſchenkt, du biſt nach den Geſetzen des Staates und der Kirche mein Eigentum. Da wir aber einmal ſo weit ſind, uns weder um Gefühle, noch um Geſetze zu kümmern, daß die Sinne allein triumphieren ſollen, ſo erkläre ich dir, daß kein andrer dich beſitzen ſoll, er müßte denn zuerſt mich umbringen.“

Sie ſchreckte zuſammen, ihre Züge verrieten höchſte Unruhe.

„Du denkſt doch nicht, Gewalt anzuwenden?“

„Wenn du mich dazu treibſt, gewiß. Ohne Zögern.“

Sie blickte ihm in die Augen, daß ihn der Strahl aus den ihrigen blendete.

„Was haſt du im Sinn?“

„Das wirſt du dir lebhaft vorſtellen können,“ verſetzte Trélaurier kühl. „Ich werde den Verſuch machen, mich des Vicomte zu entledigen.“

„Nein! Das darfſt du nicht!“

„Ich möchte wiſſen, wie du mich daran hindern könnteſt.“

„Wenn du dich nicht beſtimmen läßt, von einem Zweikampf abzuſtehen, ſo werde ich von Preigne fordern, daß er ihn verweigert!“

„Wenn er feig genug wäre, darauf einzugehen, ſo würde ich ihn zum Kampf zwingen.“

„Hüte dich wohl, treibe mich nicht zum Äußerſten! Ich will nicht, ich ſage dir's noch einmal, ich will nicht, daß du dich um meinetwillen ſchlägſt.“

„Du ängſtigſt dich wohl um ihn!“

„O Gott! Ich ängſtige mich ebenſo um dich! Der Gedanke, dich in Lebensgefahr zu wiſſen und durch meine Schuld ... ich dulde es nicht, hörſt du, es darf nicht geſchehen, niemals!“

„Du biſt eine Närrin! Was iſt mein Leben denn wert, wenn du mein Glück mit Füßen trittſt? Begreife doch, daß ich ohne dich nicht leben will. Ich habe dich ſo lieb, daß ich, wenn du bei mir, mir nahe bleiben willſt, alles tun werde, um die Verirrung einer Stunde zu vergeſſen, und daß ich die Hoffnung nicht aufgebe, auch du werdeſt ſie vergeſſen. Du ſprachſt nur von deiner Liebe, was aber iſt ſie neben der meinigen? Du ſchöpfeſt aus der deinigen den traurigen Mut, mir das Herz zu brechen, ich aus der meinigen

die Selbſtverleugnung, alles zu ertragen, um dich zur Vernunft zurückzurufen. Vergleiche dieſe Gefühle — iſt das eine nicht mehr wert als das andre? Nur eins kannſt du von meiner Liebe nicht fordern, daß ſie ſich in deine Untreue ergebe. Dieſe Liebe iſt nicht nur der Hingebung und Milde fähig, ſie kann auch in Empörung auflodern, und ſie wird vor nichts zurückſchrecken, weder vor Bedrohung, noch Gefahr."

„O das, das iſt unmöglich!"

„So verſuche doch, es zu verhindern! In dieſer Stunde ſind zwei meiner Freunde beim Vicomte von Preigne, um ihm zu eröffnen, welche Sühne ich von ihm erwarte. Haſt du dir wirklich eingebildet, man könne, ohne eine furchtbare Verantwortung auf ſich zu laden, das Leben eines ehrenhaften Mannes zerſtören, ihn zur Verzweiflung, zum Wahnſinn treiben, und daß er ſich darein ergeben werde, alles Leid, das man ihm zufügt, geduldig zu ertragen? Da haſt du dich gründlich getäuſcht! Du erklärſt mir, daß du zum Naturzuſtand zurückgekehrt ſeieſt und dich mit ebenſo wenig Schamgefühl wie ein wildes Tier jetzt mit einem andern paaren wolleſt. Erziehung, Sitte, Würde, Tugend, alles haſt du beiſeite geworfen wie unnützen, läſtigen Ballaſt. Gut! Ich tue dir's nach, ich werde auch wieder zum Tier, dem man ſein Weibchen entreißt, und das den Nebenbuhler zerfleiſchen will. Du ſagſt, das ſei unerlaubt und du werdeſt es nicht ertragen? Warum? Warum ſollte mir verboten ſein, was dir erlaubt iſt? Jedem ſein Teil, jedem ſein Recht! Du ſagſt mir gelaſſen, daß du mich ſatt habeſt und daß dir ein andrer beſſer gefalle, und ich entgegne dir: ‚Du gefällſt mir immer noch, und da ich dich behalten will, muß ich den andern beſeitigen.' Das iſt's, wozu ich mich anſchicke."

Mit flehender Gebärde die Arme ausſtreckend, trat ſie ihm näher.

„Das heißt, mich unwiderruflich verdammen! Ich

ſchwöre dir, daß, wenn du deinen Plan ausführſt, ich deinen Tod ſo wenig überleben werde als den ſeinigen! Der eine iſt mir ſo furchtbar als der andre, es gibt keine Wahl! Nur um die eine letzte Gunſt flehe ich, daß du an meine Aufrichtigkeit glaubſt! Du behaupteſt, mich zu lieben, und dennoch gibſt du mich der Verzweiflung preis!"

In hilfloſem Jammer rang ſie die Hände, Trélaurier aber faßte ſie am Handgelenk, zog ſie zu ſich her und ſagte mit glühenden Blicken: „Zum Beweis meiner Liebe kann ich dich doch nicht einem andern ſchenken! Du kannſt dich nicht an meine Stelle verſetzen, weil du nicht weißt, was Eiferſucht iſt! Wenn du wüßteſt, welche Qual es iſt, zu fühlen, daß ein angebetetes Geſchöpf ſich von uns loslöſt, zu denken, alles was ich von ihr erſehne, was ich von ihrer Schönheit träume, was ich in ihren Augen leſen, von ihren Lippen hören möchte, das ſucht, erwartet, hofft ſie, aber nicht von mir, ſondern von einem andern, der kein Anrecht hat auf das Glück, das er mir ſtiehlt! Annina, das macht einen Mann wahnſinnig! Und du verlangſt Geduld und Mäßigung von mir, während ich glühe und in Schmerz und Wut vergehe! Ach, ſo begreife doch, daß ich dich anbete, dich begehre, daß ich dich beſitzen und behalten will ... Annina!"

Er hatte ſie feſt umſchlungen wie ein Raſender; dieſe lebende Blume in ſeinen Armen zu fühlen, ihren Duft zu atmen, raubte ihm die Beſinnung, und er preßte ſeine Lippen auf den Mund der jungen Frau. Sie ſtieß einen dumpfen Wehlaut aus, er fühlte, wie ſie bebte, wie ſie von Abſcheu geſchüttelt von ihm loszukommen ſuchte, und jählings ernüchtert, gab er ſie frei. Empört eilte ſie von ihm weg und rief ihm zu: „O wie entſetzlich! Ich fürchte mich vor dir!"

Ihre Haltung und dieſe Worte machten ihm plötzlich klar, daß zwiſchen ihm und ihr kein phyſiſches Band mehr beſtand und daß er in Gefahr ſtand, auch das moraliſche

Übergewicht zu verlieren, das er bisher behauptet hatte. Seine Schwachheit, seine Heftigkeit trieben ihm die Schamröte in die Wangen.

„Verzeihe mir," sagte er, rasch wieder die Herrschaft über sich gewinnend, „ich vergesse, daß du dich von mir losgesagt hast und mir jedes Recht auf deinen Besitz bestreitest. Ich werde mich nicht mehr der Gefahr aussetzen, mich auf so grausame Weise daran mahnen zu lassen. Da du meinen Gründen unzugänglich bliebst, ließ ich mich hinreißen, gleich dir, nach augenblicklichem Impuls zu handeln. Das war meiner nicht würdig, und ich werde mich nie mehr von einem solchen Ausbruch der Leidenschaft übermannen lassen, beruhige dich. Du wirst nur noch besonnene, kluge Worte von mir hören. Ich glaube die Gründe erschöpft zu haben, womit ich dich von deinem Plan abwendig zu machen hoffte. Ich wandte mich an deine Vernunft, sie versagt dir den Dienst, an dein religiöses Gefühl, es ist machtlos, ich zeigte dir, wo dein Vorteil liegt, aber du opferst ihn ohne Zaudern. Damit glaube ich alles getan zu haben, was in menschlicher Macht liegt, um dich gegen deine eigene Verblendung zu beschützen, und ich erkenne meine Ohnmacht, dich an der Ausführung deiner Absicht zu verhindern. Mir stehen nur zwei Mittel zur Verfügung, um dich bei mir festzuhalten, ich muß dich überzeugen oder dich einsperren. Die Überredung gelang mir nicht, und Gewalt anzuwenden, widerstrebt mir. Nach dem, was zwischen uns ausgesprochen wurde, bin ich mir klar bewußt, daß wenn ich dich heute der Freiheit beraubte, nach deinem Willen zu handeln, du mir morgen doch entrinnen würdest und daß ich dann nicht einmal mehr das Verdienst hätte, dir gegenüber all die Großmut geübt zu haben, die zu beweisen mir ziemt. Du bist also vollkommen frei, wie es dein Wunsch ist. Du kannst gehen oder bleiben nach deinem Belieben. Wenn du bleibst, was nach deiner eigenen Anschauung nur geschehen kann, indem du eine anständige

Frau bleibſt, ſo werde ich mit keinem Wort, keiner Andeutung je auf das zurückkommen, was zwiſchen uns vorgefallen iſt, und kein Tag meines Lebens wird verfließen, ohne daß ich dir im ſtillen danke für deine Pflichterfüllung. Gehſt du aber, ſo ſei dir klar, daß du ins Verderben gehſt. Du glaubſt der Liebe zuzueilen, doch was dich erwartet, iſt das Unglück. Indem du die Schwelle dieſes Hauſes überſchreiteſt, mußt du jede Hoffnung fahren laſſen. Der Mann, für den du dich damit entſchieden haben wirſt, wird mich an dir rächen."

Von ſo ſtolzer, ſicherer Größe überwältigt, wollte ſie ſich dem Gatten zu Füßen werfen. Trélaurier aber verhinderte ſie daran und ſagte, ſie fern von ſich haltend, ebenſo kalt, als er vorhin ſtürmiſch geweſen war: „Dein Schickſal liegt jetzt in deiner Hand, wie du es haben wollteſt. An dir iſt es, die Entſcheidung zu treffen."

Und er verabſchiedete ſie durch ein Kopfnicken, ſie aber verbeugte ſich tief vor ihm und verließ wortlos das Zimmer.

Viertes Kapitel.

Der Vicomte von Preigne lag als ein Mann, der nach einer beim Spiel verbrachten Nacht ſeine Kräfte ergänzen muß, noch ſchlafend zu Bett, als ſein Kammerdiener, der unwiderſtehliche Artur Boulard, ins Zimmer trat und ihn weckte.

„Wieviel Uhr iſt es denn?" fragte der junge Mann gähnend und die Arme reckend.

„Elf Uhr, Herr Vicomte."

„Schafskopf, weshalb kommſt du denn vor zwölf Uhr?"

„Weil zwei Herren im Salon ſind, die den Herrn Vicomte ſprechen wollen.“

„Zwei Herren?“ wiederholte André, ſich völlig ermunternd. „Handelt es ſich etwa um eine Forderung? Wer ſind ſie denn, deine zwei Herren?“

„Herr Vernaut und Herr Valançon. Sie kommen im Auftrag des Herrn Trélaurier.“

„Ach ſo!“ ...

Schlank und geſchmeidig ſetzte ſich der Marquis in ſeinem fliederfarbenen Seidenhemd auf die Kante des Bettes, ſchlüpfte in eine dunkelblaue Unterhoſe mit geſtickten gelben Tupfen und ſtreifte ein Paar Saffianſchuhe an die Füße. Artur hatte mittlerweile die Vorhänge aufgezogen und den Morgenanzug ſeines Herrn bereit gelegt.

„Sage den Herren, daß ich eben aufſtehe,“ befahl der Vicomte, „und ich ließe ſie um Entſchuldigung bitten, würde ihnen aber in zehn Minuten zur Verfügung ſtehen.“

Er ging nun in ſein Ankleidezimmer und begann damit, den ganzen Kopf in die Waſchſchüſſel zu tauchen, um ſeine Gedanken zu klären.

„Valançon und Vernaut ...“ murmelte er unterm Abtrocknen. „Das ſind die Zeugen. Ein Duell mit Trélaurier, wie abgeſchmackt! Du liebe Zeit, wenn die Bankiers empfindlich werden ...“

Artur kehrte zurück.

„Die Herrn laſſen dem Herrn Vicomte danken und bitten ihn, ſich ruhig anzukleiden. Sie werden warten.“

André lächelte.

„Wie feierlich! Hol's der Kuckuck! Komm einmal her, du Hallunke,“ ſagte er, ſich nach dem liebenswürdigen Artur umwendend. „Du wirſt ja wohl wiſſen, was dieſe zeremoniöſe Aufwartung zu bedeuten hat?“

Artur kratzte ſich hinter dem Ohr, verzerrte ſein Affengeſicht und ſetzte eine Leichenbittermiene auf.

„Ach, Herr Vicomte, das war doch wohl vorauszuſehen! Das Kind hat mir ſchon einen Wink gegeben, daß es im Haus Trélaurier brändele . . .“

„Das Kind, das iſt Zoë?“

„Ja, die Kleine, die ſo toll in mich verſchoſſen iſt.“

„Merkwürdiger Geſchmack,“ brummte André, ſein Haar energiſch mit der Bürſte bearbeitend.

Der Kammerdiener warf ſich in die Bruſt und blinzelte ſeinem Herrn zu. „Außer ſeinen perſönlichen Vorzügen hat man auch ſozuſagen den Abglanz des Herrn Vicomte . . .“

„Schon gut! Und was hat dir deine Zoë berichtet?“

„Daß Herr Trélaurier Lunte gerochen und ſie durch einen Freund, gerade dieſen Herrn Vernaut, habe ausholen laſſen. Natürlich habe ſie nichts verraten wollen, der Ehemann habe aber doch an allerhand Kleinigkeiten gemerkt . . . nun und dann . . .“

„Dann hat er ſich geärgert?“ fragte der Vicomte, ſeine Krawatte aufs ſorgfältigſte knüpfend. „Nun, wir werden ja ſehen, was er meint. . . .“

Er ſpritzte ein paar Tropfen Parfüm auf ſein Taſchentuch, fuhr damit über den Schnurrbart, ſchlüpfte in eine ſeidene Hausjoppe und ging in den Salon, wo ihn Valançon und Vernaut ſtehend erwarteten. Sie machten dem jungen Mann, der lächelnd auf ſie zutrat, eine förmliche Verbeugung und nahmen dann auf ſeine Einladung Platz. Mit harmloſer Artigkeit ſchob er ihnen einen großen Kaſten aus Paliſanderholz hin, der mit Zigarren und Zigaretten der verſchiedenſten Marken gefüllt war, und fragte aufs liebenswürdigſte: „Rauchen die Herren?“

Die beiden verneigten ſich ſteif und lehnten durch eine Handbewegung ab.

„Darf ich fragen,“ begann jetzt der Vicomte, „was mir die Ehre Ihres Beſuches verſchafft?“

„Wir ſind hier im Auftrage unſers Freundes, des Herrn Trélaurier," verſetzte Vernaut unverzüglich, „und bitten Sie, uns mit zwei von Ihren Freunden in Verbindung zu ſetzen."

Der junge Mann verbeugte ſich mit läſſiger Anmut.

„Das klingt ja, als ob es ſich um ein Duell handelte."

„Allerdings, Herr Vicomte, darum handelt ſich's."

„Gut! Wäre es aber möglich, zunächſt einige Aufklärung darüber zu erhalten, was für eine Urſache dieſem Duell zu Grunde liegt? Ich bin mit Herrn Trélaurier nur ganz oberflächlich bekannt, habe kaum dreimal im Leben mit ihm geſprochen. In den letzten vierzehn Tagen bin ich ihm meines Wiſſens nicht einmal begegnet, jedenfalls bin ich mir nicht der geringſten Kränkung bewußt, die ich ihm . . ."

„Darüber iſt Herr Trélaurier andrer Meinung," ſagte Vernaut, dem Vicomte das Wort abſchneidend. „Übrigens haben wir durchaus nicht den Auftrag, Erörterungen mit Ihnen zu pflegen. . . ."

„Ach ſo! Da bitte ich um Verzeihung," verſetzte André lebhaft. „Ehe ich meine Freunde veranlaſſe, mit den Herren zu verhandeln, muß ich doch wiſſen, in welcher Angelegenheit ſie mich zu vertreten haben. Bis zu dieſer Stunde habe ich keine Ahnung, was mir zur Laſt gelegt wird, und ich muß Sie wirklich bitten, mich darüber aufzuklären. Nachher werde ich erſt beurteilen können, wie ich mich zu verhalten habe."

„Nun denn, Herr Vicomte," erwiderte Valançon mit dem ſüdländiſchen Tonfall, der ſeinen menſchenfreundlichen Humor ſo wirkſam unterſtützte, „Herr Trélaurier findet, daß Sie ſich zu viel mit ſeiner Frau beſchäftigen, falls es nicht etwa die Frau iſt, die ſich mit Ihnen beſchäftigt, oder wenn Sie lieber wollen, daß Sie beide ſich zu viel miteinander beſchäftigen."

„Ich weiß den Humor zu würdigen," entgegnete Preigne

mit einem flüchtigen Lächeln, „womit ſich Herr Valançon bemüht, eine Behauptung glaublich zu machen, die an und für ſich ungeheuerlich iſt. Ich weiß nicht, wer oder was Herrn Trélaurier auf die Vermutung bringen konnte, die ihn veranlaßt hat, Sie zu mir zu ſchicken, aber ich muß ſagen, daß überhaupt jeder geſellſchaftliche Verkehr zwiſchen den Geſchlechtern aufhören müßte, wenn man Gefahr liefe, durch derartige phantaſtiſche Reizbarkeit in Händel verwickelt zu werden. Ich weiß nicht, was Herrn Trélaurier berechtigen könnte, ſeiner Frau und mir zu mißtrauen, aber ich muß nachdrücklich erklären, daß er ſich irrt, und daß Frau Trélaurier ſich ihrem Gatten gegenüber nicht das Geringſte vorzuwerfen hat."

Die Spannung in Vernauts Zügen ließ nach. Er hatte den Eindruck, als ob die Lage der Dinge ſich aufhellte, als ob er hoffen dürfte, eine Vereinbarung herbeiführen zu können.

„Auf eine derartige Erklärung von Ihrer Seite waren wir nicht gefaßt," ſagte er, ſich verbeugend, in milderem Ton, „wir wären auch nicht in der Lage geweſen, Sie darum zu bitten. Da Sie aber aus freien Stücken den Weg der Aufklärungen einſchlagen, ſo wollen wir Ihnen im Intereſſe aller Beteiligten ohne Zögern darauf folgen..."

„Ja, ſagen Sie mir nur, wie ich anders handeln könnte," verſetzte der Vicomte in überzeugend aufrichtigem Ton. „Sie ſehen ja, wie verblüfft ich bin! Ich frage mich wahrhaftig, ob ich wache oder träume, ſo fabelhaft erſcheint mir, was Sie ſagen. Herrn Trélauriers auf keine Beweiſe gegründeter Verdacht erſcheint mir ſo beleidigend, daß ich mich frage, ob es nicht an mir wäre, Genugtuung von ihm zu fordern. Ich ſtehe da einem Ehemann gegenüber, der ſich aus Gott weiß welchen Hirngeſpinſten einen Roman zurechtzimmert, zu deſſen Helden er mich macht, indem er ſeine Frau hineinzieht und mich eine Rolle ſpielen läßt,

von der ich nur unendlich bedauern kann, ſie nicht geſpielt zu haben! Frau Trélaurier iſt ſo reizend, daß ich mich glücklich ſchätzen würde, ihr Liebhaber zu ſein, das dürfen Sie mir glauben! Leider iſt es nicht der Fall, und lediglich um mich dem Gatten gefällig zu zeigen, kann ich doch nicht wohl eingeſtehen, was nicht iſt!"

Valançon und Vernaut ſahen ſich an; ſie wußten allmählich nicht mehr recht, was ſie nun machen ſollten. Sie hatten nicht anders erwartet, als daß Preigne bereitwillig auf die Forderung eingehen werde, die ſeine Ehre mit Notwendigkeit erheiſchte; ſie glaubten, mit ein paar knappen Worten die Sache einleiten zu können und dann nur noch die Verhandlung mit den Zeugen des Gegners vor ſich zu haben. Statt deſſen fanden ſie im Vicomte einen Mann, der ihren Schritt kritiſierte und nicht im mindeſten geneigt ſchien, ſich dem Gegner zu ſtellen. Ihn der Feigheit anzuklagen, war ein Ding der Unmöglichkeit, dazu hatte er ſeine Tapferkeit ſchon zu oft und in zu furchtbarer Weiſe bewährt. Degen wie Piſtole waren ſeine Liebhaberei, und er ſchlug ſich wegen eines Zwinkerns mit dem Augenlid. Wenn man ihm etwas zum Vorwurf machen konnte, ſo war es, daß er in der Regel ſein und der andern Leben aufs Spiel ſetzte, ohne ſich den Fall vorher zu überlegen. Es war deshalb außerordentlich ſchwierig, ſich ſeinem Verlangen nach einer Erörterung zu entziehen, und Valançon glaubte ſich ebenſowenig dazu berechtigt als Vernaut. Es graute beiden vor der Vorſtellung, Trélaurier mit dieſem gefährlichen Gegner zuſammentreffen zu ſehen, während eine Auseinanderſetzung doch immerhin die Möglichkeit einer friedlichen Löſung bot. Vielleicht war ja Annina noch zu retten, und Vernaut, den die Angſt verzehrte und dem die Hoffnung auf Verſöhnung das Herz entflammte, nahm es auf ſich, den erhaltenen Auftrag zu überſchreiten.

„Nun gut, Herr Vicomte, da Ihnen viel daran zu

liegen ſcheint, Streit zu vermeiden, ſo wollen wir gemeinſam in ehrlichſter Abſicht beſprechen, ob es möglich iſt, ihn zu verhüten. Sie haben aus freien Stücken die Erklärung abgegeben, daß zwiſchen Ihnen und Frau Trélaurier keine Beziehungen beſtünden, daß Sie, um es mit dürren Worten zu ſagen, nicht ihr Geliebter ſeien."

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf," verſetzte Preigne in beſtimmtem Ton, „und ich gebe es mit Freuden. Sie müſſen mir wahrhaftig zugeſtehen, daß ich Ihnen ſehr weit entgegenkomme, und daß es nichts Alltägliches iſt, einen Mann zu einem derartigen Geſtändnis zu veranlaſſen."

„Sie ſind eben ein Opfer Ihres Rufs, Vicomte," bemerkte Valançon gelaſſen. „Den Lämmern mißtraut man nie, nur den Wölfen, und Sie haben etliche Raubanfälle auf dem Gewiſſen, weshalb niemand Sie gern in der Nähe ſeines Pferchs herumſtreichen ſieht."

„Noch einmal, ich habe mich in dieſem Fall an niemand herangeſchlichen. Ich treffe Frau Trélaurier nur gelegentlich, verkehre nicht in ihrem Hauſe. Es iſt mir vollkommen unverſtändlich, wie dieſe Sage von einem Flirt zwiſchen ihr und mir entſtehen konnte."

„Darüber kann ich Ihnen einigen Aufſchluß geben, ſobald wir uns geeinigt haben werden," verſetzte Vernaut. „Da Sie uns ſo freundliches Entgegenkommen zeigen, ſo laſſen Sie mich in erſter Linie unſre Angelegenheit weiter beſprechen, ſie auf die einfachſte Formel zurückführen . . ."

„Das heißt auf nichts."

„Ich hoffe es jetzt, doch die Erfüllung dieſer Hoffnung hängt von Ihnen ab."

„Wahrhaftig! Was wollen Sie denn noch? Wollen Sie in Ermanglung von Beweiſen — Sie haben ja offenbar keine, ſonſt hätten Sie wohl längſt Gebrauch davon gemacht — wollen Sie eine Bürgſchaft meiner Unſchuld

haben? Sagen Sie's nur offen und unverblümt, Sie ſehen ja, ich bin ein guter Kerl!"

Er lachte dabei in der Tat ſo harmlos und jugendfriſch, daß Valançon wie Vernaut ihre froſtige Zurückhaltung fahren laſſen mußten.

„Eine Bürgſchaft?" wiederholte Vernaut. „Das war mir wirklich nicht in den Sinn gekommen, da Sie es aber anbieten, ſo will ich wirklich etwas derartiges verlangen ..."

„Und was?"

„Nun denn! Entfernen Sie ſich für einige Zeit aus Paris. Ihre Abweſenheit wird die Unruhe unſers Freundes beſchwichtigen, das Mißtrauen wird ſich abſchwächen, die Wahrheit ſich Bahn brechen. Wenn zwiſchen Ihnen und einer reizenden jungen Frau ein wenig geflirtet wurde, wenn ihr Köpfchen Träume ausgeſponnen, Illuſionen ausgeheckt hat, die ſie aufgeben muß, ſo erleichtern Sie ihr die Rückkehr zur Vernunft, indem Sie ihr Muße geben, die Sache allein zu bedenken. Das iſt alles, was wir verlangen möchten, und ich füge hinzu, daß Sie durch die Erfüllung unſrer Bitte nicht nur jedes Vorurteil des Herrn Trélaurier gegen Ihre Perſon beſeitigen, ſondern auch uns zu unendlichem Danke verpflichten würden."

Der Vicomte ſchüttelte ernſthaft den Kopf.

„Zwei Männer wie Sie zu verpflichten, genügt, mich zu dem Entſchluß zu bewegen. Und um ſo lieber werde ich ihn ausführen, als es gilt, die Ruhe einer Frau zu ſichern, für die ich Hochachtung und Sympathie empfinde. Die Sache iſt abgemacht. Ich werde Paris verlaſſen, werde mich ſechs Wochen auf Reiſen begeben. Haben Sie noch andre Wünſche?"

Valançon und Vernaut wechſelten einen Blick. Die Bereitwilligkeit des Vicomte war verblüffend, doch die Gewißheit, daß ihr Beſuch keine ernſten Folgen haben werde, erleichterte beiden das Herz. Obgleich ſie ja wohl fühlten,

daß der Vicomte nicht ſo unſchuldig ſein konnte als er behauptete, waren ſie doch glücklich über die Zugeſtändniſſe, die er gemacht hatte, und hielten es für ausgeſchloſſen, weitere von ihm zu fordern.

„Es bleibt uns nur noch übrig, Ihnen zu danken," ſagte Valançon. „Wir werden unſerm Freund getreulich berichten und bezweifeln nicht, daß Ihre Erklärungen ihn zufriedenſtellen werden. Was Herrn Vernaut und mich betrifft, ſo geben uns Ihre Worte genügende Sicherheit und wir möchten nicht weiter in Sie dringen."

Vernaut drückte durch ein Kopfnicken ſeine Beiſtimmung aus. Er ſah dabei den Vicomte aufmerkſam an und bemerkte flüchtig, wie der Wind eine Waſſerfläche kräuſelt, eine höhniſche Heiterkeit über ſeine Züge hingleiten. Das Geſicht blieb zwar unbeweglich und gelaſſen, aber die Augen, die Lippen, die Spitzen des Schnurrbarts lachten, es war keine Täuſchung. In Vernaut blitzte der Argwohn auf, daß der kecke Burſche ihn wie Valançon myſtifiziert, ihnen gegenüber geſchickt Komödie geſpielt habe, um ſie ohne wirkliche Genugtuung loszuwerden. Er machte den Verſuch, ſich zu ſammeln, nachzudenken, eine Möglichkeit zu finden, das Geſpräch wieder aufzunehmen, um den Vicomte mehr in die Enge zu treiben und zu zwingen, Farbe zu bekennen, aber ſchon ging Valançon unter Andrés Geleite dem Vorzimmer zu. Im Innerſten beunruhigt folgte Vernaut. Er fragte ſich in dieſem Augenblick, ob er das Vertrauen des Freundes nicht getäuſcht habe, ob nicht durch ſeine Schuld ein Schritt wirkungslos geblieben ſei, der vielleicht zwar eine gewaltſame, aber doch eine Löſung hätte bringen können. Er ſtand ſchon auf dem Vorplatz, hatte ſchon dem Vicomte die Hand gedrückt, als ihm dieſe troſtloſen Gedanken recht zum Bewußtſein kamen. Nun ſtieg er die Treppe hinunter, trat auf die Straße, ließ Valançon zuerſt einſteigen und gab dem Kutſcher Trélauriers Adreſſe an, dann faßte er

den Maler plötzlich heftig am Arm und fragte ihn: „Sind Sie auch gewiß, daß dieſer Schwerenöter uns nicht an der Naſe herumgeführt hat und ſich jetzt nicht ins Fäuſtchen lacht über unſre Leichtgläubigkeit und die Willfährigkeit, womit wir auf ſein Spiel eingingen?“

Valançon machte ein verduztes Geſicht.

„Wie wäre das möglich? Die Gründe, die er angab, erſchienen doch Ihnen wie mir triftig. Warum ſollte, was uns vor zehn Minuten genügt hat, jetzt nichts mehr taugen?“

„Weil ... ach, Valançon, wir hätten uns auf keine Erörterungen einlaſſen ſollen! Wir hatten einen ganz bündigen Auftrag, an den wir uns zu halten hatten. Anſtatt deſſen haben wir unſre Vollmacht überſchritten, weil wir einem Menſchen gegenüberſtanden, dem wir nicht gewachſen waren. Ich ſage Ihnen, dieſer verteufelte Vicomte hat uns hereingelegt! Ich bin ganz feſt überzeugt, daß er ſich in dieſem Augenblick die Seiten hält vor Lachen über die Rolle, die wir geſpielt haben.“

„Donnerwetter! Warum haben Sie dann nicht beſſer ſtandgehalten? Sie waren's, der zuerſt mürbe wurde, ich bin nur Ihrem Beiſpiel gefolgt! Aber betrachten wir die Sache kaltblütig ... wieſo meinen Sie denn, daß er uns und Trélaurier überliſtet hätte? Der Vicomte verreiſt, das haben wir ihm auferlegt und er hat es uns zugeſtanden. Glauben Sie, daß er dieſer Verpflichtung nicht nachkommen wird?“

„Doch, das wird er ſchon tun, denn wir würden ihn ſonſt daran erinnern und ihn zwingen, ſein Wort zu halten. Er wird es tun, aber auf welche Weiſe? Da ſteckt etwas im Hintergrund, was wir nicht wiſſen. ...“

„Lieber Freund, Pſychologie zu treiben, iſt nicht unſers Amtes. Ein junger Mann wird angeklagt, eine junge Frau irrezuführen, man trennt ihn von ihr und er ergibt ſich in die Trennung, was wollen Sie mehr? Die Gründe, die ihn dazu beſtimmen, gehen uns nichts an,

wir müſſen uns an der Tatſache genügen laſſen, die höchſt erfreulich iſt.“

„Ach, der Menſch weiß einen zu kirren! Er hat uns Herrn Dimanches Szene vorgeſpielt! Wir erſcheinen, um ihn aufzufordern, ſich oder unſerm Klienten den Hals abzuſchneiden, er aber umgeht den Vorſchlag und verſetzt uns in Entzücken über ſeine Liebenswürdigkeit! Ich war darauf vorbereitet, daß er ſich über uns luſtig machen werde, ich hatte Beweiſe ſeiner Schuld, das Geſtändnis eines Helfershelfers und trotz alledem habe ich mir ein X für ein U vormachen laſſen!“

„Sie beharren alſo trotz all ſeiner Erklärungen bei der Meinung. . . .“

„Daß er ein Verhältnis mit Frau Trélaurier hat? Ich kann gar nicht daran zweifeln! Valançon, Sie und ich, wir ſind die reinſten Waiſenknaben neben dieſem geriebenen Burſchen! Was wird der arme Felix dazu ſagen! Nett haben wir ſeine Rechte vertreten!“

Der Wagen rollte während dieſes Geſprächs raſch dahin und war bald in der Rembrandtſtraße angelangt. Sie ſtiegen aus und betraten das Haus durch die kleine Dienſttüre. Ein Druck auf die Klingel nach dem Vorzimmer diente als Anmeldung, und ſie ſtiegen die prachtvolle Haupttreppe mit den Porphyrſäulen und den vergoldeten Kapitälen hinauf, an deren Seitenwänden ſich die wunderbaren gewirkten Teppiche nach Bérain gleich Bildern entfalteten. Ohne ein Wort zu fragen, führte ſie der Kammerdiener im erſten Stock in Trélauriers Zimmer, wo dieſer, Briefe ſchreibend, an ſeinem Tiſch ſaß. Er ſtand auf, ging den Freunden entgegen, ſah prüfend in ihre bekümmerten Geſichter und faßte alles, was ihn erfüllte, in die Frage zuſammen: „Nun, und?“

„Nun . . . wir kommen ſoeben von unſerm Mann,“ verſetzte Vernaut zögernd. „Er benahm ſich ebenſo verſöhnlich,

als wir unerbittlich zu ſein geſonnen waren. Er wollte nicht einmal ſeine Zeugen bezeichnen, ſondern bot uns jede gewünſchte Erklärung an, ja er kam all unſern Anforderungen entgegen. Er leugnet jede Beziehung zu deiner Frau, erklärt ſie für untadelhaft und iſt bereit, Paris auf ſechs Wochen zu verlaſſen, um die Wahrhaftigkeit ſeiner Ausſage zu beweiſen."

Trélaurier bewegte abwehrend die Hände und ließ den Kopf hängen.

„Wahrſcheinlich werden ſie zuſammen reiſen."

„Was?" rief Vernaut, „du vermuteſt . . ."

„Ich vermute nichts, ich bin meiner Sache ſicher. Während ihr mit Preigne geſprochen habt, ſprach ich mit meiner Frau, und ſie war ebenſo ehrlich, als er verlogen. Was ihr mir da als Geſtändnis des Vicomtes meldet, ſtimmt genau zu dem, was Annina mir als ihren Plan kundgab. Er reiſt ab, ſie auch. Man ſagte dir ja vorher ſchon, daß es ſo verabredet ſei. Vielleicht, daß er Paris allein verlaſſen wird, um ſcheinbar ſeiner Verabredung mit euch nachzukommen, aber ohne allen Zweifel wird ſie unterwegs mit ihm zuſammentreffen. Darüber hat ſie mich durchaus nicht im unklaren gelaſſen."

„Das hat ſie gewagt?"

„Mit einer Aufrichtigkeit, die mir das Herz zerriſſen und den Kopf verwirrt hat. Jedenfalls hatte dieſe Ehrlichkeit den Vorzug, mich von allen Selbſttäuſchungen zu befreien! Nach derartigen Geſtändniſſen liegt alles in Trümmern und das Gelände, worauf unſer Daſein ſich aufbaut, liegt ſo kahl da, daß ein Cyklon es nicht gründlicher hätte reinfegen können. Meine Frau hat mir erklärt, daß eine Zuſammengehörigkeit zwiſchen uns nicht mehr denkbar ſei und ſie ihre Freiheit unbeſchränkt zurückfordre. Was ich darüber denken, wie ich darunter leiden mag, das kümmert ſie nicht. Sie bedarf der Unabhängigkeit, um ihr Leben

anders einzurichten, als ſie es getan hatte. Das Glück bietet ſich ihr an der Seite eines andern als ich, ſie hat einen Irrtum begangen, indem ſie meine Frau wurde. Man hat ſich vergeben beim Kartenausteilen, man miſcht ſie noch einmal, das iſt alles!"

Der Bankier lachte, daß es die Freunde kalt überlief. Er ſprach weiter mit einer Ruhe, als ob in ſeinen Augen nichts mehr Bedeutung hätte, als ob für ſein Ohr die Worte allen peinlichen oder kränkenden Sinn verloren hätten.

„Das alles iſt ganz neu, iſt die Weltanſchauung der jüngſten Generation. Da haben wir, was uns das Studium des Ich, die Vergötterung des Individuums gemütlich eingetragen hat. Wir haben nur eins zu bedenken, nur eines hat Bedeutung: Jeder ſehe, wie er ſeinem Geiſt Wahlverwandtes, für ſeine Sinne Befriedigung finde. Das iſt vollkommen im Geiſte Ibſens, vollkommen anarchiſtiſch. Gewiß iſt, daß ich das Programm nicht erfülle, nicht brauchbar dafür bin. Meine Frau hat mir in dreiſtündiger Unterredung meine Unfähigkeit, meine Minderwertigkeit klargemacht. Ja, das hat meine Frau getan! Verſteht mich recht, die Frau, die meinen Namen trägt, erklärte mir, daß ihr ein anderer als ich not tue. Und ich habe ſie nicht erwürgt! Sie lebt! Sie wird ihren Plan ausführen, und ich werde mich der Ausführung nicht widerſetzen."

Zähneknirſchend ſchlug er mit der Fauſt auf die Tiſchplatte, als ob er ſie zerſchmettern wolle, und das Antlitz, das er den Freunden zukehrte, war derart verzerrt von Schmerz, daß ſie in tiefſter Seele erſchrocken, mit ausgeſtreckten, flehend erhobenen Händen nähertraten. Doch Trélaurier wehrte ſie mit einer Gebärde ab.

„Beruhigt euch, wahnſinnig bin ich nicht! Ich bin vollſtändig bei Beſinnung, und was ich euch ſage, iſt durchaus richtig. Meine Frau hat mir mit aller Pietät, die man einem alten Verwandten zeigen kann, verſichert, daß ſie es nicht

ertragen könnte, mich in einem Zweikampf mit André von Preigne fallen zu ſehen, und daß ſie den Vicomte nicht überleben würde, falls er der Unterliegende wäre. Mag ich alſo tun, was ich will, für mich iſt ſie verloren. Überdies handelt man nicht gegen den Willen eines denkenden Weſens, man müßte denn das Recht dazu haben, und dieſes Recht beſitze ich Annina gegenüber nicht mehr. Mein Recht beruht ja nur auf ihrem Willen, auf dem freien Geſchenk ihrer ſelbſt, das ſie mir gemacht hatte. Sie nimmt ſich zurück ... was kann ich dagegen tun? Ich weiß ja wohl, daß göttliches und menſchliches Geſetz mir die Verfügung über ſie zugeſtehen, daß ich die Treue, die ſie mir nicht mehr freiwillig gewährt, mit Gewalt erzwingen kann. Was für eine furchtbare Aufgabe, welch trügeriſche Gewähr des Beſitzes! Das Fleiſch zwingen, mich zu dulden, den Geiſt zwingen, mich zu ertragen! Den Tyrannen ſpielen dieſer Frau gegenüber, die ich behandelt habe wie eine Herrſcherin, deren Wünſche mir Befehl, deren Launen meine Luſt waren. Der ſtrenge, mißtrauiſche Kerkermeiſter werden, nachdem ich der ergebenſte, vertrauensvollſte, blindeſte Gatte geweſen? Nimmermehr. Das wäre meiner nicht würdig. Ich muß mich darein ergeben, betrogen worden zu ſein, ich will aber nichts tun, wodurch ich dieſes Schickſal verdienen würde. Meine Frau will ſich von mir losſagen. Ich willige ein, ich gebe ſie frei."

Beſtürztes Schweigen empfing dieſe ſchmerzerfüllten Worte. Vernaut wie Valançon hatten zugehört, ohne den Freund mit einem Laut zu unterbrechen. Es war ihnen eine Wohltat, nicht ſprechen zu müſſen, denn es wäre ihnen ſchwer geworden, ihre Gedanken in Worte zu faſſen. Anninas Handlungsweiſe erfüllte ſie mit Entrüſtung, ſie würden Trélaurier gern zu gewaltſamem Eingreifen veranlaßt haben, mußten ſich aber eingeſtehen, daß all ſein Widerſtand doch vergebens ſein würde, und mußten ſeine Weisheit bewundern, obwohl ſeine Mäßigung ſie verſtimmte. Ihr beklommenes

Schweigen verriet den Zwieſpalt ihrer Gefühle, endlich aber raffte ſich Bernaut doch zu der Frage auf: „Was wirſt du tun? Es iſt unmöglich, daß du eine ſolche Kränkung auf dir ſitzen läßt.“

„Für den Augenblick kann ich nur abwarten, was geſchieht. Es bleibt mir noch eine freilich ſchwache Hoffnung, daß Annina zur Beſinnung kommen, meine Worte bedenken und im letzten Augenblick nicht die nötige Tatkraft haben wird, um ihren Plan auszuführen. Das wäre für mich ein unverhoffter Triumph. Damit würde ſie ſicherer mein werden, als an dem Tag, da ſie mir angetraut wurde, denn ich beſäße ſie dann kraft ihres bewußten Willens. Ich mache mir indes keine Illuſionen. Es bedürfte, um ſie zum Bleiben zu bewegen, einer jener höchſt ſeltenen Zufälligkeiten, die einer Frau plötzlich über den Mann, dem ſie ihr Schickſal anvertrauen will, ein Licht aufſtecken. Ich habe ihr vergebens die Augen zu öffnen geſucht, doch alles, was ich über Preigne ſagte, glaubt ſie nicht und wird es nicht glauben, bis eigene Erfahrung ſie aufklärt, dann aber wird es zu ſpät, wird ihr Fall unwiderruflich geſchehen ſein. So lange ſie mein Haus nicht verlaſſen hat, iſt immer noch eine Möglichkeit vorhanden, daß ſie bleiben wird, und ſo ſchwach dieſe Möglichkeit iſt, ich muß immer noch damit rechnen. Ich habe Annina Bedenkzeit gegeben bis heute abend . . .“

„Und wenn ſie ſich zum Gehen entſchließt?“

„Dann werde ich auch verſchwinden, um die öffentliche Meinung irrezuleiten und Aufſehen zu vermeiden. Ich werde mich aufs Land flüchten und unſichtbar bleiben, bis meine Abweſenheit hinreicht, um dem Gerücht, daß Annina leidend und ruhebedürftig ſei, einen gewiſſen Halt zu geben. Ihr kennt ja die Geſellſchaft; ſie beſchäftigt ſich mit allem nur flüchtig und oberflächlich, nach acht Tagen haben die ſchlimmſten Klatſchmäuler einen andern Stoff und Frau

Trélauriers Krankheit iſt eine Tatſache, um die man ſich nicht mehr kümmert. Wenn Annina zurückgezogen lebt und nicht auffällig durch die Welt reiſt, ſo wird der Schein gewahrt und offenbare Schande vermieden werden können, woran mir ſehr viel liegt, mehr um ihret- als um meinetwillen."

„Möchten Sie nicht, daß ich mit Ihrer Frau ſpreche," fragte Valançon, „und ihr ſage, wie ich über die Sache denke? Wir ſtehen freundſchaftlich genug zuſammen, daß ich mir das erlauben darf ..."

„Sie werden aber nichts erreichen, denn ſie iſt vollſtändig verrannt. Erſparen Sie ſich und ihr unnützes Gerede und Aufregung."

„Wie Sie meinen. Was werden Sie vorläufig beginnen?"

„Ich werde mit Vernaut ins Geſchäft gehen und dann frühſtücken. In die Wohnung werde ich vor Abend nicht zurückkehren. Dann wird Anninas Schickſal und das meinige entſchieden ſein, bis dahin werde ich mich der Arbeit widmen."

„Sie ſind ein Stoiker!"

„Wieſo? Ich mache nur gute Miene zum böſen Spiel, und was ſollte ich ſonſt tun? Es iſt ja eine Wohltat für mich, wichtige Geſchäfte erledigen zu müſſen; ſo lange ich mich damit befaſſe, kann ich nicht an mein Unglück denken. Falls ich überdies heute abend reiſe, muß der Geſchäftsgang für die ganze Woche meiner Abweſenheit vorgezeichnet werden."

„Sie wiſſen, daß ich gänzlich zu Ihrer Verfügung ſtehe, wenn Sie mich brauchen können. Wär's Ihnen lieb, daß ich Sie auf die Reiſe begleite?"

„Danke, mein guter Valançon. Bleiben Sie nur bei Ihrer reizenden Frau. Sie ſind glücklich! Genießen Sie Ihr Glück und würdigen Sie es recht."

„Nun, vielleicht ändert ſich Ihre Stimmung noch. Ein Wort durchs Telephon, und ich ſetze mich mit ſamt meinem Malkaſten in Bewegung.“

Trélaurier drückte dem Künſtler warm und dankbar die Hände und gab ihm mit Vernaut das Geleite bis zur Treppe. Dann machte er ſich, wie er geſagt hatte, zum Gehen fertig und begab ſich mit dem alten Freund nach dem Bankhaus. —

Während dieſer Zeit war man im Lager des Gegners außerordentlich geſchäftig geweſen. Der geſchmeidige Kammerdiener des Vicomte war Vernaut und Valançon auf den Ferſen nach der Rembrandtſtraße gefolgt und hatte durch irgend einen Dienſtboten Fräulein Zoë rufen laſſen. Eilig war das Jüngferchen heruntergeflogen und hatte den Geliebten im Stallhof vorgefunden, wo er, blaß vor Wut, auf einem der Böcke zum Wagenwaſchen ſaß. Raſch und deutlich hatte er ihr ſeinen Standpunkt klargemacht.

„Da biſt du ja, du niedliche Kröte! Nette Geſchichten richteſt du an mit deinem Klatſchmaul!“

Fräulein Zoë gab ſich Mühe, ſehr würdevoll auszuſehen, während ſie Artur von der Seite anſah.

„Wenn du ſo anfängſt, gehe ich gleich wieder hinauf.“

„Du bleibſt, dumme Gans! Ich habe mit dir zu reden.“

„Dann benimm dich anſtändig! Falls dein Herr mit ſeinen Liebſchaften ſo redet, iſt's ihre Sache, ich ertrage dieſen Ton nicht von meinem Geliebten.“

„Will mir das gnädige Fräulein gütigſt eine Unterredung gewähren?“ höhnte Artur, Geſichter ſchneidend.

„Rede,“ verſetzte das Mädchen mit halbem Lachen. „Aber komm in die Remiſe, hier kann man uns von oben ſehen.“

Sie ließen ſich nun auf zwei umgeſtürzten Stalleimern nieder.

„Ja, einen netten Salat haſt du uns angerührt! Kommen da heute früh zwei Leichenbitter zum Herrn, um ihn von ſeiten deines Alten zu fordern!“

„Ach! Und zu gleicher Zeit gab's bei uns einen gräßlichen Radau zwiſchen ihm und ihr aus dem nämlichen Grund!“

„Und das alles kommt davon, daß du geſtern deinem Vernaut die Geſchichte geſteckt haſt ...“

„Die konnte doch ohnehin nicht verborgen bleiben! Wenn ich nicht geredet hätte, würde er's durch ſonſt jemand erfahren haben. Er wußte ja ſchon, was los war ... Dann hat er mir auch Angſt gemacht ...“

„Und dich geſchmiert ...“

„Jawohl, die tauſend Franken, die ich dir gab!“

„Mehr! Mehr! Du wirſt mir nicht weismachen wollen, daß du deine Frau um fünfzig Goldfüchſe verſchachert hätteſt! Wenigſtens wärſt du dann meiner Gunſt unwürdig ...“

„Nun ja ... er hat's verdoppelt! Zweitauſend ... ich habe noch einen blauen Lappen für dich aufgehoben, aber ſei nicht ſo ſteif, dein Schätzchen will einen Kuß ...“

Artur geruhte, das glatte, laſterhafte Lakaiengeſicht zu der niedlichen Zoë herabzuneigen und ſich mit lächelnder Herablaſſung ſtreicheln und küſſen zu laſſen, machte aber bald ihrem Zärtlichkeitserguß ein Ende.

„Reden wir ernſthaft! Wir wollen wiſſen, was zwiſchen der Gnädigen und ihrem Bankier vor ſich gegangen iſt. Sie muß kommen, der Herr erwartet ſie, er hat mich deshalb hergeſchickt.“

„Sie packt ... ob ſie nach dem, was ſich ereignet hat, noch kommen kann, weiß ich nicht.“

„Mag ſie's angreifen, wie ſie will, kommen muß ſie! Wir werden uns doch nicht den Kopf zerbrechen, um Ausreden für ſie zu erfinden! Sie liebt uns, und Liebe macht erfinderiſch.“

„Ach! Da könnt ihr euch wirklich etwas darauf einbilden, wie ſie euch liebt! Iſt's nur menſchenmöglich, eine Frau ſo weit zu bringen! Sie weiß rein nicht mehr, was ſie tut, das muß man ſagen. Wenn ich denke, daß ſie ein Leben, wie ſie's hier hat, wegen der ſchönen Augen eines Windbeutels wie dein Vicomte aufgibt ... er muß ſie wahrhaftig mit irgend einem verteufelten Liebestrank verhext haben."

„Der? Fällt ihm gar nicht ein! Braucht ja die Weiber nur anzuſehen mit ſeinen ſchönen Augen, wie du ſagſt! Aber diesmal hat's ihn auch gepackt, ſoweit ich mich auskenne. Noch mit keiner iſt er ſo vorſichtig umgegangen. Ordentlich Reſpekt hat er vor ihr! Jawohl, darauf wette ich meine tauſend Franken, ſeinen Kammerdiener täuſcht man nicht. Ich weiß ganz genau, wann er vorwärts macht oder nicht, wann er geſiegt hat, oder ob er abgeblitzt iſt. Nun, und Frau Trélaurier war nur einmal bei uns und iſt weggegangen, wie ſie gekommen war, und der Herr Vicomte hat ſie rückſichtsvoll, reſpektvoll hinausbegleitet, man hätte meinen können, es wäre ſeine Schweſter. Zwiſchen ihm und ihr iſt nichts paſſiert."

„Das glaube ich wohl! Aber liebt er ſie?"

„Ich glaube, daß er in ſie vernarrt iſt, aber meiner Meinung nach möchte er ſie namentlich heiraten."

„Nicht dumm! Aber ſcheiden läßt ſich der Herr nicht, dazu hat er ſie viel zu lieb."

„Da ſitzt ja eben der Haken. Nun denn, kommen muß ſie. Nachdem die beiden Freunde deines Alten fort waren, war der Herr in einer Aufregung, die mich bei einem ſo kalten Menſchen wirklich wundergenommen hat. Mich hat er hierher gejagt, ſchlankweg wie einen Tennisball, und da bin ich. Jetzt mach, daß du zu deiner Dame kommſt, und heize ihr tüchtig ein! Ich muß Antwort haben, man iſt in großer Not bei uns."

„Ich fliege."

Zoë ging, und Artur ſteckte ſich eine Zigarette an. Nach fünf Minuten erſchien die Kleine wieder, atemlos vom raſchen Lauf.

„In einer Viertelſtunde iſt ſie dort. Ich muß ihr eine Droſchke holen."

„Sie kann alſo ausgehen? Sie wird nicht bewacht?"

„Nein. Mach, daß du fortkommſt! Nur noch einen Kuß . . ."

„Zwei für einen! Du wirſt an den zweiten Tauſender denken?"

„Er iſt dein, mein Hänschen! Verſteht ſich."

„O du Goldſchatz!"

Ihre Lippen preßten ſich mit Geräuſch und Begeiſterung aufeinander.

„Auf heute abend!"

Er ging. Zoë ſah dem angebeteten Spitzbuben nach und murmelte, die Dienſttreppe hinaufgehend: „Nur ein Glück, daß er nichts von den acht Tauſendern weiß, die ich noch habe. Ach dieſe Männer! Wenn man kein Geld hätte, womit ſollte man ſie feſthalten?"

Vollſtändig angekleidet ſtand der Vicomte jetzt in ſeinem Salon. Ein ſehr prall ſitzendes ſchwarzes Jackett umſchloß ſeine Geſtalt, die Bruſt wölbte ſich unter einer blauſeidenen Weſte, eine handgeſtrickte ſchwarz und rote Krawatte, durch einen goldenen Ring zuſammengehalten, umſchloß den hohen weichen Hemdkragen, das hübſche blonde Haar war glatt tief in die Stirne gekämmt, kurz, der ganze Menſch war ein tadelloſes Modebild. Am Fenſter ſtehend, ſpähte er mit einer gewiſſen Ungeduld auf die Straße hinaus, und doch war ſein Geſicht ſehr ruhig, der Blick ſtetig und der Mund heiter. Jetzt hielt ein Wagen vor dem Haus und Preigne hob den kleinen Vorhang ein wenig. Frau Trélaurier ſtieg aus, ihr Blick ſtreifte das Zwiſchengeſchoß, und als

ſie die Bewegung des zurückfallenden Vorhangs bemerkte, lächelte ſie. Nachdem ſie den Kutſcher bezahlt hatte, trat ſie raſch ins Haus. Sie brauchte nicht zu klingeln. André ſtand hinter der Glastüre, die ſich lautlos öffnete und wieder ſchloß. Sie ging ſchweigend durchs Vorzimmer in den Salon, wo ſie in einen Lehnſtuhl ſank. Ein niederes Stühlchen herbeiziehend, ließ ſich André zu ihren Füßen nieder und hielt, ohne ein Wort zu ſprechen, ihre Hände in den ſeinigen. Sie koſtete, das Geſicht von dem weißen Schleier bedeckt, den der leuchtende Blick ihrer dunklen Augen durchbohrte, die Wonne, dieſen ſonſt ſo verwegenen ſchönen Mann ſchüchtern und beſcheiden zu ſehen. Endlich atmete ſie tief auf und ſagte, als ob es ihr ſchwer würde, das wonnige Ineinanderverſenktſein zu ſtören: „Du haſt mich zu ſprechen gewünſcht im ſelben Augenblick, als ich mir den Kopf zerbrach, wie ich dir Botſchaft zukommen laſſen ſollte, daß ich mit dir beraten müſſe. Wir hatten alſo dasſelbe Gefühl.“

„Kann es anders ſein, wenn wir beide unſern Herzen gehorchen? Vor allem beruhige mich über dich. Das iſt das einzige, was mir Kummer macht. Was mir auferlegt ſein mag, gilt nichts, wenn nur du vor Gewalt ſicher biſt.“

„Ich hatte nichts zu fürchten, als eine Auseinanderſetzung, und die hat ſtattgefunden. Ich bin noch ganz vernichtet davon, denn ich mußte ja gegen den Menſchen kämpfen, den ich nach dir, mein André, am meiſten liebe. Es ſchmerzt mich unſagbar, ihn zur Verzweiflung zu treiben, und doch habe ich es getan, und zwar mit einer Härte, deren ich mich nicht für fähig gehalten hätte . . .“

Tränen floſſen über ihre Wangen. Sie nahm den Schleier ab und das liebliche Geſicht erſchien, von innerer Erſchütterung ein wenig verändert, in vollem Licht. André glitt auf die Kniee nieder, hob Anninas Hände, legte ſie

an ſeine Wangen, ſtreichelte ſie zart, ohne ſie zu küſſen, und ließ die weichen Finger über ſein Geſicht, den blonden Schnurrbart hingleiten, daß Annina von einem ſüßen Schauer durchrieſelt wurde.

„Ich mußte ja meine Freiheit zurückerobern," fuhr ſie mit unſicherer Stimme fort, „denn ich bin nicht die Frau, einen Mann zu hintergehen. Das Leben, wie ich es ſeit einem Monat führe, ſeinen täglichen, ſtündlichen Notlügen, war mir eine unerträgliche Qual. Ich habe alſo alles eingeſtanden, alle Brücken hinter mir abgebrochen, ich bin wieder Herrin meiner ſelbſt. Es liegt in meiner Hand, ob ich in meines Mannes Haus zurückkehre, um es nicht mehr zu verlaſſen, oder ob ich mich von meiner Vergangenheit losſage, um einer neuen Zukunft entgegenzugehen. So wollte ich's haben. Doch jetzt, da das Schwerſte erledigt iſt, jetzt zaudere ich, die vor keinem unüberſteiglich ſcheinenden Hindernis zurückgebebt iſt, jetzt zögere ich, von meinem wieder eroberten Recht Gebrauch zu machen. Ach, der Kampf iſt nicht das Schwerſte! Während der Schlacht hat man Mut, aber nachher, wenn es gilt über einen Beſiegten hinwegzuſchreiten, da fühlt man ſich wehrlos."

„Aber es handelt ſich ja gar nicht um einen Beſiegten! Die Herren Vernaut und Valançon, die mich eben verließen, haben mir das deutlich zu verſtehen gegeben."

„Was wollten ſie von dir?"

„Sie überbrachten mir Herrn Trélauriers Forderung."

„Du haſt ſie abgelehnt, hoffe ich?"

„Hatte ich's dir nicht verſprochen? Ich mußte ein gutes Stück Diplomatie aufwenden, um ſowohl deinen Ruf als mein Selbſtbewußtſein zu ſchonen. Es iſt nicht gerade meine Art, mich einer derartigen Herausforderung zu entziehen. . . . Indes ein Duell zwiſchen mir und deinem Gatten würde furchtbares Aufſehen machen und unheilbaren Schaden anrichten. Ich konnte ja auch mit gutem Gewiſſen

die Reinheit unſers Verhältniſſes beteuern, und das kam mir ſehr zu ſtatten."

Er lächelte bei dieſen Worten und in die Ehrlichkeit ſeines Blicks miſchte ſich ein ſo zärtlicher Ausdruck des Verlangens, daß Annina ſanft mit ihrer Hand ſeine Augen verdeckte.

„Hat man irgendwelche Verſprechungen von dir verlangt?"

„Nur, daß ich verreiſe, und darauf ging ich ein."

„Und wann wirſt du Paris verlaſſen?"

„Heute abend."

„Und ich?"

„Du wirſt mir nachkommen, Geliebte. Es iſt für dich, für die Welt, für deine gegenwärtige Sicherheit und für unſer künftiges Glück durchaus nötig, daß wir nicht zuſammen abreiſen. Ich kann dir nur raten, deine Anweſenheit an irgend einem Ort recht deutlich zu machen, während ich mich an einem davon entfernten ebenfalls auffällig zeigen werde, damit niemand im Zweifel darüber ſein kann, daß eine große Entfernung zwiſchen uns liegt. Dann wird der Tag kommen, an dem wir uns vereinigen, um uns nie wieder zu trennen."

Sie tauchte den Blick tief in Andrés Augen, die ſie ſtrahlend anlächelten.

„Und ich werde deine Gattin ſein?"

„Darauf gebe ich dir mein Wort. Am Tag, der dir die Freiheit ſchenkt! Es wird die größte Glückſeligkeit ſein, die du mir bereiten kannſt. ... Aber werden wir ſie erlangen können?"

„Es muß geſchehen. Unter einer geſetzloſen Lage würde ich zu ſehr leiden. Mein Mann widerſetzt ſich der Scheidung, weil er immer noch hofft, mich zurückhalten zu können; wenn er aber einſehen wird, daß jeder Widerſtand vergebens iſt, daß ich entſchloſſen bin, das gemeinſame Leben nie

wieder aufzunehmen, wird er es meiner würdiger, ehrenhafter für ihn ſelbſt finden, unſre Ehe zu löſen. Sein Großmut wird ihn dazu treiben, die Weigerung fallen zu laſſen, die wie eine Rache ausſehen würde, und ſein Stolz wird es nicht zugeben, mich wider alle Vernunft gefeſſelt zu halten."

Eine Wolke des Unmuts glitt über Andrés Züge; er verzog den Mund und ſagte mit verändertem Klang der Stimme: „Du denkſt merkwürdig hoch von dem Mann."

„Nicht mehr, als er's verdient," erwiderte Annina ernſt. „Täuſchen wir uns doch nicht, mein Liebſter. So wie die Dinge liegen, ſpielt er die edle Rolle ... und er ſpielt ſie nicht nur," ſetzte ſie mit einem wehmütigen Lächeln hinzu. „Machen wir ihm nicht ſtreitig, was ihm gebührt — er iſt arm genug. Ich verſichere dich, daß er ſogar Schuld oder Unrecht auf ſich nehmen würde, nur um nicht geopfert zu werden. Mein Schickſal wird es geweſen ſein, von zwei Männern geliebt zu ſein, wie eine Frau nur träumen kann, geliebt zu werden: von ihm mit aller Hingebung und aller Seelengröße, deren der vollkommenſte Menſch fähig iſt, von dir mit aller Süßigkeit und Glut, die Leidenſchaft ausatmen kann. Ich habe gewählt — von dir allein hängt es ab, daß ich es nie zu bereuen haben werde."

Statt jeder Antwort umſchlang er ſie und drückte ſie an ſich, und ſein Ungeſtüm war ſo groß, daß ſie leichenblaß in ſeinem Arm lag. Von eigenem Verlangen verzehrt, von Andrés Glut hingeriſſen, ſtieß ſie einen Schrei aus und wollte Widerſtand leiſten. Doch er flüſterte flehende Liebesworte und der ſüße Klang ſeiner bebenden Stimme machte ihre Nerven erzittern. Die Willenloſigkeit, womit ſie der Stimme lauſchte, entſetzte ſie ſelbſt. Es war, als ob ihr bei den weichen Klängen das Herz in der Bruſt wonnig zerflöße, als ob ihre Widerſtandskraft ſchmelze wie Frühlingsſchnee, als ob ihre Gedanken vergingen und nichts beſtünde, als der Wille und die Luſt des geliebten

Mannes. Sie fühlte ſich ihrem eigenen Selbſt entrückt, widerſtandslos, rückhaltlos dem Mann preisgegeben, der ſie bezauberte und beherrſchte und deſſen Begierde auch ihr Herz ergriff. Dieſe Selbſtentäußerung, die ſie bisher nicht kennengelernt hatte, war Seligkeit, aber heiß aufwallende Scham riß ſie noch einmal aus dem Liebestaumel. Ihr Blick überflog den fremden Raum in hellem Tageslicht, ſie ſah ſich ſelbſt in Hut und Mantel als einen flüchtigen Gaſt, und es graute ihr davor, ſich hinzugeben in dieſem Rahmen der Alltäglichkeit, der üblichen Szenerie des niedrigen Fehltritts.

„André, ich bitte dich, nicht jetzt . . .“ ſtammelte ſie, ſich aufraffend. „O nein, nein! Vergiften wir unſer Glück nicht durch eine beſchämende qualvolle Erinnerung . . .“

Er begriff und gab ſie frei. Mit ganz verändertem Ausdruck, voll ehrfürchtiger Zärtlichkeit beugte er ſich zu ihr nieder. „Vergib mir, mein geliebtes Leben . . . Ich werde dir gehorchen . . . Aber geh nicht mit mir ins Gericht, weil ich dich ſo wahnſinnig liebe . . . Du, du biſt die Schuldige, denn weshalb biſt du ſo voll Reiz? Gebiete mir, ich bin dein.“

Sie legte ihre Hände an ſeine Schläfen und drückte flüchtige Küſſe auf ſein blondes Haar, ſeine Stirne, auf die blauen Augen mit dem kindlichen Blick, ihm ſo zu zeigen, wie ſie ihn liebte, was es ſie koſtete, ſeinem Begehren zu widerſtehen, und wie ſie ihm ſeine Beſonnenheit dankte.

„Wir müſſen ja nun unſre Verabredungen treffen,“ ſagte ſie mit wiedergewonnener Ruhe und Herrſchaft über ſich ſelbſt. „Du wirſt heute abend abreiſen. . . . Wohin?“

„Nach Cannes, ganz direkt.“

„Gut. Ich werde mich nach Schloß Fondettes begeben zu meiner Tante. Dort werde ich drei Tage bleiben, um dann nach der Schweiz weiterzureiſen. In Lugano werde ich

Station machen ... willſt du in acht Tagen dort mit mir zuſammentreffen? Dort, mein Liebſter, in fremdem Land, fern von allem Erinnern, unter einem neuen Himmel will ich dir gehören."

Er umſchloß ſie zärtlich.

„Annina! Meine ſüße Frau!" flüſterte er in ihr Ohr.

Sie lächelte ihm zu, das Auge von ſeligen Tränen umſchleiert, und ſagte, einen Seufzer erſtickend: „Auf Wiederſehen, Freund meines Herzens."

Im Vorzimmer ordnete ſie vor einem Stehſpiegel ihren Anzug, ſetzte den Hut feſt, zog ihren Mantel glatt und band den Schleier um, dann warf ſie ſich aus freiem Willen noch einmal in Andrés Arme und ſie trennten ſich mit einem raſchen, wonnigen Kuß.

Sobald ſie fort war, ging der Vicomte wieder in ſein Ankleidezimmer, vertauſchte das Jackett mit der ſeidenen Hausjoppe und klingelte.

„Das Frühſtück," befahl er dem Kammerdiener.

„Es kann ſofort aufgetragen werden."

„Bringen Sie mir das Kursbuch von meinem Schreibtiſch."

„Der Herr Vicomte verreiſen?"

„Heute abend. Ich nehme Sie mit. Sie können gleich ans Einpacken gehen."

„Wohin reiſen der Herr Vicomte?"

„Das werde ich Ihnen auf dem Bahnhof ſagen."

Stumm verbeugte ſich der Geſchmeidige. Er wußte, daß man in manchen Fällen nicht aufdringlich ſein durfte bei ſeinem Herrn, da er aber deſſen Mangel an Vertrauen kränkend fand, konnte er ſich's nicht verſagen, auf der Stelle Rache zu üben.

„Ich möchte den Herrn Vicomte nur darauf aufmerkſam machen, daß der Alte vom Boulevard Poiſſonnière wieder zwei Stunden Schildwache geſtanden hat vor dem Haus."

„War er ſchon da, als Frau Trélaurier kam?"

„Gewiß, und als ſie fortging, verließ er ſeinen Poſten. Vermutlich iſt er ihr gefolgt."

Das Geſicht des ſchönen André verzerrte ſich; er machte eine wütende Gebärde und ſtieß einen häßlichen Fluch aus.

„Dieſe alte Kanaille hat wahrſcheinlich den Bankier auf die Fährte gehetzt. Ob er mich wohl bald in Ruhe laſſen wird?"

„Der Alte hat einen furchtbaren Haß auf den Herrn Vicomte. Verſchiedene Male verſuchte er, mich zum Reden zu bringen ... er kann den Tod ſeiner Tochter nicht verwinden ..."

„Als ob ich dafür verantwortlich wäre, daß eine Närrin die Liebe tragiſch nimmt? Iſt es etwa meine Schuld, daß ſie lungenkrank war? Dieſes Mädchen wird mir noch mehr verdrießliche Monate eintragen, als ich angenehme Minuten durch ſie hatte! Was verlangt denn der Alte eigentlich, in kurzen Worten?"

„Nichts! Er folgt dem Herrn Vicomte auf Schritt und Tritt, beobachtet ihn, iſt immer mit ihm beſchäftigt, aber ich glaube nicht, daß er der Mann wäre, einen Gewaltſtreich zu wagen. Trotzdem würde ich an Stelle des Herrn Vicomte meine Vorſichtsmaßregeln treffen. ... Da der Herr Vicomte mir nichts zu ſagen belieben, kann ich natürlich auch keine erſprießlichen Dienſte leiſten ..."

André lachte und maß ſeinen Bedienten mit wohlgefälliger Genugtuung von oben bis unten. Er quittierte durch ein Kopfnicken für die wohlangebrachte Bosheit und ſagte, Spott mit Spott erwidernd: „Schön, Meiſter Artur! Ich bin Ihnen ſehr verbunden für Ihre Wachſamkeit und werde ſie bei Gelegenheit auf die Probe ſtellen. Augenblicklich haben Sie mir nur, wie ich ſchon ſagte, das Kursbuch zu bringen."

Starren Blicks, in Gedanken verſunken, als ob der zu

ſo ungelegener Zeit heraufbeſchworene Schatten des unglücklichen Kindes in all ſeiner wehmütigen Anmut vor ihm ſtünde, ging der Vicomte im Zimmer auf und ab. Als der Diener zurückkam, ſchüttelte er den Kopf, zuckte die Achſeln, blätterte mit geübter Hand in dem verlangten Kursbuch und ſagte dann geiſtesabweſend: „Sie beſtellen eine Gepäckdroſchke nach dem Nordbahnhof für den Zug ſechs Uhr dreißig.“

Dann ſetzte er hinzu, auf etliche zwanzig Perlmutterplättchen deutend, die auf dem Kaminſims lagen: „Im Vorübergehen löſen Sie mir im Klub dieſe Spielmarken ein. Es ſind für fünfhundert Louisdor . . .“

„Wird beſorgt, Herr Vicomte,“ erwiderte Artur, der im Hinausgehen vor ſich hinbrummte: „Luxuszug nach Monte Carlo, darauf will ich meinen Kopf wetten. Da kann ich mein Glück an der Roulette verſuchen!“

* * *

Mit einer unerſchütterlichen Ruhe, die ſeine ganze Umgebung täuſchte, hatte der Bankier Trélaurier den ganzen Tag über in der Chateaudunſtraße Geſchäfte erledigt. Er hatte eine lange Beratung mit dem erſten Sekretär der türkiſchen Botſchaft abgehalten, einem pfiffigen, geſchmeidigen Armenier, namens Semack-Effendi, den ſein Vorgeſetzter nach Kunde über den Verlauf der eingeleiteten Finanzoperation geſchickt hatte. Die Makler, die nach Schluß der Börſe herkamen, um über ausgeführte Aufträge Rechenſchaft abzulegen und ſich Anweiſungen zu holen, hatten Trélaurier geiſtig ſo friſch wie an ſeinen beſten Tagen, zum Sprechen aufgelegt und voll Intereſſe für alle Einzelheiten gefunden. Den Stenographen hatte er ſelbſt die Briefe für die Abendpoſt diktiert. Gegen ſechs Uhr war er in die Bureaus heruntergekommen, um mit dem Kaſſierer einige Poſten per-

ſönlich zu beſprechen, dann hatte er ſich wie jeden Tag mit Vernaut in ſein Privatzimmer zurückgezogen und hier endlich konnte er die Maske abnehmen, die Rolle fallen laſſen, ſeinen Schmerz eingeſtehen und dem Freund die tiefe Erſchöpfung zeigen, die auf dieſen Tag krampfhafter Selbſtbeherrſchung gefolgt war.

Keiner Bewegung mehr fähig, aſchfahl im Geſicht, lag er in einem tiefen Lehnſtuhl ausgeſtreckt und wehrte den Gedanken an das, was ihn bei der Rückkehr erwartete, von ſich ab. Er hatte das Gefühl, als ſtehe er an einem gähnenden Abgrund und wage nicht, ſich vorzubeugen, um auf deſſen Grund zu blicken, aus Angſt, ſein zertrümmertes Daſein darin zu erkennen. Vernaut achtete ſein Schweigen, wohl wiſſend, daß kein Troſteswort wirkſam ſein konnte. Wie ſollte er dem Freund Hoffnung einflüſtern, während er ſelbſt keine mehr hatte? Wie ſollte man nach Anninas leidenſchaftlichen Erklärungen noch an die Möglichkeit einer Verſtändigung denken? Die junge Frau hatte alle Brücken hinter ſich abgebrochen, und eine Sinnesänderung war im höchſten Grad unwahrſcheinlich. Trotzdem machte der Freund, von Trélauriers Herzensangſt bedrückt, den Vorſchlag, telephoniſch in der Wohnung anzufragen, wie es ſtünde.

„Wozu?“ verſetzte Trélaurier matt. „Sie muß jetzt ſchon abgereiſt ſein. Was hätte ſie, nach dem, was ſie mir geſagt hat, andres tun können?“

„Und doch ... wenn ihr in elfter Stunde die Einſicht gekommen wäre, wenn ſie begriffen hätte, was für eine Tollheit ſie begehen wollte, und geblieben wäre?“

„Das iſt unmöglich! Ich kenne ſie ja. Um ſich ſo auszuſprechen, ſie, die Gütige, die immer beſorgt iſt, niemand wehzutun, muß ihr Entſchluß unwiderruflich, tauſend gegen eins, feſtſtehen. Es gibt für ihr Bleiben nur eine Möglichkeit, und die wäre, daß der Elende, der ſie zu

Grunde richtet, vor der Verantwortlichkeit für ihr Schickſal zurückſchrecken und ihr ſelbſt raten würde, nicht abzureiſen. Aber wie unwahrſcheinlich iſt das!"

„Und wenn es doch geſchähe, was würdeſt du tun?"

„Ich habe es ihr geſagt: ich würde nie wieder an das rühren, was heute zwiſchen ihr und mir vorgegangen iſt, und würde alles aufbieten, daß ſie ſelbſt es vergeſſe! Ach, Vernaut! Ihr verzeihen können! Sie behalten! Sie wiederſehen!"

Mit fieberhaft glänzenden Augen, am ganzen Leib bebend, hatte ſich Trélaurier aufgerichtet, um gleich wieder in ſeine jammervolle Leblosigkeit zu verſinken.

„Du ſiehſt, daß ich ſie liebe, trotz allem! Was für eine Qual! Und wie ſchwer wird das arme Kind büßen müſſen für das Leid, das ſie mir antut!"

„Du denkſt nur an ſie," ſagte Vernaut mit Bitterkeit. „Du beklagſt ſie, und ſie bringt dich um!"

„Ja, du haſt recht. Ich ſollte ihr fluchen, aber ich vermag es nicht. Ich habe ſie zu ſehr geliebt, liebe ſie immer noch zu ſehr. Nie, niemals werde ich ſie haſſen können, immer werde ich ſie beweinen."

„Das haſt du ihr nie geſagt, was du jetzt ſo ergreifend ausſprichſt!"

„Nein! Ich verbarg mein Gefühl aus Schamhaftigkeit, aus Mangel an Mut der eigenen Perſönlichkeit! Sieh mich an, Vernaut! Ein ſchwerfälliger Mann mit ergrauendem Haar, ein Bankier noch dazu, iſt der dazu angetan, den Liebhaber zu ſpielen, glühende Leidenſchaft zu zeigen? Ich hatte Angſt, mich lächerlich zu machen, wenn ich mein Gefühl verriet, ſo habe ich all den Überſchwang, der Annina vielleicht gerührt haben würde, in mich verſchloſſen. Ich habe mich damit begnügt, ſie liebzuhaben, gütig zu ſein, ſie glücklich zu machen, und gehofft, daß dies genügen würde, ſie an mich zu feſſeln.

Das Ideale zu pflegen, habe ich vernachläſſigt aus Furcht, es könnte meiner äußerlichen Nüchternheit mißlingen, und ſo konnte es kommen, daß meine Frau das Weſen meines Gefühls verkannte. Ich glaube, daß ihr heute zum erſten Male aufgegangen iſt, was ich für ſie empfinde, aber es war zu ſpät. Das äußere Wohlleben, das häusliche Glück, der erleſene Luxus, womit ich ſie umgab, alles, was das Leben leicht macht, dünkte ſie gering neben dem, was ihr die Liebe an Reiz und Poeſie verheißen hat. Nicht einen Augenblick hat ſie ſich gefragt, ob dieſe Verheißungen auch in Erfüllung gehen, ob das Paradies, dem ſie mit glühender Sehnſucht zueilt, nicht ein leuchtendes Trugbild ſein könnte, das blitzſchnell verſchwindet. Die Zauberkraft der Liebesworte, das Vorrecht der Jugend, die Überlegenheit von Schönheit und Eleganz haben ſie behext, und als ich der ſo nötigen Beſonnenheit Ausdruck gab, ihr die Gefährlichkeit des Abenteuers aufdeckte und die Grauſamkeit ihres Handelns, da gelang es mir nicht mehr, das Herz zu rühren, das ſich ſchon von mir losgeſagt hatte, den Willen zu beeinfluſſen, den ein andrer beherrſcht. Du ſiehſt alſo, mein Guter, daß auch ich nicht ohne Schuld bin. Ich habe mein Glück nicht genügend beſchützt vor den Gefahren, denen es ausgeſetzt war, ich habe mich in die Täuſchung eingewiegt, daß Liebe hinreiche, um Liebe zu wecken. Ach, das Geſchehene hat mir nur zu klar bewieſen, daß Liebe nicht dem zu teil wird, der ſie verdient, ſondern nur dem, der ſie einzuflößen vermag, und daß auch glücklich zu werden, wie alles im Leben, mit Geſchick errungen werden muß."

„Ja und die Moral des von dir ſo klar gezeichneten Falls iſt, daß du zu klug, zu verſtändig warſt und es vielleicht auch jetzt noch biſt. Du ergibſt dich mit beinahe ſtoiſcher Faſſung in dein Schickſal, aber wer weiß, ob nicht unvermutete Heftigkeit, ein plötzliches Losbrechen die Dinge zu deinen Gunſten gewendet haben würde? Was haſt du

denn von der Erhabenheit und Großmut, die du entfaltest?"

Trélaurier ſtand auf und ging nachdenklich einmal durchs Zimmer, dann erwiderte er mit ſicherem Blick und tiefem Ernſt: „Einfach das Bewußtſein, getan zu haben, was ich für Pflicht halte. Was ich getan, mußte geſchehen, es galt nur, es mit Anſtand durchzuführen. Danach habe ich mit aller Kraft geſtrebt, und das iſt das einzige Zugeſtändnis, das ich meiner Eigenliebe machen konnte. Wenn Annina an mich zurückdenkt, und das wird zu ihrem Unglück geſchehen, wird ſie ſich ſagen: „Er hat ſich gut benommen." Sie wird mir ihre Achtung bewahren, und dieſer Gedanke iſt das Einzige, was meinen Schmerz ein wenig lindert."

Die beiden Freunde ſahen einander ſchweigend ins Auge und ließen die Zeit verſtreichen, die ſie der Löſung des Konflikts näher brachte. Der helle Schlag der Standuhr unterbrach die Stille — ſieben Uhr! Trélaurier wandte ſich haſtig um und klingelte gewohnheitsmäßig dem Bureaudiener.

„Ich gehe jetzt. Wenn mir irgend eine Mitteilung zu machen iſt, laſſen Sie in die Wohnung telephonieren. Guten Abend."

Dann ging er mit Vernaut hinunter, befahl dem Kutſcher nach Hauſe zu fahren, und ſtieg mit dem Freund ein. Unterwegs wurde kein Wort geſprochen, aber je näher man dem Ziel kam, deſto fahler wurde Trélauriers Geſicht, und heftige Atemzüge verrieten die Angſt, die ihm die Bruſt zuſammenſchnürte. Beim Eintritt ins Haus war nichts Ungewöhnliches zu bemerken; zwei Diener ſtanden wie ſonſt wartend in der Halle. Trélaurier und Vernaut gingen die Treppe hinauf, da kam ihnen der Kammerdiener entgegen und überreichte auf ſilbernem Teller einen Brief. Trélaurier ſah Anninas Schrift auf dem Umſchlag und griff

mit zitternder Hand nach dem Brief, fragte aber ruhig, ja gleichgültig: „Die gnädige Frau iſt abgereiſt?“

„Ja, um fünf Uhr. Sie hat Zoë mitgenommen.“

„Gut. Ich komme ihr morgen nach, machen Sie meine Reiſetaſche fertig.“

„Habe ich den gnädigen Herrn zu begleiten?“

„Nein. — Herr Vernaut ſpeiſt mit mir, laſſen Sie ein Gedeck auflegen.“

Überzieher und Hut dem Diener reichend, trat er mit Vernaut in ſein Zimmer. Den Brief hielt er noch uneröffnet in der Hand. Erſt als die Türe ſich geſchloſſen hatte, riß er haſtig den Umſchlag auf und las auf einen Blick: „Lebe wohl, Felix. Vergiß mich. Annina.“

Schweigend reichte er Vernaut das Blatt hin, und nun, da er nicht mehr zweifeln konnte an ſeinem Unglück, da er dem Unwiderruflichen gegenüberſtand, ſank er auf einen Stuhl und weinte bitterlich.

Fünftes Kapitel.

In einem breiten Rohrſtuhl behaglich auf der Terraſſe des Hotel de Paris ſitzend, ließ Triſtan von Saint-Yrieix die Blicke über die herrliche, in goldenem Sonnenlicht blauende Bucht von Monaco ſchweifen. Es war die Mittagſtunde; ein leichter Wind liebkoſte das Laubwerk des vom Duft der Mimoſen durchzogenen Gartens. Es war einer jener entzückenden Morgen, wo einem das Leben eine ſehr angenehme Erfindung zu ſein ſcheint; die von der Aprilſonne lind erwärmte Luft umhüllte den von wonniger Trägheit durchſtrömten Menſchen wie ein laues Bad. Die Beine

lang ausgeſtreckt, die Arme ſchlaff hängen laſſend, den Kopf zurückgelehnt, rauchte Triſtan in wohliger Mattigkeit ſeine Zigarette, ohne ſich zu rühren, wunſchlos und denkfaul. Er wartete ohne jegliche Ungeduld auf Frau von Préjean, die heute früh im Automobil nach der Condamine gefahren war, um Frau Trélaurier einen Beſuch zu machen. Tauben, die den Schroten der Schützen entgangen waren, flatterten eilig um das Kaſino, während dumpfes Geknatter von der unteren Terraſſe her verriet, daß der Maſſenmord fortgeſetzt wurde. Julius Harveys ſchwarz und goldene Jacht, die am Fuß des Schloſſes in der Bucht vor Anker lag, begann aus ihren zwei gelben Schornſteinen Rauch zu ſpeien, ſie machte ſich zu irgend einem Ausflug längs der Küſte bereit. Eine ganze Schar von Muſikern entſtrömte einer Seitentür des Theaters, wo die Konzertprobe zu Ende ſein mußte, in allen Gaſthäuſern bimmelten die Glocken, die zum gemeinſamen zweiten Frühſtück riefen, aber Triſtan ließ ſich nicht im Genuß der Ruhe und der Ausſicht ſtören.

Die Reiſe von Paris nach Monaco mit Frau von Préjean im Automobil lag ihm noch in den Gliedern. Sie hatten den Weg in acht Tagen zurückgelegt, in Staubwolken eingehüllt, Kilometer verſchlingend. Nachdem er die Freundin vergebens angefleht hatte, ihn mit der Eiſenbahn reiſen zu laſſen, hatte ſich Triſtan drein ergeben müſſen, von Paris nach Lyon, von Lyon nach Marſeille, von Marſeille nach Toulon, von Toulon nach Nizza ſeine fünfzig Kilometer die Stunde zu machen. Geſtern abend waren ſie von Antibes her angekommen, und um ſich auszuruhen, hatte die raſtloſe Dame gleich in aller Gottesfrühe den Vorſchlag gemacht, nach der Condamine zu ſauſen, um Frau Trélaurier in die Arme zu ſchließen. Triſtan hatte ſich indes entſchieden geweigert, ſowohl Nizza zu verlaſſen, als ſeine Couſine aufzuſuchen.

„Meine Liebe, du als Frau kannſt deinem Herzen folgen, das hat keine Konſequenzen, bei mir dagegen liegt der Fall anders, und wenn ich auch kein Tugendbold bin, ſo werde ich doch nicht den Fuß über ihre Schwelle ſetzen. Ich mag mich der Gefahr nicht ausſetzen, Preigne bei ihr zu treffen, was mir höchſt peinlich wäre. Auf der Straße, im Kaſino, in einem andern Salon, kurz auf neutralem Gebiet würde ich nichts dabei finden, denn ſchließlich bin ich ja nicht als Sittenwächter aufgeſtellt. Daß ich mich mit dir in der Welt herumtreibe, iſt Beweis genug . . ."

Eine anmutige kleine Ohrfeige von Frau von Préjeans Hand unterbrach Triſtans Betrachtungen, er ſetzte ſie aber mit unerſchüttertem Gleichmut fort.

„Ich weiß wohl, daß du in einer ganz andern Lage biſt. Du biſt Witwe . . . wenn du etwas weniger umtriebig wäreſt, würde ich dich wahrſcheinlich längſt geheiratet haben . . ."

Eine zweite Ohrfeige ſollte Triſtan für ſeine Ungezogenheit ſtrafen, er war aber nicht einzuſchüchtern.

„Die Leute, die uns immer beiſammen ſehen, die beobachten können, daß ich dein Opfer bin, ſind natürlich überzeugt, daß wir verheiratet ſein müſſen, denn ſonſt könnte ich kein ſo gutes Schaf ſein! Gehe du alſo nach der Condamine, wenn du Luſt dazu haſt, mich aber laß ausruhen. Vor vierzehn Tagen kriegſt du mich nicht wieder in ein Auto hinein, das ſage ich dir, und ſollteſt du die unglückſelige Idee haben, mich quälen zu wollen, ſo richte ich eine Bittſchrift an den hochherzigen Fürſten, in deſſen Staat du zu raſſeln gedenkſt, und flehe ihn um Schutz und Hilfe an. Ich kenne ihn, er wird mir ſeine ganze Schutzmannſchaft zur Verfügung ſtellen und dich wie eine gewöhnliche Anarchiſtin des Landes verweiſen. Erſtens einmal ſind ihm die Spieler ein Greuel, er liebt nur Künſtler und Gelehrte, und du

haſt ja ſeit geſtern abend nichts andres im Kopf, als die Bank zu ſprengen!"

„Triſtan, du wirſt anzüglich . . ."

„Nein, ich bin nur müde!"

„Das warſt du von deiner Geburt an . . ."

„Und werde es, dir ſei's gedankt, bis zum letzten Atemzug ſein müſſen. Mein Gott! Wenn's nur auch Hängematten gibt in der Ewigkeit!"

„Du biſt ein Taugenichts."

„Wenn du das nur endlich in vollem Ernſt glauben wollteſt."

Um ein Haar hätte Triſtan die dritte Ohrfeige bekommen, aber Frau von Préjean war für Symmetrie und beſchränkte ſich auf das Paar, dagegen zwang ſie Saint-Yrieix, mit ihr das Auto zu beſteigen und nach Monte Carlo zu rollen, wo er ſich nun, ihre Rückkehr erwartend, auf der Hotelterraſſe gütlich tun durfte.

— — — — — — — — — — — —

Seit Frau Trélaurier ihr Haus, ihre geſellſchaftliche Stellung, den Gatten aufgebend, Paris verlaſſen hatte, um dem ſchönen André von Preigne zu folgen, war ein Jahr verfloſſen. Der Sommer, der Herbſt waren verſtrichen und allmählich war den Liebenden ihr Schlupfwinkel in Bellaggio an dem ſtillen, geheimnisvollen See traurig erſchienen. Monatelang hatten ſie in ſtiller Weltvergeſſenheit gelebt, die Liebe, die ſie an dieſem herrlichen Platz vereinigte, hatte ſie mit Freuden überhäuft, eines ſchönen Morgens aber waren die Berge mit Schnee bedeckt geweſen, ein rauher Wind hatte den blauen Waſſerſpiegel gekräuſelt und pfeifend in Rohr und Schilf gewühlt. Über André war jählings Schwermut gekommen und das Leben in dieſer Einſamkeit hatte ſeinen Reiz für ihn verloren. Annina beunruhigte die deutlich wahrnehmbare Veränderung, ſie hatte den Freund darüber befragt und erkannt, daß die

Eintönigkeit ihres Glücks ihn zu ermüden begann. Voll Eifer, ihm alles zuliebe zu tun, hatte sie selbst den Vorschlag gemacht, Bellaggio zu verlassen, und an einem Novembertag hatten sie sich nach Florenz auf den Weg gemacht.

Es war Annina schwer geworden, die Villa am See zu verlassen. Dort war sie vollkommen glücklich gewesen, ohne daß irgend ein Druck auf ihr gelegen hätte. André gehörte ihr ungeteilt, er hatte nicht einen Gedanken, der ihr fremd geblieben wäre, und hatte sich ihr so liebenswürdig, sanft und natürlich gezeigt, wie sie ihn geträumt und wie ihn keine andre Frau vor ihr gekannt hatte. Es war in der Tat unterm Einfluß von Anninas Nähe eine Wandlung mit André vorgegangen. Vielleicht, daß er, der so viel Liebschaften gehabt, zum ersten Male liebte. Er gab sich ohne Vorbehalt, ohne Heuchelei rückhaltlos hin, empfand die Gefühle, denen er Worte gab, wirklich und war vom Reiz der jungen Frau so gefesselt, daß er an einem hübschen Mädchen, einer eleganten Ausländerin, die hier auf der Fahrt nach Italien ein paar Tage Aufenthalt nahm, vorübergehen konnte, ohne sie zu bemerken. Wer ihn gekannt hatte als den berufsmäßigen Verführer, der wie Don Juan immer ein Opfer mehr auf seiner Liste haben will, würde geschworen haben, daß er nicht derselbe Mensch sei.

Äußerlich hatte er sich wenig verändert, höchstens, daß er noch hübscher geworden war, denn die durch ein Übermaß von Lebensgenuß etwas erschlafften Züge hatten sich in der Ruhe erholt, und der Ausdruck jünglinghafter Reinheit, der seinem feinen Gesicht den besonderen Reiz verlieh, trat in erhöhtem Maß und noch anziehender hervor. Nie war er so berückend gewesen, als in den sechs Monaten, die er in Bellaggio verlebte, und die Ausrufe der Bewunderung, die Annina aus dem Munde des schlichten, unverdorbenen Landvolkes über ihn vernahm, ließen ihr nicht das Recht, an ihrem Triumph zu zweifeln. „Der muß eine Lippen-

freude ſein!“ ſagten die Frauen des Neſtchens in ihrer Mundart bewundernd von André, und die Männer ſetzten kopfſchüttelnd hinzu: „Lippenfreude macht oft Augen weinen!“ Annina berauſchte ſich an dem Lobſpruch, ohne die ahnungsvolle Warnung zu beachten. André liebte ſie, deſſen war ſie gewiß, und das Schickſal hatte ihr bis hierher rechtgegeben.

In Florenz bezogen ſie eine reizend gelegene Villa an der Via dei Colli, von deren Fenſtern der Blick weithin über die Stadt und zu den Höhen von Fieſole hinauf ſchweifen konnte. Hier fing André wieder an auszugehen und Verkehr anzuknüpfen. Er hatte bei einem Spaziergang in den Caſcinen einen Bekannten aus Paris getroffen, einen jungen engliſchen Baron, namens Francis Elphiſton, der ſeiner Geſundheit halber den Winter in Florenz zubrachte und im adeligen Klub ſehr hoch ſpielte. Keine Begegnung hätte für André unheilvoller ſein können als dieſe. Der junge Engländer weckte gerade ſeine verwerflichſten Neigungen wieder in ihm auf. Er führte ihn im Klub ein, wo André in ſeiner Eigenſchaft als Mitglied eines der großen Pariſer Klubs ſofort aufgenommen wurde. Anfangs ſah er Zigaretten rauchend dem Spiel zu, dann beteiligte er ſich auf Drängen des Freundes an deſſen Spiel und hielt ſchließlich, vom Spielteufel erfaßt, ſelbſt Bank, wobei er der Partie neuen Schwung und hohes Intereſſe zu verleihen wußte. Das Glück, das ihm zuerſt günſtig geweſen war, ſpielte ihm indes bald ſo übel mit, daß er raſch mit ſeinen Mitteln zu Rande kam.

Von heute auf morgen ſah ſich Annina, die dieſer Umſchwung in den Lebensgewohnheiten des Geliebten tief bekümmerte, zum erſten Male in die Lage verſetzt, für die Bedürfniſſe des täglichen Lebens ſorgen zu müſſen. In ihrer Reiſetaſche befand ſich noch die ziemlich bedeutende Summe, die ſie aus Paris mitgenommen hatte. Ohne ein Wort zu ſagen, legte ſie das Geld in die Schublade, wo

André das seinige aufzuheben pflegte, doch schon nach einigen Wochen mußte sie die Wahrnehmung machen, daß diese Schublade leer war.

Das war der erste Augenblick innerer Beklommenheit. Mit schwerem Herzen stand sie in Gedanken versunken vor dem leeren Fach. Sie wußte, daß sie nur einige Tausendfrankenscheine aus der Brieftasche genommen hatte, um dann und wann eine Rechnung zu bezahlen, alles Übrige, mehr als hunderttausend Franken, mußte André verbraucht haben. Sie wollte sich indes über den Mangel an Feingefühl, der in dieser Besitzergreifung lag, hinwegtäuschen.

„Würde ich es nicht ebenso gemacht haben?“ redete sie sich ein. „Ist nicht alles, was mein ist, auch sein? Hat er nicht seit unsrer Abreise, seit sechs Monaten, alle meine Bedürfnisse bestritten, so gut wie die seinigen?“

Aber trotz all der Entschuldigungen, die ihre Liebe erfand, zog eine dumpfe Bitterkeit in ihr Herz ein. Sie fühlte, daß sie an Andrés Stelle nie an dieses Geld gerührt, sich lieber alles versagt haben würde, als auf Kosten einer auch noch so leidenschaftlich hingebenden Frau zu leben. Aber die Tatsache bestand, und Annina mußte auf Mittel sinnen, die leere Schublade wieder zu füllen.

Das Einfachste und Nächstliegende war, einen Wechsel auf das Haus Trélaurier zu ziehen und damit zu einem der großen florentinischen Bankiers zu gehen. Nach zwölf Stunden, die man gebraucht hatte, um sich telegraphisch mit Paris zu verständigen, wurde Frau Trélaurier von Silvestri & Barante benachrichtigt, daß ihr auf Anweisung Herrn Vernauts, des Prokuristen der Trélaurierschen Bank, ein Kredit eröffnet sei. Wie hoch sich dieser Kredit belaufe, davon war nicht die Rede, und als Herr Barante am Tag darauf selbst in der Villa erschien, um Frau Trélaurier persönlich ein Scheckbuch zuzustellen, ging aus der respektvollen Haltung des Bankiers und aus seinen Be-

merkungen über die Zuträglichkeit des Klimas von Florenz deutlich hervor, daß Vernaut ſeine Depeſche ſchriftlich beſtätigt und dabei Frau Trélauriers Aufenthalt in Florenz mit Geſundheitsrückſichten erklärt haben mußte. Es wurde Annina plötzlich ſehr traurig zu Mut, als ihr wieder einmal die bewundernswerte Großherzigkeit und die edle Denkart des Mannes, den ſie ſo ſchmählich verraten hatte, vor die Seele traten. Denn Vernaut, das wußte ſie ja wohl, war Trélaurier, und der Brief des Prokuriſten war gewiß von ihrem verlaſſenen Gatten diktiert.

Als der florentiniſche Bankier ſich empfohlen hatte, vergoß ſie die erſten Tränen, und zwar Tränen der Rührung und des Mitgefühls. Es ging ihr durch den Sinn, an Vernaut zu ſchreiben, ihm zu danken und ihn um Nachricht von ihrem Mann zu bitten, aber ein falſches Schamgefühl hielt ſie davon ab. Hätte Annina dieſer Regung der Dankbarkeit gehorcht und geſchrieben, ſo hätte ſie damit vielleicht Trélaurier die erſehnte Möglichkeit geboten, einzuſchreiten und ſie noch zu retten ſelbſt gegen ihren Willen. Allein noch hatte ſie nicht gelitten, noch war ihr Liebestaumel nicht verrauſcht. Sie fürchtete, daß ihr Brief den Gatten berechtigen könnte, an dieſem Glück zu zweifeln, und ſchrieb nicht. Aber ſie beging die Unvorſichtigkeit, dem Vicomte das Scheckbuch zu zeigen, wodurch ſie die erſte Mißhelligkeit zwiſchen ihm und ihr herbeiführte.

Als er erfuhr, daß ſie ſich an das Haus Trélaurier um Geld gewendet hatte, wurde er blaß vor Wut und fragte mit einer Schärfe, die ſie noch nicht an ihm kannte, ob ſie denn glaube, daß er das Geld ihres Gatten nötig habe, um ſie zu erhalten. Er ſprach dabei in ſo gröblich beleidigenden Ausdrücken von Trélaurier, daß Annina, um nicht den Gatten gegen den Geliebten verteidigen zu müſſen, entſetzt hinausſtürzte und ſich in ihr Zimmer flüchtete. Von dort hörte ſie André fürchterlich fluchen und Möbelſtücke umherſtoßen,

wie er wohl einen Menſchen hätte herumſtoßen mögen. Allerdings kam er, nachdem er nicht bei Tiſch erſchienen war, gegen drei Uhr morgens beruhigt und heiter, voll Zärtlichkeit nach Hauſe, hatte aber hundertzwanzigtauſend Franken verloren, die am ſelben Tag an die Klubkaſſe bezahlt werden mußten.

Annina bezahlte, und nun, nachdem der erſte Schritt getan war, ſchrieb ſie, um André bei guter Laune zu erhalten, einen Scheck ſo oft es eben nötig war, und die Herren Silveſtri & Barante zahlten aufs bereitwilligſte aus, was Frau Trélaurier auf ſie zog. So wenig Annina ſich je mit Geſchäften befaßt hatte, fragte ſie ſich doch endlich, wie viel ſie wohl von ihrem in der Trélaurierſchen Bank angelegten elterlichen Vermögen, das ſie ſeit der Ankunft in Florenz ſo toll vergeudete, verbraucht haben könne. Wenn ſie hätte ahnen können, daß ſie in Wirklichkeit das Geld ihres Gatten zum Fenſter hinauswarf, würde ſie ſich dagegen aufgelehnt haben, gleichviel, welche Folgen dieſe Äußerung ihres Ehrgefühls für ſie nach ſich gezogen hätte. Sie glaubte ſich zu erinnern, daß die Erbſchaft von ihren Eltern zwölfhunderttauſend Franken betragen hatte, aber Zahlen waren ihr immer höchſt gleichgültig geweſen, denn Trélaurier hatte ihr ſtets Geld gegeben, ohne zu rechnen, und ſie mit Geſchenken überhäuft. Sie war wirklich ſchlecht vorbereitet, ihre Geſchäfte zu führen, und zerbrach ſich oft mit dumpfem Unbehagen den Kopf darüber.

Endlich aber wollte ſie Klarheit haben, ſo peinlich es ihr war, an Herrn Barante Fragen über dieſen Punkt zu richten. Sie bat ihn um eine Unterredung, und als er ſofort ihrem Ruf folgte, fragte ſie ihn, bis zu welchem Betrag ſie Kredit bei ihm habe. Barantes Antwort ſetzte Annina ſehr in Erſtaunen — Vernaut hatte gar keine Summe feſtgeſetzt, Frau Trélaurier konnte einfach durch

ſein Haus beziehen, was ſie nötig hatte. Sollte es ſich um allzu hohe Summen handeln, ſo würden Silveſtri & Barante vorher in Paris anfragen, das war aber nur eine Formſache. Sie hatten den Auftrag, Frau Trélaurier unumſchränkt zur Verfügung zu ſtehen.

Dieſe Mitteilung verdüſterte Anninas Stimmung. Sie erkannte in der Handlungsweiſe des Gatten die deutliche Abſicht, ſie durch ſeine Großmut zu demütigen. Wenn ſie ihre eigene Handlungsweiſe mit der ſeinigen verglich, mußte ſie ſich eingeſtehen, daß die Trélauriers die bedeutend edlere war. Mittlerweile hatte André davon geſprochen, daß er Florenz verlaſſen möchte, und Annina glaubte, daß es günſtig ſein werde, wenn er dieſem Klub fern wäre, wo der Geliebte ſo leicht gefährliche Gewohnheiten angenommen und ſo viel Mißgeſchick erlebt hatte. Sie ging alſo gern auf den Gedanken ein, und als der Winter ſich zu Ende neigte, fuhren ſie der Küſte entlang über Genua und San Remo Frankreich zu, aber auf ihrem Weg lag Monte Carlo.

— — — — — — — — — — — — —

Triſtan ſaß noch immer in friedliche Träumereien verſunken, als Frau von Préjeans Auto ſchnaubend, raſſelnd und klingelnd auf den Platz einlief. Die junge, in einen grauen Staubmantel gehüllte Dame ſtoppte die Maſchine und ſprang, ihren Mechaniker auf dem Rückſitz laſſend, leichtfüßig ab. Mit ausgeſtreckten Händen kam ſie auf Saint-Yrieix zu.

„Nun, wie geht's? Erholt von der Anſtrengung?"

„Es war mir etwas wohler geworden, aber ſchon der Anblick deiner Beweglichkeit wirkt wieder ermüdend. Ich bitte, ſetze dich, wenn du plaudern willſt."

„Ich will vor allen Dingen frühſtücken, wenn du nichts dagegen haſt," ſagte Frau von Préjean beluſtigt. „Weißt du, daß es ſchon halb ein Uhr iſt?"

„Ich weiß nichts, als daß die Sonne köſtlich warm

ſcheint, dieſer Stuhl ſehr bequem iſt und daß ich ein paar Stunden lang meines Lebens froh geworden bin."

„Weil du allein warſt? Zu liebenswürdig."

„Ach Teuerſte, nur keine Wortklauberei: ich meine nur, was ich ſage."

„Und das genügt! Du wirſt aus lauter Elendigkeit ungehobelt!"

„Und du nicht einmal durch deine Raſtloſigkeit unerträglich!"

„Das klingt ſchon anders! Du machſt dich! Sei artig, Triſtan, bemühe dich auf deine Füße und laß uns in den Speiſeſaal gehen. Ich bin am Hungertod. Erſt wenn ich etwas zu eſſen habe, kann ich dir erzählen."

Saint-Yrieix erhob ſich ſchwerfällig aus ſeinem tiefen Sitz.

„Da man ja doch tun muß, was du haben willſt, iſt's beſſer, gar nicht erſt zu kämpfen," ſagte er lächelnd. „Man erſpart ſich wenigſtens einen Kraftaufwand."

Sie ging voran, und ſie ſuchten ſich in dem prachtvollen Saal ein kleines durch einen Wandſchirm geſchütztes Tiſchchen aus, an dem ſie ſich niederließen und ihre Mahlzeit beſtellten.

„Nun alſo . . . ich war bei Annina."

„Das ſchließe ich aus deiner Aufgeregtheit. Wie geht's ihr?"

„Ach," ſeufzte Frau von Préjean, „körperlich ausgezeichnet. Sie iſt hübſcher als je! Trélaurier würde verrückt werden, wenn er ſie ſähe! Unglaublich, wie die Liebe eine Frau verſchönt!"

„Das ſieht man ja an dir."

„Still. Solche Ungezogenheit! Ich wollte nur, daß ihr Gemüt ſich ebenſo wohl befände! Aber ſie mag noch ſo große Heiterkeit zur Schau tragen, ich glaub's nicht, daß ſie glücklich iſt."

„Wie könnte ſie es ſein!"

„Ach! Und du, du wollteſt ſie an dieſen Preigne verheiraten! Glaubſt du denn, daß er ein beſſerer Ehemann geworden wäre, als er ein Geliebter iſt?“

„Wenn ſie ſeine Frau wäre, hätte ſie wenigſtens den Troſt, ihn verlaſſen zu können, während ſie, ſo wie ich ſie kenne, viel zu viel Selbſtgefühl hat, um ihren Fehler zu bekennen, und lieber alles ertragen wird, als eingeſtehen, daß ſie ſich getäuſcht hat.“

„Das ſcheint mir in der Tat ihre Gemütsverfaſſung zu ſein. Alles, was ich zu ſehen und zu hören bekam, machte mir einen üblen Eindruck . . . und bei einem ſo häßlichen Kerl wie dieſer André, kann man ſich ja nicht damit tröſten, daß es mit der Zeit beſſer kommen werde. Gerade ein Jahr iſt's jetzt her, daß Annina Paris, ihr Haus, ihren Geſellſchaftskreis, ihre Freunde verlaſſen hat, und ich glaube, ſie iſt ſich heute klar darüber, daß es eine Dummheit erſter Güte war!“

„Liebt ſie ihn noch? Darauf kommt's an! Wenn ſie ihn noch liebt, wird ſie alles aushalten und ihr Schickſal dem ungetrübteſten Glück vorziehen. . . .“

„Ich glaube, daß ſie ihn liebt, aber ich möchte Gewißheit haben, ob Preigne ihr Gefühl wirklich erwidert. Leider kann ich ihm keine Beichte abnehmen . . .“

„Mit andern Worten, du wünſcheſt, daß ich's tue?“

„Ja, ich will kein Hehl daraus machen!“

„Und wie ſoll ich das anſtellen, wenn ich bitten darf?“

„Ach! Das wird ja nicht ſchwierig ſein bei einem Kameraden, mit dem man alle Freuden geteilt hat! Ihr zwei habt zu viel ſchlimme Streiche miteinander gemacht, als daß er ſich Zwang auferlegen ſollte! Fange zum Beiſpiel damit an, mich ſchlecht zu machen, und er wird dein Vertrauen belohnen, indem er ſein Herz über Annina ausſchüttet! Wir wiſſen ja recht gut, wie cyniſch Männer untereinander von den Frauen reden!“

„Schön! Du forderſt mich alſo auf, dich zu verleumden, um André zum Reden zu bringen?“

„Verleumden? Iſt nicht einmal nötig,“ erwiderte Frau von Préjean lachend, „ſage ganz einfach, was du denkſt ... daß du mich unerträglich findeſt mit meiner Raſſelmaſchine, laſſe durchblicken, daß du es ſatt habeſt, alle Landſtraßen der Welt mit mir zu befahren, kurz, ſprich frei von der Leber weg! Ich geſtatte es feierlich ... der Zweck heiligt die Mittel!“

„Ach, du biſt wirklich ermüdend, Liebſte,“ ſeufzte Saint-Yrieix mit einem Ausdruck der Erſchöpfung. „Was für eine verdammte Geſchichte führſt du jetzt wieder im Schild!“

„Das iſt meine Sache, du haſt nur zu gehorchen. Zur Belohnung werde ich dich acht Tage lang ruhig im Hotel bleiben laſſen.“

„Das läßt ſich hören! Und wo treffe ich ihn, den unwiderſtehlichen André?“

„Wo denn anders als im Kaſino? Er verbringt ja ſein Leben am grünen Tiſch, und ſcheint dabei ganz unerhörtes Pech zu haben.“

„Gut. Heute nachmittag werde ich hingehen.“

Das Kaſino von Monte Carlo iſt ein Prunkbau, auf deſſen Eingang ſämtliche Straßen des Fürſtentums münden. Es gleicht einer Rieſenſpinne, die in der Mitte ihres Netzes lauert, und der alle Fliegen, von einem unabwendbaren Verhängnis getrieben, ins Garn gehen. Die Pracht der Säle, wo das Gold von den Decken, den Säulen, den Möbeln glitzert, iſt darauf berechnet, die Gier nach Gold zu erregen. Um die Spieltiſche, die in großer Zahl aufgeſtellt ſind und auf deren Tafeln Tag und Nacht die Goldſtücke klirren, drängt ſich eine Menſchenmenge, deren einzige Beſchäftigung das Spiel iſt. Hier zeigt ſich das Laſter wenigſtens in unverhüllter Häßlichkeit. Alt und jung, arm und reich, Frauen, deren Haar von den Aufregungen der Roulette gebleicht

iſt, und die mit dürren Fingern bedächtig kleine Summen ſetzen, blühende, elegante Damen, die aufs Geratewohl Goldſtücke auf eine Nummer werfen, alles ſteht dicht aneinander gedrängt, die Gleichheit vor dem Schickſal hebt alle Unterſchiede auf. In der Erregung des Spiels unterhalten ſich vornehme Damen mit Dirnen, denen ſie auf der Straße keinen Blick gönnen würden. Alte Weiber, denen die Kupplerin an der Stirn geſchrieben ſteht, verkehren eine Stunde lang vertraulich mit ſittenſtrengen Frauen. Die Leidenſchaft ſpült alles weg, was ſonſt Menſchen trennt, aller Nerven zittern gemeinſam, und das Rollen der Kugel, der eintönige Ruf des Croupiers, die guten oder ſchlechten Ausſichten, die Freuden- oder Jammerlaute ſind die Elemente, woraus dieſe ungewöhnliche Verbrüderung entſteht. Man kann einen Rundgang durch die Säle machen, ohne etwas anderes zu vernehmen, als Prophezeiungen von Gewinn oder Verluſt, nichts iſt vorhanden als das Spiel in dieſem Königreich des Zufalls, dieſem Tempel des Verhängniſſes.

Wer ſich in dem weitläufigen Bauwerk auskennt, weiß, daß die erſten Säle, wo die Roulettetiſche ſtehen, keine Beachtung verdienen. Dort ſpielen kleine Leute zu ihrem Vergnügen, erſt wenn man weiter geht in die Säle des Trente-et-Quarante, ſteht man an der Stelle, wo die großen Schlachten geliefert werden, die der Bank zum Verderben oder zum Segen gereichen. Dort herrſcht ein beinahe andächtiges Schweigen, man fühlt, wie wichtig alles iſt, was hier vorgeht. Dem furchtbaren Anprall des Spielers, der den Anlauf zur Eroberung eines Vermögens nimmt, hält die Bank unerſchütterlich ſtand. Im Hintergrund hat ſie unerſchöpfliche Reſerven, die in die Breſche treten müſſen, wenn es ſchief geht. Ihrer ſelbſt gewiß, unberührt von Verluſt oder Gewinn kennt ſie weder Erregung noch Entmutigung, denn zuletzt iſt ſie doch unbeſiegbar, und wenn's

der Zufall will, daß ſie einmal eine Niederlage erleidet, ſo weiß ſie zum voraus, daß am nächſten Tag der Sieg wieder auf ihrer Seite ſein, daß ſich das Mißgeſchick reichlich ausgleichen wird durch die Beute, die ſie den Siegern von heute abnimmt. Der Kampf zwiſchen den Spielern und der Bank iſt, ſobald er fortdauert, ein ungleicher. Nie hat ein Spieler wirklich gewonnen, der an den Spieltiſch zurückkehrt, einzig die klugen Leute, die mit ihrem Gewinn ſofort in die Eiſenbahn ſteigen, tragen etwas davon, die andern bringen's tags darauf zurück und ihr ſonſtiges Geld dazu. Die Verwaltung weiß das ſo genau, daß man verlorene Summen als Geld bezeichnet, das „auswärts übernachtet".

In dieſen Kartentempel begab ſich Saint-Yrieix gegen drei Uhr, nachdem Frau von Préjean allein in ihrem Auto nach San Remo abgedampft war. Er betrat ihn mit ſeinem gewohnten läſſigen Schritt, ging ins Sekretariat, um ſeinen Namen und ſeine Eigenſchaft als Ausländer anzugeben und die Eintrittskarte zu erlangen, die er den Türhütern vorweiſen mußte. Mit gleichgültigem Blick überflog er die erſten Roulettetiſche, blieb einen Augenblick, mehr aus Faulheit als aus Neugier ſtehen, ſetzte einen Hundertfrankenſchein auf die erſten zwölf Nummern, einen zweiten auf Rot. Rot kam heraus und Nummer ſieben wurde verkündigt. Er raffte ſeine ſechshundert Franken zuſammen und wartete, um zu ſehen, was jetzt geſchehen werde. Schwarz kam heraus und neun. Dann kam abermals Schwarz und die Nummer vierzehn. Triſtan ſetzte die vierhundert Franken, die er gewonnen hatte, auf Rot, und Rot kam heraus. Eine alte Dame, hinter der Saint-Yrieix ſtand, die ſorgfältig auf einem Kärtchen die herauskommenden Nummern markierte, fuhr ſo ärgerlich herum, als ob er ſie beſtohlen hätte. Ungerührt ſteckte der junge Mann die Scheine in die Weſtentaſche und ging befriedigt, daß ſeine Vermutung eingetroffen war, in den nächſten Saal.

Auch hier drehte ſich die Roulette, und Triſtan ging, ohne ſich aufzuhalten, weiter in den Saal der Trente-et-Quarante. Dort bildeten die Männer die Mehrheit. Sie ſtanden dicht um die Tiſche gedrängt, und Saint-Yrieix entdeckte unter den Anweſenden manches bekannte Geſicht, regelmäßige Beſucher der Rennen, des Theaters, der Kunſtausſtellungen, Leute, mit denen man nie geſprochen hat, die aber wie angeſtellte Statiſten immer dabei ſein müſſen, wo in der Geſellſchaft „etwas los“ iſt. Ein berühmter Schauſpieler, der nach Monte Carlo gekommen war, um in einem neuen Stück aufzutreten, verlor ganz die gewohnte Vornehmheit in verbiſſenem Kampf gegen eine Serie von Schwarz, die eben bei den Gegenſpielern Verheerungen angerichtet hatte; die ſchöne Mariette von Fontenoy ſetzte mit unerſchütterlicher Kaltblütigkeit einen Tauſender nach dem andern; ſie hatte ein ganzes Bündel gewonnener Scheine vor ſich liegen. Liverdun, der Sportsmann, ſpielte ſehr vorſichtig, hatte ſich bei Verluſten bewundernswert in der Hand und lauerte angeſtrengt auf eine glückliche Wendung, während Julius Harvey, den der Gewinn kalt ließ, der aber dankbar war für eine Stunde der Zerſtreuung, jedesmal das Maximum von zwölftauſend Franken auf den Tiſch legte. Neben dem Bankhalter, der ernſthaft und mit müdem Ausdruck wie ein Menſch, der eine Amtspflicht erledigt, das Spiel leitete, ſaß André von Preigne. Er klammerte ſich ebenſo eigenſinnig an Schwarz, wie der Schauſpieler, der nur ein vorübergehender Gaſt war, ſchob aber die Päckchen blauer Scheine ohne alle theatraliſchen Gebärden, ohne ſich das Anſehen zu geben, als ob er das Schickſal herausfordere, hin und her. Der Mißerfolg blieb ſich ſtandhaft gleich.

„Messieurs, faites votre jeu . . .“

Der Schauſpieler ſetzte mit weit ausholender Armbewegung zwei Goldſtücke auf Rot, Mariette von Fontenoy

zweitauſend Franken auf Schwarz, André ſpielte das Maximum auf Rot.

„Les jeux sont faits. — Rien ne va plus," leierte der Bankhalter.

Und dann, nachdem er die Karten abgezogen hatte: „Rouge perd et couleur."

Der Croupier raffte mit ſeiner Harke das Geld des Schauſpielers, die zwölf Tauſender des Vicomte ein und ſchob Mariette zweitauſend Franken hin.

„Zum vierzehnten Male Schwarz!" ſagte der Schauſpieler mit bitterem Lächeln.

„Zum fünfzehnten Male, mein Herr, Sie haben ſich verzählt," bemerkte André gelaſſen, indem er aufſtand.

In dieſem Augenblick wurde er Triſtans gewahr, der ihn ſchon lange beobachtet hatte. Er lächelte ihm harmlos zu und ſtreckte ihm die Hand hin.

„Ich hoffte dich heute noch zu ſehen! Für den Fall, daß ich dich hier nicht treffen würde, nahm ich mir vor, dich in deinem Hotel aufzuſtöbern. Du ſpielſt nicht? Du haſt ganz recht."

„Ach! Ich habe nur im Vorübergehen an der Roulette achthundert Franken eingeheimſt."

„Ja, achthundert Franken gewinnt man immer," ſagte André. „Erſt, wenn man die feſthalten oder vermehren will, fängt die Schwierigkeit an. Soll ich dir einen guten Rat geben? Geh in irgend ein Geſchäft in Monaco, mache für achthundert Franken Einkäufe und ſetze keinen Fuß mehr hier herein."

„Und du? Weshalb machſt du nicht ſelbſt Gebrauch von deiner Weisheit?"

„Ach, ich! Ich! Ich bin nun einmal ein Spieler! Ich kann mir das Leben gar nicht denken ohne Spiel! Es iſt das Einzige, was mich noch daran intereſſiert. Was ſoll aus einem werden ohne Spiel? Die Leute, die nicht mehr

ſpielen, bringen ſich um. Ehrlich geſagt, der Spieler iſt eben nichts als Spieler!"

Triſtan betrachtete ihn ernſthaft.

„Dann ſollten die Spieler ſich eben mit dem Spiel begnügen, deſſen gewaltigem Nervenreiz ſie alles opfern, denn ſie können ja, von der Gemütſeite betrachtet, weder gute Freunde, noch brave Ehemänner, noch treu in der Liebe ſein."

„Da haſt du ſehr recht! Ein wahreres Wort iſt noch nie geſprochen worden."

„Und es veranlaßt dich nicht zum Nachdenken?"

„O doch, aber was iſt da zu machen?"

Sie verließen das Kaſino und gingen auf der herrlichen Terraſſe über dem Meer auf und ab. Saint-Yrieix, der den Vicomte zu weiteren Auslaſſungen treiben wollte, blieb an die ſteinerne Brüſtung gelehnt ſtehen und zwang den Freund, der einige Ungeduld verriet, auch innezuhalten.

„Höre einmal, André, es wäre gut, wenn du deine Gedanken etwas genauer ausdrücken wollteſt. Du haſt mir da einen erſchreckenden Einblick eröffnet in das Leben, das du führſt, und das die arme Annina mit dir führen muß . . . Was? Das Opfer, das dir dieſe reizende Frau gebracht, dieſes große, unumſchränkte Opfer hat dich nicht vermocht, alles aufzubieten, um ihr das Glück zu ſichern, das ſie erhoffte, als ſie alles hinter ſich ließ, um dir zu folgen! Du haſt damit doch eine große Verantwortung auf dich genommen, ernſthafte Verpflichtungen. Ich will ja glauben, daß du nicht der Mann biſt, dich ihnen zu entziehen. Als du zugabſt, daß Frau Trélaurier ihr Leben für dich in die Schanze ſchlug, ſo mußteſt du doch überzeugt ſein, daß deine Liebe ausreiche, um ſie für alles zu entſchädigen. Und da wirfſt du denn ein paar Worte hin, aus denen ich nichts andres heraushöre, als daß für dich alles im Leben zurücktrete vor einer Leidenſchaft, der verhängnisvollſten von

allen, dem Spiel. Ja, was wird denn dabei aus der armen Frau? Was für ein Los bereiteſt du ihr? In was für ein Abenteuer haſt du ſie denn mit unglaublicher Leichtfertigkeit und Herzloſigkeit gelockt?"

André lehnte ſich nicht auf gegen den harten Vorwurf, ſondern verſetzte, den Kopf traurig ſenkend: „Ich war ehrlich, Triſtan, als ich's zuließ, daß Annina ſich ganz mir ſchenkte, und ich bin es noch, wenn ich dir ſage, daß ich ſie liebe, ſoweit ich überhaupt zu lieben fähig bin. Aber ich kann mich vor dir nicht als ſentimentalen Jüngling aufſpielen und dir gegenüber nicht beteuern, was nicht vorhanden iſt, ich zeige mich wie ich bin, ohne Heuchelei und Selbſtbeſchönigung. Jedes Wort iſt ehrlich gemeint. Ich liebe Annina, wie ich nie zuvor ein Weib geliebt habe, ob das aber genügt, ſie glücklich zu machen? Ich wünſche es von ganzem Herzen!"

„Ein nettes Los hat die Frau gezogen!" rief Saint-Yrieix, die Arme ſchlaff herabſinken laſſend. „Sie ſetzt ihr ganzes Vertrauen in einen hübſchen Jungen, der ihr ein Paradies verſprach, und ihr beſten Falls ein Fegefeuer, wenn nicht die Hölle bereitet! Eine nette Entdeckungsreiſe hat ſie gemacht! Da kann man wirklich ſagen, ſie hat die Beute fahren laſſen um des Schattens willen. Sie hatte einen vortrefflichen Gatten und läßt ihn im Stich, um einem erbärmlichen Liebhaber nachzulaufen! Liebhaber ſind ja ſtets erbärmlich. Es geht im Leben nichts über die Regelmäßigkeit, und wenn man vom geraden Weg abbiegt, gelangt man immer an den Abgrund."

„Nun, und du?" fragte André ſpöttiſch.

Ich? Bei mir iſt's ein ganz andrer Fall! Vor allen Dingen kann man ſich kein Verhältnis denken, das aller Leidenſchaft ſo bar wäre, als das zwiſchen Frau von Préjean und mir, wir kämpfen einfach gemeinſam gegen die Langeweile. Ferner iſt ſie ſehr reich, und ich bin es auch, das

ſichert jedem unbedingte Selbſtändigkeit, weshalb es uns auch nie in den Sinn kommt, uns zu trennen. Des weiteren bin ich einer jener Alltagsmenſchen, die niemand eine Enttäuſchung bereiten, und dabei harmlos wie ein Kind. Von einem Laſter nicht die Spur! Vorausgeſetzt, daß man mir geſtattet, das Daſein in Ruhe zu genießen, mache ich keine weiteren Anſprüche. Bemerke, mein lieber André, daß ich das Ideal des Ehemanns in ſeiner modernſten Geſtalt darbiete, das heißt der gute Kerl bin, der nichts verlangt als gegenſeitige Kameradſchaft. Das ſichert mir den Frieden; Frau von Préjean fände auf der Welt keinen beſſeren als mich, und das weiß ſie auch. Ach, wenn du Annina ebenſo genügen würdeſt! Hab' ich mich in der Frau getäuſcht! Ich hielt ſie für das nüchternſte, hausbackenſte Geſchöpf, und als ſie Frau Trélaurier geworden war, hätte ich geſchworen, daß ſie geſchaffen ſei, das Haus zu bewahren und Wolle zu ſpinnen. Um dieſes Temperament aufzuwühlen, dieſen Gletſcher in einen Vulkan zu verwandeln, mußte aber auch ein Halunke wie du ihr in den Weg laufen. Nun iſt's aber geſchehen, und du haſt die Sache auf dich genommen. Ob du indes immer ſehr entzückt davon ſein wirſt, möchte ich denn doch bezweifeln. Die Laſt einer Frau iſt nicht leicht, namentlich nicht für einen jungen Mann, der keine ſicheren Hilfsquellen hat, wie du."

„Annina wird ſich nie einſchränken müſſen, ſie iſt ſelbſt reich."

Jetzt hatte Saint-Yrieix den Punkt erreicht, wohin er das Geſpräch auf Umwegen hatte lenken wollen.

„Reich?" fragte er mit gemachtem Erſtaunen. „Wer hat dir das geſagt?"

„Ja, ſie hat doch ſeit einem Jahr ganz bedeutende Summen zu ihrer Verfügung . . ."

„So? Da wird ihr Trélaurier wohl ihr väterliches

Vermögen ausbezahlt haben, das übrigens keineswegs unerſchöpflich iſt, ihr dürft aber ja nicht die Kaſſe des Bankiers mit derjenigen Anninas verwechſeln. Ich weiß nicht, ob ſie rechnen kann, aber ich rate dir jedenfalls, dich nicht in eine Sicherheit einzulullen, die leicht trügeriſch ſein könnte."

Dieſe Andeutung erſchütterte den Vicomte ſichtlich.

„Wenn's ſein muß, werde ich für alles aufkommen," rief er aufgeregt.

„Ach! Wenn du in der Weiſe, wie ich's vorhin ſah, vom Glück geneckt wirſt, ſo wird deine Börſe nicht weit reichen, und der Haushalt, der auf deinen Spielgewinn angewieſen iſt, tut mir im voraus leid."

„Ich hatte anfangs viel Glück ..."

„Ihr lebt auf großem Fuß," fuhr Triſtan fort, ohne dieſen Einwurf zu beachten.

„Durchaus nicht. Die Miete der Villa will nicht viel heißen, und wir haben an Dienerſchaft nur unſre Leute aus Paris. Hier zu Lande könnte man wirklich Erſparniſſe machen, und überdies haben wir ſeit unſrer Abreiſe immer in größter Zurückgezogenheit gelebt."

„Ja, wohin kommen denn dann die bedeutenden Summen, von denen du ſagſt, daß Annina ſie zu ihrer Verfügung habe?"

„Vermutlich ſind ſie in ihren Händen ..."

„Schön," verſetzte Saint-Yrieix mit gläubiger Miene, „dann bin ich ja über das Schickſal des lieben Kindes beruhigt. Mit Geld wickelt man ſich immer wieder heraus. Außerdem weiß ſie, daß ſie auf mich rechnen kann, und ich bitte dich auch, ſie gegebenen Falls daran zu erinnern."

„Ja, wirſt du ſie nicht beſuchen?"

„Ich fürchte, daß es ihr peinlich wäre. Solange ſie mich nicht dazu auffordert, werde ich mich lieber fernhalten. Übrigens werden wir auch bald weiterreiſen, Frau von Préjean und ich: wir wollen nach Genua."

„Ach, ihr ſeid frei! Ihr lebt nicht in ſteter Angſt vor dem Gerede der Welt. Annina hat nicht den Mut, ſich irgendwo zu zeigen, denn ſie betrachtet ſich immer als eine Art von Paria, was das Leben außerordentlich ſchwierig macht.“

„Gewiß! Gewiß!“ warf Saint-Yrieix ausweichend hin. „Dafür wird euch die ausſchließliche, alles beherrſchende Liebe zu teil, die große Trunkenheit der Leidenſchaft, und das iſt auch etwas! Das gelingt nicht jedem! Alle ſchwärmeriſchen Seelen ſeufzen nach dieſen Wonnen.“

„Der Teufel hole die ſchwärmeriſchen Seelen!“ rief der Vicomte mit einer Gereiztheit, die er nicht mehr beherrſchen konnte. „Kein Menſch ahnt, zu wieviel Dummheiten der romantiſche Hang führt!“

„Ich nehme an, daß du nicht von perſönlichen Erfahrungen ſprichſt?“ ſagte Triſtan mit ſtrengem Blick. „Wenn ich vermuten müßte, daß dir deine freiwillig gewählte Lage läſtig ſei, ſo würde ich Annina ohne Zögern darüber aufklären, gleichviel was daraus entſtünde . . .“

„Nein! Nein!“ entgegnete der Vicomte lachend. „Es war nur eine allgemeine Bemerkung, und es ſteht feſt, daß Annina und ich die bewundernswerte Ausnahme von der Regel bilden! Laß dir ja nicht einfallen, Unſinn zu ſchwatzen, ich müßte dich ſonſt ernſtlich zur Rechenſchaft ziehen.“

„Ich werde mich hüten, übrigens bin ich auch ſehr befriedigt über alles, was ich von dir höre. Schließlich bin ich doch dein Freund und Anninas Vetter, gegen Trélaurier aber habe ich nicht die geringſte Verpflichtung. Seid glücklich miteinander, mehr verlange ich nicht.“

Sie ſetzten nun ihren Spaziergang fort. Die Sonne verſank hinter dem Schloß und mit der Dämmerung kam eine plötzliche Kühle.

„Ein herrliches Land,“ bemerkte Triſtan, „und wie ſchön es ſein muß, gerade hier Herz an Herz zu leben.“

„Ach, das wird ſtark übertrieben!“ rief André. „Die Orangenbäume, die Roſen und der indigoblaue Himmel auf den Plakaten der Dampfſchiffahrtsgeſellſchaften ſehen ja recht verlockend aus, aber im Grunde macht einem die kosmopolitiſche Menſchheit das Land unleidlich. Das Ganze iſt nichts als eine luxuriöſe und koſtſpielige Herberge, worin jedermann dem Spiel frönt. Kein Vergleich mit der lebendigen, anregenden Herrlichkeit unſers Paris! Dieſe Küſte iſt ſchön, das kann man nicht beſtreiten, aber ihre Schönheit iſt eintönig, gleichſam erſtarrt, das Klima iſt mild, aber wie arm an Reiz im Vergleich mit dem wechſelvollen unſrer Champs Elyſées! Ach, ich ſage dir, fern von all dieſer Bläue in einem kräftigen Platzregen mit aufgeſpanntem Schirm und aufgekrempelter Hoſe durch die Rue Royale in den Klub gehen und all den kleinen Dämchen begegnen, die ſich hoch ſchürzen, um ihr hübſches Unterzeug zu zeigen, das iſt Glückſeligkeit!“

„Und dieſer Glückſeligkeit haſt du für immer den Rücken gekehrt, mein armer Junge!“

„Weshalb denn? Meinſt du nicht, daß ich mit Annina nach Paris zurückkehren könnte?“

„Um öffentlich miteinander zu leben?“

„Ach, natürlich mit allen möglichen Rückſichten! Jedes in einer eigenen Wohnung! Kannſt du dir das nicht denken?“

„Namentlich du ſcheinſt es dir nicht denken zu können!“

„Ja, Annina wird ſich nie dazu entſchließen. In einer Situation, die an Korrektheit allerdings zu wünſchen übrig läßt, hat ſie ſich trotzdem ein ſehr feines Gefühl für das Dekorum bewahrt, und ſie iſt weit entfernt, ſich gehen zu laſſen, wozu ihre gegenwärtige Stellung die günſtigſte Gelegenheit bieten würde. Sie iſt wirklich ganz und gar nicht für ein ungebundenes Leben geſchaffen!“

„Ganz meine Meinung! Freut mich, ſie durch dich be-

ſtätigt zu hören. Annina iſt eine Frau, die über der Liebe ihre Pflicht vergeſſen konnte, aber ihr übriges Leben damit ausfüllen wird, es zu bereuen."

Mit dieſer pſychologiſchen Erklärung drückte Triſtan dem Vicomte die Hand. Sie hatten noch ein Zuſammentreffen für den morgigen Tag verabredet, für heute aber trennten ſie ſich, und Triſtan kehrte ins Hotel zurück. Nun war er über den Gemütszuſtand des Liebespaares ſo genau unterrichtet, als er nur wünſchen konnte. Wunderlicherweiſe war der Vicomte alſo der Teil, der die Geſellſchaft vermißte und den die Vereinſamung bedrückte, während die Frau in ihrer Liebe Genüge gefunden hätte. Aber wurde ſie denn noch geliebt? Sie mußte auf den verſchiedenen Stationen des durchlaufenen Wegs viele der Illuſionen zurückgelaſſen haben, die ſie mit ſo unwiderſtehlicher Gewalt dahin getrieben hatten. Höchſt wahrſcheinlich war ſie es, die ohne Andrés Wiſſen — vielleicht wußte er es aber auch — große Geldopfer brachte, um die Bedürfniſſe des gemeinſamen Lebens zu beſtreiten. Woraus beſtanden dieſe Bedürfniſſe? Wenn ſie nur für eine behagliche und elegante Wohnung und Lebensführung zu ſorgen hatte, ging es ja noch an, wenn aber auch noch Andrés perſönliche Ausgaben ihr Budget belaſteten, ſo war die Lage bedenklich.

Saint-Yrieix wußte genau, zu welchen Torheiten die Spielwut den Vicomte hinreißen konnte, auch die ſtolze Unkenntnis des Begriffs von Mein und Dein, die den Freund auszeichnete, war ihm genau bekannt. Hatte er eines Abends gründlich Pech, ſo war er der Mann, Geld zu nehmen, woher immer es kommen mochte, in der Selbſttäuſchung, ja faſt der Gewißheit, es am nächſten Tag mit Zinſeszinſen zurückerſtatten zu können. War er bei Annina ſchon dahin gekommen? Das war der dunkle Punkt, und es eilte Triſtan nicht, Klarheit darüber zu erlangen. Die Enthüllungen, die er mittelbar und unmittelbar erlangt

hatte, genügten, ihn in trübe Stimmung zu verſetzen. Er ſah Anninas Zukunft düſter vor ſich, denn ſein Gefühl ſagte ihm, daß die arme Frau das fragliche Glück, dem ſie alles geopfert hatte, teuer bezahlen werde.

Als Frau von Préjean von Kap Martin zurückkam, fand ſie den Freund trübſelig in dem Wohnzimmer ſitzend, das ihre Gemächer trennte. Sie kam, vom Wind gepeitſcht, von der Bewegung erfriſcht, in roſiger Stimmung an, aber ſchon bei Saint-Yrieix' erſten Worten legte ſich ihr Übermut. Sie ſetzte ſich zu ihm und ließ ſich alles ernſthaft erklären. Er wiederholte Wort für Wort, was André ihm anvertraut hatte, und zog aus ſeiner Kenntnis von deſſen Charakter weitere Schlüſſe. Frau von Préjean ſchoß mit den ihrigen in gewohnter Schnelligkeit übers Ziel und hielt Triſtans Befürchtungen ſchon für erwieſene Tatſachen.

„Die arme Annina iſt verloren!" rief ſie verzweifelt aus. „Dieſes Ungeheuer wird ſie zu Grunde richten und dann im Stich laſſen."

„Sachte, ſachte! Laß deiner Phantaſie nicht die Zügel ſchießen! Noch iſt die Sache nicht unwiderruflich verpfuſcht, und ich hoffe, daß noch alles gut werden kann ..."

„Aber wie denn?"

Triſtan dachte eine Weile nach.

„Wenn das Glück doch nur wollte, daß Preigne auf der Stelle täte, was er deiner Meinung nach ſpäter doch tun wird! Wenn er Annina verließe ..."

„Sie würde daran ſterben."

„Das fragt ſich!"

„Du ſtellſt dir vor, daß eine Frau, die alles aufgegeben hat, um einem Mann zu folgen, die Gleichgültigkeit dieſes Mannes überleben könne?"

„Das kann ich mir ſehr wohl vorſtellen."

„Frauen haben weder die ſcheußliche Gefühlloſigkeit, noch die häßliche Selbſtſucht der Männer."

„Angenommen, daß die Männer verabſcheuungswürdig ſind, ſo iſt das nur ein Grund mehr, nicht an der Trennung von ihnen zu ſterben.“

„Nicht der Verluſt des Mannes, der Verluſt unſrer Illuſionen bricht uns das Herz!“

„Mein Gott! Wie verkehrt von den Frauen, ſich ſolche Illuſionen über den Mann zu machen! Man ſollte ſich alle Mühe geben, über nichts Illuſionen zu haben!“

„Gegen alles gleichgültig ſein und nur ſein eigenes Ich anbeten, nicht wahr? Auch da blühen Enttäuſchungen ſchwerſter Art. Denn hat man ſich eingebildet, ein erhabenes Weſen zu ſein, einzig in ſeiner Art und ungemein wertvoll, ſo wird man meiſt eines Tags innewerden, daß man auch nur ein beſchränkter Menſch iſt ohne höhere Gnade, eines von den Millionen von Exemplaren, die zuſammen das Heer der Dummen bilden!“

„Glücklich die Dummen! Ihnen macht die Galle nicht zu ſchaffen, ſie haben keine verzehrende Einbildungskraft, die ihnen geſtattet, die unheilvollen Folgen von Ereigniſſen, die vielleicht gar nicht eintreten, greifbar vor ſich zu ſehen und über eingebildetes Unglück in Verzweiflung zu geraten.“

„Das gilt wohl mir?“

„Allerdings, meine Liebe, es gilt dir und auch mir ſelbſt. Du biſt die beklagenswerte Schlüſſezieherin, ich der glückliche Dummkopf, der ſich nicht aufregt.“

„Saint-Yrieix, du wirſt mit deiner Rückſichtsloſigkeit nachgerade unausſtehlich.“

„Rückſichtsloſigkeit iſt nun einmal meine Spezialität.“

„Wir werden uns entzweien . . .“

„Das wäre nicht das erſte Mal.“

„Ich werde dich einfach ſitzen laſſen!“

„Das würdeſt du zu ſehr bereuen!“

„Machſt du dich über mich luſtig?“

„Ja.“

Er bekam einen Backenſtreich, doch gelaſſen bot er die andre Wange hin.

„Wenn das dein Herz erleichtert, nur zu! Und da behauptet man, die Männer ſchlügen die Frauen. Willſt du mich jetzt ruhig anhören?“

„Du bringſt ja nur Abgeſchmacktheiten vor!“

„Nun, ſo höre auch die noch an, das iſt alles, was ich verlange. Wenn das Glück wollte, daß Preigne Annina morgen verließe, ſo wäre es nur zu ihrem Heil. Du ſagteſt doch, ſie ſei nie hübſcher geweſen als jetzt?“

„Eine lebendige Blume!“

„Nun gut. Ich für mein Teil bin überzeugt, daß Trélaurier niemals verliebter war als jetzt. . . . Man würde es ſo einrichten, daß ſie ſich ſprechen, ſie würden André vergeſſen und die Rettung wäre vollbracht.“

„Du glaubſt, daß ein Mann wie Trélaurier über den Schimpf hinwegkäme, der ihm angetan worden iſt?“

„Das hängt von den Umſtänden ab, unter denen ſich die Gelegenheit zum Verzeihen darbietet. Würde ſich die Schuldige im Triumph ihrer ſieghaften Schönheit ſonnen, ſo müßte man ihn ja für einen Schwachkopf halten, wenn er ſich über die Kränkung hinwegſetzte, iſt ſie aber ein gedemütigtes, armes, verſchmähtes Opfer, ſo gewinnt er nur, wenn er ſich barmherzig zeigt. Im Leben kommt alles auf die Nüancen an. Eine Sünderin in Himmelblau iſt unerträglich, in Braun oder Perlgrau wirkt ſie rührend.“

„Triſtan, du biſt ein Ungeheuer.“

„Wirklich? Ich dachte, ich ſei der ſtrohdumme Egoiſt?“

„Möglich, daß du beides vereinigſt. So dumm, wie ich ſagte, biſt du freilich nicht.“

„Ob du es ſagſt, gilt gleich, wenn du's nur nicht glaubſt.“

„Nun, und was kann ich tun, um zu dieser Rückkehr in die Heimat beizutragen?“

„Den Mund halten und automobilfahren, aber wohlgemerkt ohne mich! Das wirst du ja einsehen, daß ich nicht zu gleicher Zeit deine Freundin retten und mich auf der Landstraße herumtreiben kann.“

„Und wenn es dir nicht gelingt, sie zu retten?“

„So habe ich wenigstens meine Ruhe gewonnen.“

„Da kommt der Egoist wieder zum Durchbruch.“

Die Tischglocke ertönte. Die beiden zogen sich in ihre Zimmer zurück, um sich zur Tafel umzukleiden.

Schluß des ersten Bandes.

* Engelhorns *
Allgemeine Roman-Bibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
19. Jahrgang. • Band 22.

Der Schritt zur Liebe.

Roman in zwei Bänden von

Georges Ohnet.

Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Emmy Becher.

Zweiter Band.

Stuttgart 1903.
Verlag von J. Engelhorn.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Sechſtes Kapitel.

In einer kleinen grünen Mulde, die köſtlich beſpült wird von der blauen Flut des rauſchenden Meeres, liegt, ſeitwärts von der Landſtraße, die nach La Condamine führt, die „Lorbeervilla“. In dem Garten, der ſich abfallend bis ans Meer zieht, verſchlingen blühende Mimoſen, Roſen und Tamarinden ihre Zweige zu einem duftenden Schutzdach gegen die Sonnenſtrahlen. In einem kleinen Rundell mit ſandbeſtreutem Boden, das mit Korbſtühlen und Tiſch behaglich ausgeſtattet war, pflegte Annina arbeitend oder leſend ihre Tage zu verbringen, dort ſuchte und fand ſie der Vicomte, als er nach ſeiner Unterredung mit Saint-Yrieix von Monte Carlo zurückkam. Annina brauchte nur in ſein Geſicht zu ſehen, um zu wiſſen, daß ihm das Glück wiederum nicht günſtig geweſen war. Er gab ſich jetzt nicht mehr die Mühe, ihr gegenüber ſeine Stimmungen zu verbergen, und war nach Verluſten ſo finſter und gedrückt, als er fröhlich und übermütig heimkam, wenn er gewonnen hatte.

Mit reizender Sanftmut pflegte Annina ihn aufzuheitern, wenn er heruntergeſtimmt, ſich mit ihm zu freuen, wenn er übermütig war, obwohl ſie den tiefſten Abſcheu vor dem Spiel hegte und alles aufbot, um André davon abzuhalten. Sie liebte ihn ſo leidenſchaftlich, daß ſie ihn unaufhörlich vor ſich ſelbſt entſchuldigte und all ſeine Torheiten mit Geduld ertrug. Ohne ſie zu küſſen, warf er

ſich neben ihr in einen tiefen Lehnſtuhl und fragte gleichgültig, wie ſie den Tag zugebracht habe. Sie gab ihm lächelnd zur Antwort, daß ſie geleſen und geſtickt, aufs Meer hinausgeſchaut habe und daß zu ihrer großen Freude Frau von Préjean, die ſich vorübergehend in Monaco aufhalte, bei ihr geweſen ſei.

„Triſtan mochte ſie nicht begleiten," ſetzte ſie mit einem leiſen Seufzer hinzu, „aus Zartgefühl nicht, wie er behauptet. Das hat mir weh getan, denn ich habe ihn ſehr gern und würde mich ſehr gefreut haben, ihn wiederzuſehen."

„Da bin ich beſſer dran," ſagte Preigne. „Ich traf ihn im Kaſino."

„Und haſt ihn geſprochen?"

„Gründlich!"

„Ach?"

Annina warf einen beſorgten Blick auf André. Sie hatte jetzt vor ſo vielen Dingen Angſt, daß ſie ſich eigentlich immer in Gefahr fühlte. Für ihr Leben gern würde ſie gefragt haben, wovon zwiſchen ihnen die Rede geweſen ſei, wagte es aber nicht aus Furcht, ihn zu ärgern. Er beantwortete jedoch auch die ungeſprochene Frage.

„Ich weiß nicht, was Frau von Préjean ihm erzählt haben kann," ſagte er, „aber er ſcheint ſich große Sorgen um deine materielle Lage zu machen. . . . Haſt du Äußerungen getan, woraus ſie auf Geldmangel ſchließen konnte?"

Eine heiße Röte ſtieg in Anninas Wangen.

„Das trauſt du mir doch wohl nicht zu?" entgegnete ſie mit einer Gebärde der Abwehr.

„Nein, Liebſte, gewiß nicht, ich kenne ja deine Gleichgültigkeit Geldfragen gegenüber, ja, ich finde ſogar, daß du darin etwas weit gehſt . . ."

„Was willſt du damit ſagen?"

„Reden wir nicht davon! Das iſt ein Thema, das

zwiſchen uns überhaupt nicht berührt werden ſollte, und es war unrecht von mir, darauf anzuſpielen. Triſtan iſt ſchuldig daran . . . er ſprach ſozuſagen von nichts anderm als deinen Vermögensverhältniſſen. . . . Nun denn, dein Mann hat ja dein Vermögen in der Hand, und das iſt gut ſo! Es freut mich, daß er wenigſtens auf einem Gebiet dein Schuldner iſt."

Annina zog die Brauen zuſammen. Nichts war ihr ſo peinlich, als wenn die Rede auf Trélaurier kam, und ſoweit es in ihrer Macht lag, verſcheuchte ſie jede Erinnerung an ihn. Sie konnte ja nicht an ihn denken, ohne daß ſich ihr Herz ſchmerzlich zuſammengezogen hätte, Entfernung und Trennung ſchienen ſein Bild verklärt zu haben. Sie ſah ihn nicht mehr vor ſich wie ehemals, er war in ihren Augen gewachſen, hatte ſich verfeinert, veredelt. Das Spießbürgerliche in ſeinem Weſen war in der ſtolzen, verzweifelten Haltung während des Auftritts, der zum Bruch geführt hatte, untergegangen, es hatte ſich ihr ein Trélaurier gezeigt, den ſie nie geahnt hatte, den ſie vielleicht hätte lieben können, wenn ſie ihn gekannt hätte. Jedenfalls achtete ſie den Mann und war darauf bedacht, ihn gegen jede ungerechte Beſchuldigung in Schutz zu nehmen. Nie hatte ſie von ſeiten des Vicomte abfällige Bemerkungen ertragen, und André hatte mit feinem Takt alsbald begriffen, daß er beſſer tat, über den Gatten zu ſchweigen, der durch ſein Unglück in Vorteil gekommen war. Heute aber hatte ſich die vom Spielverluſt erregte ſchlechte Laune durch dringendes Geldbedürfnis geſteigert. Er hatte auf dem Rückweg vom Kaſino Triſtans Äußerungen über Anninas Vermögen hin und her überlegt, und die Vorſtellung, daß der reiche Bankier ihm das Geld ſeiner Frau vorenthalte, verſetzte ihn in Wut. Die Sache erſchien ihm als eine Unterſchlagung zu ſeinem Nachteil. Aber ſollte er es wagen, der jungen Frau zuzureden, daß ſie eine Abrechnung

von Trélaurier verlange? Und wenn er ſie nicht dazu bewegen konnte, in welch bedenkliche Lage würden ſie ſchließlich beide kommen?

Als ob ſie ſeine Gedanken leſen könnte, gab ſich auch Annina denſelben düſtern Betrachtungen hin wie der Geliebte, nur daß die ihrigen noch mehr Bitterkeit enthielten.

Es war ihr feſter Vorſatz, niemals mit André von Geldangelegenheiten zu ſprechen, ſie hielt dieſe Zurückhaltung für nötig, um die Harmonie ihrer Beziehungen nicht zu ſtören, ihre Würde zu wahren, und nun drängten die Umſtände unwiderſtehlich, das zu tun, wovor ſie ſich immer ſorgfältig gehütet hatte.

„Lieber Freund," begann ſie, „ich weiß nicht recht, wieviel mir noch geblieben iſt von meinem Vermögen. Genau wußte ich den Betrag nie, aber ich habe ſeit einem Jahr ſehr bedeutende Summen aus Paris bezogen, und zwar häufig. . . . Ich muß zuſammenrechnen, wie hoch ſie ſich belaufen, und dann zu erfahren trachten, wie es mit meinem Guthaben ſteht. Die einfache Rechtlichkeit, um von Zartgefühl gar nicht zu ſprechen, fordert ja, daß ich mich von Trélaurier nicht unterſtützen laſſe, um fern von ihm zu leben . . ."

„Unſtreitig richtig," ſtimmte André lächelnd bei. „Und an wen willſt du dich wenden, um dieſe Aufſchlüſſe zu erhalten?"

„Ja . . . ich könnte ja meinen Notar damit beauftragen, einen Herrn Hütin. Aber das würde Förmlichkeiten, Schreibereien und allerhand Weiterungen mit ſich bringen. Etwas glatt und einfach zu behandeln iſt nicht die Art dieſer Herren, und ſo glaube ich, daß es wirkſamer, klüger und namentlich einfacher wäre, mich an Vernaut, den Prokuriſten des Bankhauſes zu wenden."

„Eine vortreffliche Idee. Dabei wird die Öffentlichkeit vermieden, und du wirſt in kurzer Zeit einen genauen

Einblick in deine Lage erhalten. Wenn du aber nun augenblicklich Geld nötig hätteſt, wie würdeſt du dir's verſchaffen?"

„Ich habe ja ein Scheckbuch des Hauſes Barante."

„Was? Die Florentiner Bankiers marſchieren immer noch mit?"

„Sie galoppieren ſogar, wie mir ſcheint," verſetzte Annina mit einem matten Lächeln. „Sie haben jedenfalls vorzüglichen Kredit, denn wo wir auch hinkommen, iſt ihr Name Gold. Ich habe gar nicht den Mut, die Zahlen auf den Scheckkalons zuſammenzurechnen, mir graut vor der Summe!"

Andrés Geſicht drückte Erſtaunen aus.

„Ja, warſt du denn eine ſo tolle Verſchwenderin? Ich hatte dreihunderttauſend Franken bei mir, als ich Paris verließ ... allerdings ſind ſie in Florenz ſchnell flöten gegangen ... aber du, Annina, ich begreife gar nicht, wie du ſo viel verbraucht haben kannſt."

„Ich habe es dir gegeben, Liebſter," erwiderte ſie gelaſſen, „wie du mir das Deinige gegeben hatteſt."

Er ſchloß ſie in die Arme und küßte ſie zärtlich zum Dank für dieſe hochherzige Erklärung, die ſein Gewiſſen entlaſtete.

„Ach, ſeit ſechs Monaten verfolgt mich der Unſtern!" flüſterte er, Annina an ſich gedrückt haltend. „Ich muß für unſre Liebe büßen: das Glück im Spiel iſt von mir gewichen."

„Spiele nicht mehr, Andrés, dann wärſt du vollkommen! Dieſe Leidenſchaft iſt dein einziger Fehler, aber ein furchtbarer!"

„Ich werde ihn wohl oder übel ablegen müſſen," gab er mürbe geworden zu. „Es iſt ja zu dumm, immer und immer zu verlieren! Ach, wenn mir doch einmal wieder das Glück lächeln wollte! Vor unſrer Abreiſe war es mir ſo hold ..."

„Also habe ich dir Unglück gebracht?“ fragte Annina wehmütig.

„Als ob ich das je dächte,“ warf er mit zerstreuter Miene hin, während er sich im stillen sagte: „Und doch ist's wahr, daß ich seit der Zeit, daß sie mich liebt, unerhörtes Pech habe! Nicht ein einziger glücklicher Wurf, der die Reihe der Verluste unterbräche! Sollte das Sprichwort doch recht haben mit dem Glück in der Liebe und dem Unglück im Spiel? Zur Zeit der Marquise Courgiron war's ganz ebenso, ich mußte sie sitzen lassen, um wieder eine glückliche Hand zu haben, was dann ein ganzes Jahr lang der Fall war. Mit Annina fing's von neuem an, die beste Berechnung trügt, nicht ein einziges Mal kommt meine Farbe heraus! Man hätte wirklich denken können, der verdammte Bankhalter hätte falsche Karten vor sich, denn regelmäßig raffte er mein Geld zusammen. Es ist ja zum Teufelholen! Und nichts zu machen gegen diese Ausbeutung!“

Er steckte eine Zigarette an und blies mit bekümmertem Gemüt Rauchringe in die Luft. Ein Wort seines Kammerdieners Artur wollte ihm seit heute früh nicht aus dem Sinn. Der Schlingel hatte sich diesen Morgen beim Ankleiden eine ganze Weile herumgedrückt, die Kleidungsstücke bald so, bald anders gelegt, um schließlich anzuheben: „Ich muß mir ein Herz fassen und dem Herrn Vicomte anvertrauen, was mich seit gestern abend umtreibt ... ich weiß ja, daß der Herr Vicomte mich nicht verraten werden. Es handelt sich nämlich um folgendes: ein Italiener, der bei fürstlichen Herrschaften als Kurier in Diensten steht, kam in ein kleines Café, wo Dienerschaft von Stand sich zu treffen pflegt, und als ich mich über das furchtbare Pech beklagte, das mich seit längerer Zeit verfolgt ...“

„Sie auch, Meister Artur?“ konnte sich der Vicomte nicht enthalten einzuwerfen.

„Jawohl, gnädiger Herr,“ sagte Artur demütig. „Das

Glück macht keinen Unterſchied zwiſchen Herrn und Diener. Entſchuldigen der Herr Vicomte, daß ich mich ſo ausdrücke ..."

„Schafskopf! Ich würde es namentlich entſchuldigen, wenn Sie mir ein Mittel angeben wollten, wie dem verdammten Pech abzuhelfen wäre!"

Artur zwinkerte mit den Augen und machte ſein unterwürfigſtes Geſicht.

„Dieſes Mittel, das hat mir der Italiener gerade gegeben. Man kann in den nächſten Tagen Hunderte und Tauſende gewinnen ... man müßte nur die Zeit benützen, bis das Geheimnis entdeckt wird."

„Etwas deutlicher, wenn ich bitten darf."

„Jawohl, Herr Vicomte. Es ſcheint — wenigſtens behauptet's der Italiener — daß einer von den Roulettetiſchen ein wenig geſchwunden iſt ... er iſt nicht mehr vollſtändig im Gleichgewicht, ſo daß die Kugel unter ſechs Fällen fünfmal auf die gleiche Seite läuft. Dadurch kommen gewiſſe Nummern ungewöhnlich häufig heraus, und man muß, wenn man dieſe kennt, mit mathematiſcher Sicherheit gewinnen. Das wird vielleicht kaum acht Tage ſo bleiben, aber dieſe acht Tage können einträglich werden. Läßt man dabei die Bank von Zeit zu Zeit wieder ausſchnaufen, das heißt, hütet man ſich, ſie zu ſprengen, ſo kann man ganz ſachte herbeiführen, daß ſie dauernd und reichlich auspacken muß. Das Schlimme iſt nur, daß man dem Italiener tauſend Franken zahlen muß, wenn man wiſſen will, welcher Tiſch es iſt und nach welcher Seite er ſich neigt ... und dieſe tauſend Franken, die habe ich eben nicht! Wenn den Herrn Vicomte ſein gutes Herz triebe, ſie mir vorzuſtrecken ... ach, morgen abend ſchon würde ich ſie dem Herrn Vicomte heimzahlen ..."

„Schurke! Das iſt ja Diebſtahl! Sie wagen ſich damit an mich zu wenden ..."

Blaß vor Wut, hatte er dem bestürzten Artur die Türe gewiesen, seit heute früh aber waren ihm die Mitteilungen des Burschen unaufhörlich wieder in den Sinn gekommen. Dieser geschwundene Roulettetisch war ja im Grund genommen doch nur eine Wirkung des Zufalls. Er kannte ihn nicht und niemand hatte ihm den Tisch bezeichnet, was hinderte ihn denn, ihn zu suchen, ihn auf eigene Faust zu suchen? Und wenn er ihn ausfindig machte.... Er schämte sich vor sich selbst und ein verächtliches Lächeln zuckte um seine Lippen. Er, André von Preigne, der vornehme Spieler, berühmt durch die Haltung, die er in Glück und Unglück bewahrte, der seine Karten offen hinlegte und ohne mit der Wimper zu zucken in einer Nacht Summen von dreihunderttausend Franken verlor oder gewann, er sollte sich mit kleinen Schwindeleien abgeben? War es schon dahin gekommen mit ihm? Seufzend erinnerte er sich eines Ausspruchs des alten Barons von Croix-Mort über die Nachsicht, womit der Spieler den Mogler beurteile, „als ob jeder Spieler in einem geheimen Winkel seiner Seele fühlte, daß auch für ihn der Augenblick kommen kann, wo er sich zum Mogeln hinreißen läßt".

„Nein, nein! Ich werde es nicht meinem Bedienten gleichtun," dachte der Vicomte, sich stramm aufrichtend.

Er warf die Zigarette weg, und da er sah, daß ihn Annina, etwas beunruhigt über sein langes Schweigen, beobachtete, gab er ihr den Arm und führte sie zärtlich und verliebt langsam den gewundenen Fußpfad entlang, der sich zwischen blühenden Mimosen und Lorbeersträuchern bis ans Meer schlängelte. Abends gegen neun Uhr ließ er sie wieder allein, um zu Wagen nach dem Kasino zurückzukehren. Langsam wanderte er durch die Rouletteſäle, alle Tische aufmerksam prüfend. Die Behauptung des Italieners beschäftigte ihn und wider Willen regte sich die Neugier, sie auf ihre Richtigkeit zu prüfen. An den ersten fünf Tischen

entdeckte er nichts Ungewöhnliches, die Treffer verteilten ſich auf die ganze Reihe der ſechsunddreißig Nummern, am ſechſten aber wurde er plötzlich ſtutzig. Die Tafel ergab ein bedeutendes Übergewicht der Nummern von zwölf bis vierundzwanzig, er blieb ſtehen — ſollte das der Tiſch ſein, den der Italiener im Sinn hatte?

Eine gewiſſe Erregung ergriff ihn angeſichts dieſes Tiſches, der den Spielern eine ſo geheimnisvolle Ausſicht auf Gewinn bot. Er war keineswegs umdrängt und das Spiel lief flau, keiner von den Pointierern ſchien zu ahnen, welch ſeltene Gelegenheit ſich bot, das Glück zu zwingen. André verfolgte das Rollen der Kugeln. Siebzehn kam heraus, dann zwölf, dann fünfzehn, alles Nummern derſelben Serie. Einer von den Croupiers, der ihn als Stammgaſt des hohen Trente-et-Quarante kannte, wagte mit verbindlichem Lächeln zu ſagen: „Wird der Herr Vicomte uns nicht auch einmal die Ehre ſchenken? Freilich für den Herrn Vicomte nur ein Kinderſpiel . . .“

Dieſe Aufforderung trieb André zum Entſchluß; es ſtieg ihm heiß vom Kopf zum Herzen.

Die Brieftaſche herausziehend, ſagte er, wie um ſeine Bedenken abzuwehren: „Schließlich warum denn nicht?“

Er legte zwei Tauſendfrankenſcheine auf die zweite Kolonne. Achtzehn kam. Er ſteckte den Gewinn ein und ließ den Einſatz liegen.

„Noch einmal gewonnen, Herr Vicomte!“ ſagte der Croupier, der ſich etwas darauf zu gut tat, einen guten Rat erteilt zu haben.

André nahm die Scheine und knüllte ſie zuſammen. Es wurde ihm ſchwarz vor den Augen und er hörte eine innere Stimme „Dieb!“ rufen. Das war ein unleidliches Gefühl, und raſch warf er das Bündel gewonnener Scheine auf Rot. Schwarz gewann. Mit unſäglicher Erleichterung ſah der Vicomte das unrecht erworbene Gut

verſchwinden. Er machte eine raſche Bewegung, die ſich der Croupier als Zeichen der Unzufriedenheit auslegte.

„Ach, Herr Vicomte," raunte er ihm zu, „Sie hätten auf Schwarz bleiben ſollen . . ."

Er hörte nicht hin, ſondern wandte ſich dem Saal des Trente-et-Quarante zu, wo er in einer Stunde krampfhafter Verſuche, das Glück zu erzwingen, alles auf den Tiſch legen mußte, was er an Geld bei ſich hatte. Als er in der lauen, ſternfunkelnden Nacht heimwärts ging, den Rauch der Zigarette in die linde, duftige Abendluft blaſend, faßte er ſeine Erfahrungen und Eindrücke in den Gedanken zuſammen: „Du biſt ein Schwächling, mein Junge. Du weißt dir die Umſtände nicht zu Nutze zu machen, ſchlägſt dich mit deinem Gewiſſen herum, ſtatt das reißende Tier zu bekämpfen, den Drachen, Bank genannt. Rein zum Auslachen biſt du, und dabei bildeſt du dir ein, zum Kampf ums Daſein gewappnet zu ſein! Wenn dir einer heimlich eine diplomatiſche Neuigkeit anvertraute, wodurch von heute auf morgen der Kurs der Rente um zehn Prozent fallen müßte, würdeſt du auch Bedenken tragen, deine Wiſſenſchaft zu brauchen, um dir im Handumdrehen ein Vermögen zu machen? Und doch würde das Geld, das dir dabei zufiele, aus den Taſchen weniger gut unterrichteter Leute ſtammen, und du hätteſt ihre Unkenntnis zu deinem Vorteil mißbraucht. Was iſt denn für ein Unterſchied zwiſchen einer ſolchen vertraulichen Mitteilung und der Entdeckung, daß der Roulettetiſch nach einer Seite hängt? Nicht der geringſte! Und du haſt deinen Gewinn weggeworfen! Weshalb? Weil es im Spiel nicht für anſtändig gilt, Geheimniſſe auszunützen, während beim Börſenſpiel die Spekulation mit Geheimniſſen gang und gäbe iſt. An der Börſe darf man alſo andre Spieler beſtehlen, am grünen Tiſch nicht? Was für Feinheiten! Iſt es nicht hier wie dort das nämliche? Vicomte, du biſt ein

Schwachkopf und vermagst dich nicht über Vorurteile hinwegzusetzen!"

Er stampfte zornig mit dem Fuß auf.

„Nennen wir doch das Kind beim rechten Namen," fuhr er in seiner Betrachtung fort, „ich wollte ganz einfach nicht tun, was mein Bedienter tut. Nicht aus Zartgefühl bin ich davor zurückgeschreckt, sondern aus Hochmut!"

Unter diesen philosophischen Erwägungen war er bei der Lorbeervilla angelangt. Er schloß die Gartenpforte auf und trat ein, wobei er bemerkte, daß aus Anninas Zimmer ein breiter Lichtstrahl in die Dunkelheit fiel. Die junge Frau saß wie jeden Abend wartend auf, bis er heimkam, und er schämte sich, sie immer allein zu lassen, um draußen sinnlos sein Geld zu verlieren. Waren seine Taschen leer, so regte sich sein Gewissen, er machte sich Vorwürfe und nahm sich vor, Annina für alles Leid zu entschädigen, das er ihr schon zugefügt hatte. Er zeigte sich zärtlich, liebenswürdig, verliebt, und am andern Tag trug er Anninas Brief an Vernaut selbst zur Post.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Drei Tage darauf, als Annina nachmittags an ihrem schattigen Plätzchen im Garten saß, ohne sonderliche Spannung einen neuen Roman lesend und immer wieder auf die herrliche Bucht gegen Villafranca hinausblickend, kam Zoë eilig herbeigeflogen.

„Gnädige Frau . . . Herr Vernaut fragt an, ob er Sie sprechen kann . . ."

Eine heiße Blutwelle stieg der jungen Frau ins Gesicht; unwillkürlich stand sie auf und machte ein paar Schritte, als ob sie dem Besucher entgegeneilen wolle, dann blieb sie plötzlich stehen.

„Herr Vernaut ist allein?"

„Ja, gnädige Frau. Er wartet vor dem Haus. Er

wollte nicht nähertreten, ehe er wisse, ob die gnädige Frau ihn empfangen werde."

„Führen Sie ihn hierher."

Zoë trippelte davon und Annina hörte sie in der Entfernung zwitschern: „Wenn Herr Vernaut sich in den Garten bemühen wollen . . ."

Ein fester Schritt knirschte auf dem Kies des Gartenwegs und Trélauriers Freund erschien. Er verbeugte sich respektvoll, innerlich bewegt vor der jungen Frau, und die Jungfer zog sich zurück. Annina blickte zitternd, von Angst erfaßt zu Vernaut auf, sie wollte sprechen, fand aber die Worte nicht, und eine körperliche Schwäche wandelte sie an, so daß sie am Umsinken war. Sie setzte sich, wies dem Besucher einen Stuhl neben dem ihrigen an und sagte, endlich die Beklommenheit überwindend: „Ich bin zu glücklich, Sie zu sehen, Herr Vernaut, will aber hoffen, daß Sie nicht meinetwegen diese Reise gemacht haben?"

„Doch, gnädige Frau, nur um Ihretwillen bin ich hier. Ich hätte Ihre Anfragen ja schriftlich beantworten können, aber in einem Bankhaus muß jede Antwort auf einen Geschäftsbrief, und der Ihrige war ein solcher, kopiert werden. Wir wollten indes nicht, daß die Verhandlungen zwischen Ihnen und uns irgendwelche Spuren hinterließen . . ."

Bei diesem „wir" hatte Annina aufgeblickt; gleich in den ersten Worten tat sich ihr die Persönlichkeit des Gatten kund; er mußte also auch das Abkommen mit dem Florentiner Bankhaus veranlaßt haben, daran war gar nicht zu zweifeln. Und wenn Vernaut hier neben ihr saß, so geschah es auf Trélauriers Wunsch, und jedes Wort, das ihr der Bevollmächtigte zu sagen haben würde, kam eigentlich aus seinem Mund. Sie wollte aber nicht den Eindruck erwecken, als ob sie vor der Peinlichkeit dieses Punktes zurückschrecke.

„Herr Trélaurier hat ſich perſönlich mit dieſer Angelegenheit beſchäftigt?“ ſagte ſie.

„Gewiß, gnädige Frau, wie mit den Angelegenheiten all unſrer Klienten . . .“

Vernaut bemerkte ein leichtes Zucken der jungen Frau beim Wort Klienten, das ihr jetziges Verhältnis zu Trélaurier ſo ſcharf hervorhob, und er ſetzte raſch hinzu: „Ich brauche Ihnen wohl kaum zu ſagen, daß Ihre Intereſſen allen andern vorgehen, namentlich ſeinen eigenen.“

Ihre Augen füllten ſich ſofort mit ſchimmernden Tränen, und ſie ſagte ſanft und traurig: „Ich kenne ja ſeine großmütige Güte.“

Nach kurzem Schweigen fragte ſie zaghaft: „Wie befindet er ſich denn? Es wäre mir tröſtlich, ihn geſund zu wiſſen . . .“

Eine Handbewegung Vernauts billigte ihr Verlangen.

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau, er iſt jetzt ganz wohl. Vor einigen Monaten war er allerdings ſehr krank, ſo krank, daß wir für ſein Leben fürchten mußten, aber er iſt ja kräftig und elaſtiſch, ſo hat er die Krankheit überwunden und wir konnten ihn, Gott ſei's gedankt, wieder aufs trockene bringen.“

„Auch Ihnen gebührt mein Dank, wie ich ſehe,“ verſetzte Annina. „Wie gut von Ihnen, daß Sie ihn gepflegt haben.“

„Er hatte ja niemand mehr als mich,“ erwiderte Vernaut geſenkten Blicks mit gedämpfter Stimme, „der ihm dieſen Dienſt hätte leiſten können. So habe ich denn mein möglichſtes getan.“

Annina ſchwieg, innerlich unſchlüſſig. Nach einer Weile aber fragte ſie; „Spricht er dann und wann von mir?“

„Es vergeht kein Tag, ohne daß zwiſchen uns von Ihnen die Rede wäre.“

„Und er nennt mich nicht mit allzuviel Bitterkeit?“

„Er ſpricht von Ihnen mit tiefem Schmerz, der nie enden wird."

„Er flucht mir alſo nicht?"

„Trélaurier hat Sie zu ſehr geliebt und iſt eine zu großmütige Seele, um anders als mit troſtloſem Mitleid Ihrer zu gedenken. In ſeinem Gefühl für Sie hat ſich nichts geändert, ſeine Zärtlichkeit iſt ſich gleich geblieben, und ſein Vermiſſen auch. Er ſpricht von Ihnen ſtets wie von einer geliebten Frau, die er verloren hätte und bis zu ſeiner letzten Stunde beweinen würde. In Ihren Zimmern iſt alles geblieben, wie es am Tag Ihrer Abreiſe war, bei Tiſch wird Ihr Gedeck aufgelegt, als ob Sie jeden Tag heimkommen und ſich an Ihren Platz ſetzen könnten. Die Dienerſchaft hat Befehl, Beſuchen, die nach Ihnen fragen, den Beſcheid zu geben, daß Sie verreiſt ſeien, aber bald zurückerwartet würden. Der Welt gegenüber hat er dem Gerücht, daß Sie bei Ihrer Tante in Schloß Fondettes ſeien, Glauben zu ſchaffen gewußt. Man nimmt an, daß Sie nervenleidend ſeien, und denen, die ſich von dieſer Lüge nicht täuſchen laſſen, legt Trélaurier durch ſeine ſichere Haltung Schweigen auf. Soweit es an ihm liegt, iſt demnach Ihr Ruf unangetaſtet geblieben, er hat kein Gerede über Sie aufkommen laſſen. Nachdem er Sie nicht mehr ſehen, nicht mehr mit Liebe umgeben durfte, wollte er Sie wenigſtens aus der Ferne beſchützen und verteidigen. Das war ja alles, was er noch für Sie tun konnte, und er hat, wie es bei ihm Brauch iſt, all ſeine Güte und all ſeine Kraft an dieſe Aufgabe geſetzt."

Annina, die bei dieſen ihr ſo ganz unerwarteten Aufſchlüſſen leichenbleich geworden war, fragte bebend: „Hofft er denn, daß ich zu ihm zurückkehren werde?"

„Nein, gnädige Frau," verſetzte Vernaut ernſt. „Er ſchätzt Sie noch zu hoch, um anzunehmen, daß Sie einen mit ſo grauſamem Eigenwillen gefaßten Entſchluß nicht

durchführen könnten. Er glaubt nicht, daß Sie um einer vorübergehenden Laune willen ſein Leben zerſtört hätten. Er kennt Ihren Stolz, der es Ihnen unmöglich machen wird, je freiwillig umzukehren auf dem Weg, den Sie betreten haben. Sie verließen die Pflicht, um der Liebe willen — er hofft, daß die Liebe Ihnen Erſatz bieten wird für alles, was Sie ihr geopfert haben."

Annina ſenkte das Haupt. Es war ihr, als ob Vernaut mit dieſen wenigen Worten ihr Urteil geſprochen hätte. Ja, er ſprach wahr: ſie war verurteilt, nie wieder den Schritt rückwärts zu lenken, wollte ſie nicht den kläglichſten und demütigendſten Widerruf auf ſich nehmen. Sie war der Ehe — Vernaut ſagte der Pflicht — entwichen, um die Liebe zu ſuchen, nun forderten ihre Würde, ihre Ehre, daß ſie fortfuhr, der Liebe zu leben — oder daran zu ſterben. Es gab für ſie nur zwei Möglichkeiten, leben oder ſterben durch die Liebe, und Trélaurier ſelbſt dachte ſo und ließ es ihr kund tun. Er ſelbſt gab die Möglichkeit nicht zu, daß eine Niederlage des Herzens ſie zu ihm zurückführen könnte, denn er kannte ſie als zu ſtolz, um ſich vor dem Manne zu demütigen, den ſie ſo ſchwer gekränkt hatte. Er beweinte ſie zärtlich, troſtlos, ſehnſüchtig, er wollte, daß man ihr die Achtung bewahre. Aber dieſe Tränen und dieſe Fürſorge für ihren Ruf waren ein Zoll, den er ſeiner Schwachheit als Mann und Gatte bezahlte. Er hatte die Kraft nicht, ſie zu haſſen, er ertrug es nicht, ſie mißachtet zu wiſſen, aber er wußte, daß ſie ihm vollſtändig und auf ewig verloren war. Was er ihr noch an Rückſicht, an Huldigung erwies, das waren Blumen, die man auf ein Grab legt.

Annina ſtrich ſich langſam mit der Hand über die Stirn, als ob ſie das Bild verſcheuchen wolle, das vor ihr aufgetaucht war, das Bild des ſchönen friedlichen Hauſes voll Sicherheit, voll Behagen, das ſie an einem Tag wahn-

ſinniger Verblendung verlaſſen hatte. Sie blickte um ſich her auf den Garten voll Blüten, das blaue Meer unter ihr und das kleine alltägliche Haus in ihrem Rücken, das vor ihr ſchon ſo viele bewohnt hatten, das, wenn ſie eines Abends abreiſte, am nächſten Tag von andern bewohnt ſein würde. Es erſchien ihr wie ein Sinnbild ihres gegenwärtigen Lebens, eines Lebens, das, wie Vernaut ihr zu verſtehen gab, für immer in gleicher Unſtetheit und Unklarheit dahinfließen mußte. Sie erſtickte einen Seufzer. Der Gegenſatz von einſt und jetzt war furchtbar, aber hatte ſie es nicht ſo haben wollen? Hatte ſie nicht, was ſie begehrt, Freiheit in der Liebe? Sie raffte ſich auf, um ihrer Gedanken Herr zu werden, denn ſie ſcheute davor zurück, Vernaut etwas merken zu laſſen von ihrem inneren Kampf. Ihren Blick zur Stetigkeit zwingend, nahm ſie das Geſpräch wieder auf.

„Sie ſind alſo hierher gekommen, um Geſchäftliches mit mir zu verhandeln, Herr Vernaut?“

„Ja, es lag mir daran, Ihnen all die Aufklärungen zu geben, die Sie in dem Brief, womit Sie mich beehrt haben, verlangen. Iſt es Ihnen gefällig, mir Gehör zu ſchenken?“

„Ganz gewiß, falls die Sache nicht zu verwickelt iſt für mein Verſtändnis!“

„Sie iſt außerordentlich einfach.“

Damit zog er eine Anzahl Schriftſtücke aus der Bruſttaſche und ordnete ſie auf dem ländlichen Gartentiſch, worauf auch Anninas Buch lag.

„Ihr Beibringen in die Ehe, gnädige Frau, beſtand in zwölfmalhunderttauſend Franken in Wertpapieren und einer Ausſteuer im Wert von ſechzigtauſend Franken. Die zwölfhunderttauſend Franken, die Ihr Eigentum ſind, da Sie nicht auf Gütergemeinſchaft geheiratet haben, wurden von Ihrem Gatten in der Bank niedergelegt und befinden ſich noch dort . . .“

„Aber," fiel ihm Annina in die Rede, „von dieſen zwölfhunderttauſend Franken habe ich alſo nur die Zinſen?"

„Ganz richtig, gnädige Frau, ſiebenundvierzigtauſend Franken Jahreszinſen. . . . Wenn Herr Trélaurier in der Lage geweſen wäre, die Summe in der Bank arbeiten zu laſſen, würde ſie ſich gewiß verdoppelt haben, er hielt ſich aber ſtreng an die Beſtimmungen des Ehevertrags. Folglich haben Sie jährlich in runder Summe fünfzigtauſend Franken zu Ihrer Verfügung, die Ihr Eigentum ſind, die Sie aber nicht ohne Unterſchrift Ihres Ehemanns erheben können."

„Ja, woher kommt aber dann das Geld, das ich ſeit einem Jahr durch das Bankhaus Barante beziehe?"

„Vom Haus Trélaurier," verſetzte Vernaut kühl.

„Von meinem Mann? Mit dem Geld meines Mannes habe ich . . ."

Sie vollendete den Satz nicht. Ein Zittern durchlief ihren ganzen Körper, und ſie ſchwankte, ſo unerträglich dünkte ſie die grauenvolle Wahrheit. Vernaut tat, als ob er ihre Leichenbläſſe nicht bemerke, und fuhr in ſeinen Erklärungen fort.

„Sie haben am Tag vor Ihrer Abreiſe die Summe von einhundertundfünfzigtauſend Franken bei der Bank erhoben und die Ihnen von Silveſtri & Barante in Florenz ausbezahlten Summen belaufen ſich auf achthundertunddreißigtauſend Franken. Sie haben demnach neunhundertundachtzigtauſend Franken von uns bezogen, worüber ich Ihnen die vom Hauſe Trélaurier eingelöſten Schecks vorlegen kann."

„Aber es war nie meine Abſicht, die Schuldnerin meines Mannes zu werden," rief Annina ſchaudernd. „Es liegt mir alles daran, das heimzuzahlen; ich will ihm nichts ſchuldig werden! Der Gedanke, ihn auch nur um einen Franken zu ſchädigen, wäre mir rein unerträglich."

„Machen Sie doch nicht ſo viel Weſens, gnädige Frau, wegen ein paarmal hunderttauſend Franken," verſetzte Vernaut wehmütig lächelnd. „Sie haben Trélaurier ganz anders geſchädigt. Wenn es in ſeiner Macht geſtanden hätte, Ihr Herz mit Gold zurückzukaufen, ſo wäre er heute ein armer Mann, aber ein glücklicher."

„Ach, Sie müſſen mich recht verſtehen, Herr Vernaut. Daß Geld in dem Verhältnis zwiſchen meinem Manne und mir eine Rolle ſpielen ſoll, bringt mich in eine ſchiefe Lage, gegen die mein Herz ſich empört. Ich konnte meinen Gatten verraten, ausbeuten will ich ihn nicht! Sie müſſen mir das nachfühlen! Es iſt ein unerträglicher Gedanke, daß mein Mann mir gegenüber eine derartige Freigebigkeit bewieſen haben ſoll, während ich . . ."

Sie ſchlug die Hände zuſammen und rief empört: „Dieſe Großmut iſt ſchimpflich für mich! Sie erniedrigt mich zur Dirne!"

„Gnädige Frau," entgegnete Vernaut ungerührt, aber achtungsvoll, „Sie verkennen meinen Freund gänzlich. Sie ſchieben ihm Gedanken unter, die er nie gehabt, Abſichten, die er nie gehegt hat. Als Sie Geld nötig hatten, ſtellten Sie Schecks auf ſein Haus aus, und er hat ſie bezahlt. Was würden Sie geſagt haben, wenn er die Zahlung verweigert hätte, die Gefühle vorausgeſetzt, die Sie in dieſem Augenblick kundgeben? Würden Sie ihn nicht der Unredlichkeit geziehen haben? Hätten Sie nicht gedacht, er mißbrauche Ihre Abweſenheit, um Ihnen Ihr Vermögen vorzuenthalten? Oder daß er aus Rache für das Leid, das Sie ihm angetan haben, den Verſuch mache, Ihnen die Mittel zum Leben abzuſchneiden? Er hat gehandelt, wie ſein Herz, ſeine Vernunft und, ich muß dabei beharren, ſein Zartgefühl es ihm vorſchrieben. Ich füge hinzu, daß er das nie bereuen und an ſeiner Auffaſſung feſthalten wird, mögen Sie ihn beurteilen wie Sie wollen."

Annina ſaß mit geſenkter Stirn da, die Augen ſtarr zu Boden geheftet. Vernauts letzte Worte hatten ihr vollends zum Bewußtſein gebracht, wie unbedacht und leichtfertig ihre Handlungsweiſe in dieſem Jahr geweſen war. Sie zeigte ihr auch mit unerbittlicher Klarheit den Unterſchied zwiſchen dem Verfahren ihres Gatten und ihrem eigenen. Wie er ſie ſittlich und materiell überragte, der großmütige, edle Trélaurier! Turmhoch ſtand er über ihr! Alle Möglichkeiten der Rache, die ihm in die Hand gegeben waren, hatte er verſchmäht, aus Rückſicht auf Annina. Verlaſſen, entehrt, tödlich verwundet widmete er ſeine Fürſorge nur der ungetreuen, ehrloſen, vergötterten Mörderin ſeines Glücks, und nur eine zufällige geſchäftliche Unterredung ſetzte ſie davon in Kenntnis....

Nein, wenn ſie im Lauf dieſes Jahres auch nur ein einziges Mal ernſtlich nachgedacht hätte, müßten ihr ſeine Großmut und ſeine Schonung von ſelbſt klar geworden ſein. Sie mußte wirklich in einem Zuſtand geiſtiger Umnachtung, ſinnlicher Verwirrung dahingelebt haben, um nicht ein einziges Mal an das Rätſel ihrer vom Gatten ſo reichlich geſicherten äußeren Exiſtenz gedacht zu haben. Und nun, da ſie wußte, was er für ſie getan, war es zu ſpät. Vernaut ſelbſt erklärte ihr, daß ſie nicht in der Lage ſei, die eingegangene Schuld abzutragen, ſich reinzuwaſchen von der Schmach, mit dem Geliebten auf Koſten des Gatten gelebt zu haben. Ruhiger geworden, wollte ſie jetzt der Sache auf den Grund gehen und von Vernaut genau erfahren, womit ſie von nun an zu rechnen hätte.

„Ihre Erklärungen ſind vollkommen deutlich, Herr Vernaut, und ich begreife jetzt, daß ich meinem Mann bedeutende Summen ſchuldig geworden bin. Helfen Sie mir, bitte, überlegen, wie dieſe Schuld abgetragen werden kann. Ich will Ihnen Vollmacht geben, meine Papiere zu ver-

kaufen, dann mag er von dem Erlös ſein Guthaben abziehen und das übrige mir zuzuſtellen die Güte haben.“

„Was Sie da vorſchlagen, iſt unausführbar, gnädige Frau,“ verſetzte Vernaut ohne Zögern. „Selbſt wenn Herr Trélaurier über Ihre Mitgift verfügen wollte, wäre er nach dem Geſetz zum Erſatz verpflichtet, und es wäre, als ob er das Geld aus einer Weſtentaſche in die andre ſteckte. Er iſt ein zu guter Geſchäftsmann und ein viel zu gewiſſenhafter Menſch, um Ihnen und Ihrer Familie gegenüber das Unrecht auf ſich zu laden, daß er Sie Ihr Vermögen hätte vergeuden laſſen. Das wäre mit ſeinem Charakter unvereinbar und würde niemand glaubhaft erſcheinen, auf dieſen Gedanken müſſen Sie ſomit verzichten.“

„Ich ſoll mich alſo darein ergeben,“ rief Annina leidenſchaftlich, „wider meinen Willen Schuldnerin des Hauſes Trélaurier zu bleiben?“

„Wenn es Ihnen beliebt, dieſe Schuld heimzuzahlen, ſo ſteht dem nichts im Wege, nur die vorhin angegebene Art und Weiſe iſt nicht annehmbar.“

„Sie wiſſen ſehr wohl, daß es eine andre Möglichkeit nicht gibt,“ ſagte Annina in ſteigender Erregung.

„Warum nicht? Sie ſind ja in Monte Carlo! Der grüne Tiſch kann Ihnen zurückgeben, was er verſchlungen hat!“

Das war die erſte Anſpielung auf des Vicomtes Anteil an Anninas Verſchwendung, und dieſe ertrug ſie nicht. Seit einer Stunde war Vernaut im Vorteil über ſie geweſen, jetzt richtete ſie ſich hoch auf in ſchmerzlicher Bewegung.

„Bezahlen werde ich, gleichviel, wie ich es möglich mache.“

Vernaut verbeugte ſich ſchweigend; er begriff, daß die Unterredung damit beendigt und Annina keinem weiteren Wort zugänglich war. Er faltete ſeine Papiere zuſammen, ſteckte ſie in die Taſche und ſagte, Abſchied nehmend: „Um noch einmal alles zuſammenzufaſſen, gnädige Frau,

möchte ich bemerken, daß Sie jedenfalls über die fünfzigtauſend Franken Jahreszins aus Ihrem Vermögen verfügen können, falls Sie wirklich den Ihnen jeder Zeit offenen Kredit beim Hauſe Trélaurier nicht länger in Anſpruch nehmen wollen. Ich werde Auftrag geben, daß ſie Ihnen regelmäßig vierteljährlich ausbezahlt werden."

Damit verbeugte er ſich und wollte gehen. Sie aber neigte traurig den Kopf, und da ſie ſich inzwiſchen geſammelt und beruhigt hatte, gab ſie ihm das Geleite bis zur Gartentür. Als ſie das Pförtchen erreicht hatten, blieb ſie ſtehen; ihre Lippen bewegten ſich, als ob ſie ſprechen wolle, und Vernaut wartete, ſelbſt tief bewegt. Aber der Stolz gewann die Oberhand in Annina, mit einer verabſchiedenden Handbewegung brachte ſie nichts heraus als die Worte: „Ich danke Ihnen!"

Vernaut ſah die junge Frau vorwurfsvoll an, ſchüttelte betrübt den Kopf und ſtieg in den Wagen, der ihn hergebracht hatte.

Annina kehrte allein unter das grüne Laubdach zurück, wo ſo ſchwerwiegende Worte ausgetauſcht worden waren. Sie ſelbſt kam ſich verwandelt vor ſeit der Ankunft von Trélauriers Freund, eine ſchwere Laſt bedrückte ihr Gewiſſen, das Gefühl der Freiheit, der Kraft, der Selbſtgewißheit war von ihr gewichen. Zum erſten Male war ſie genötigt geweſen, mit den nüchternſten Lebensbedingungen zu rechnen, und ſie ging etwas verwundet aus dieſer Prüfung hervor. Wenn ſie ſich ſtatt mit Trélaurier mit einem andern auseinanderzuſetzen gehabt hätte, ſo würde ihre Handlungsweiſe, das konnte ſie ſich nicht verhehlen, eine unheilvolle Liquidation zur Folge gehabt haben. Oder aber ihre Geldforderungen würden vom erſten Tag an abgewieſen worden ſein, und die beſchränkte Lage, die ihr von nun an bevorſtand, wäre von Anfang an ihr Teil geweſen.

Auf demſelben Platz ſitzend, wo ſie Vernaut empfangen

hatte, ging ſie in Gedanken alles noch einmal durch, was er ihr geſagt hatte, ſuchte all die ernſten, klugen, ehrenhaften Worte in ihrem Geiſt zu ordnen. Das erſte, was ſich klar und deutlich aus dem Wirrſal in ihrer Seele abhob, war die Tatſache, daß ſie in Jahresfriſt nahezu eine Million verbraucht hatte. Wie und wozu, das fragte ſich Annina mit Beſtürzung. Sie hatte allerdings ein koſtſpieliges Leben geführt und die ganze Zeit ihrem Geſchmack an Behagen und Luxus Opfer gebracht; Wohnung, Wagen, Pferde, kurz der ganze Haushalt war ſtets vom feinſten Zuſchnitt geweſen. Aber eine Million! Ein Schatten glitt in ihre Augen und das ſchöne Geſicht verdüſterte ſich. Das, was ſie André hatte nehmen laſſen, mußte den furchtbaren Unterſchied zwiſchen ihrer Lebensführung und dem ungeheuren Aufwand ausmachen, deſſen Vernaut ſie anklagte.

Nicht einen flüchtigen Augenblick empfand ſie Reue darüber, dieſe Ausbeutung geduldet zu haben, das einzige, was ihr das Herz ſchwer machte, war der Gedanke, daß es ihr von jetzt an nicht mehr möglich war, ihre offene Schublade jeder Laune des Geliebten zu überlaſſen, und daß ſie ihm die Notwendigkeit von Einſchränkungen begreiflich machen mußte. Sie urteilte nicht über André, dazu hatte ſie ihn viel zu lieb. Sie würde ja ihr Herzblut für ihn gegeben haben; was lag dann daran, daß er ihr Geld verſchwendete? Das war in den Augen der verliebten Frau eine Kleinigkeit, und wenn ſeine Liebe im ſelben Maß mit ihren Opfern wachſen ſollte, ſo wäre ſie fähig geweſen, Ströme von Gold in ſeine Hände zu lenken. Aber ſie war ja mit einem Schlag arm geworden, denn für ſie, die nicht zu rechnen verſtand, bedeutete ein Jahreseinkommen von fünfzigtauſend Franken das Elend. Und von neuem nach dem Scheckbuch greifen, das ihr die Reichtümer des Hauſes Trélaurier zur Verfügung ſtellte, das wollte ſie nicht, nein, ſie war feſt entſchloſſen, ſich deſſen zu enthalten.

„Nur Mut," ſagte ſie ſich. „Wir müſſen eben ſparen lernen! André wird mir dieſes Opfer bringen, es iſt ja das erſte, das ich von ihm verlange. Wie ſollte er nicht glücklich ſein, ſeine Liebe beweiſen zu können? Er wird ſich alle Mühe geben, vernünftig zu werden, wird nicht mehr ſpielen oder doch mit mehr Maß. Die Zeit, die er an den Baccarat- oder Trente-et-Quarante-Tiſchen zubrachte, wird er nunmehr mir widmen. Wird das nicht an ſich ſchon eine Wohltat ſein, eine Erfriſchung und Läuterung unſrer Liebe?"

Sie entwarf, von ihrer Phantaſie hingeriſſen, Pläne für ein beſcheidenes, trauliches Leben, das ganz der Liebe geweiht ſein ſollte. Sie malte ſich ungetrübte Glückſeligkeit darin aus und gab bei dem unbedingten Glauben, den ſie an den Geliebten hatte, dem Gedanken nicht Raum, daß der Umſchwung in ihrer finanziellen Lage irgendwie ihr Glück und ihre Sicherheit gefährden könnte.

Als André zu Tiſch nach Hauſe kam, fand er Annina in dieſer zuverſichtlichen Stimmung. Er ſelbſt ſchien weniger roſig gelaunt zu ſein, denn er küßte ihr flüchtig die Hand und ſetzte ſich ſchweigend an ſeinen Platz. Die Nacht ſenkte ſich über den Garten, in all den Landhäuſern von La Condamine wurden Lichter angezündet, die den Hügel mit kleinen leuchtenden Punkten beſtreuten.

„Rate einmal, wer mich heute beſucht hat," fragte Annina nach einer Weile.

„Triſtan?"

„Nein, es war ein viel wichtigerer Beſuch — Herr Vernaut!"

„Ach! Der kam eigens von Paris, um dich zu ſprechen? Biſt du befriedigt über das, was er dir zu ſagen hatte?"

„Nicht gerade! Es ſcheint, daß ich etwas unbeſonnen umgegangen bin mit dem Geld, und daß wir von nun an etwas genauer rechnen müſſen. . . . Das wird uns doch wohl möglich ſein, nicht?"

„Möglich iſt alles," warf André übellaunig hin, „fragt ſich nur, ob's angenehm iſt! Darauf kommt's eben an."

„Was mich betrifft, bin ich mit allem zufrieden, wenn ich nur bei dir bin und du mir ganz gehörſt . . ."

„Liebe Annina, das iſt ſelbſtverſtändlich bei mir ebenſo."

„Dann iſt ja alles gut! Dann gibt's für mich keine Sorge, keinen Kummer, und das Haus Trélaurier mag ſein Geld behalten."

Der Vicomte ſchien jetzt aufmerkſam zu werden. Er hob den Kopf und fragte mit einem Anflug von Neugierde: „Hat das Haus Trélaurier denn im Sinn, ſeinen Kaſſenſchrank abzuſperren?"

„Durchaus nicht, aber ich will nichts mehr haben aus dieſem Kaſſenſchrank!"

„Und warum nicht, Liebſte?"

„Weil ich damit Trélauriers Schuldnerin werde, was ich für demütigend halte . . ."

„Hat dich Vernaut ſo etwas fühlen laſſen?"

„Wahrhaftig nicht! Er hat mir im Gegenteil unbeſchränkten Kredit angeboten, aber du wirſt ja mit mir der Meinung ſein, daß es unziemlich wäre, davon Gebrauch zu machen?"

„Verſteht ſich," ſagte André gleichgültig.

„Ich werde alſo jetzt von meinen Jahreszinſen leben wie eine gute Bürgersfrau . . ."

„Was wirklich Tugend zu nennen iſt," ſagte der Vicomte lachend, „denn gut bürgerlich ſind deine Lebensgewohnheiten gerade nicht . . ."

„Ich werde ſie mir aneignen."

„Auf wie lange?"

„Auf immer!"

„Ein achttägiges Immer! Dann wird das berühmte Scheckbuch wieder hervorgeholt werden."

„Bitte, André, ſcherze nicht mit derlei Sachen. Du tuſt mir weh . . .“

„Worüber ich ſehr unglücklich wäre!“ ſagte er, ſich zu ihr beugend und ihre Hand ſtreichelnd. „Komm, laß das Köpfchen nicht hängen, das Glück wird uns ſchon wieder lächeln und wir werden's gar nicht mehr nötig haben, den Signore Barante in Anſpruch zu nehmen. Du wirſt nichts entbehren müſſen von dem Luxus, der dir Bedürfnis iſt. Von morgen an beginne ich mit einem neuen Syſtem, von dem ich mir Wunder verſpreche. . . . Ich hatte es aufgeſpart bis zum Schluß für den Fall, daß mir das Glück untreu wäre. Verlaß dich nur auf mich, du wirſt die Erfolge ſehen!“

„Ach, André! Ich bitte dich,“ rief Annina in Herzensangſt, „wenn du mir etwas zuliebe tun willſt, ſo gehe, ſtatt ein neues Syſtem zu erproben, gar nicht mehr ins Kaſino! Bleibe bei mir! Laß uns zuſammen dieſe herrliche Umgebung durchſtreifen, das wird dir beſſer bekommen, als deine Tage und Abende in fieberhafter Aufregung in den dumpfigen Sälen zu verbringen. Genieße den Sonnenſchein, die Luft, die Blumen, ſtatt deine Augen mit den trügeriſchen Berechnungen am grünen Tiſch zu ermüden. André, willſt du mir nichts verſprechen? Ich werde dich noch viel mehr lieben!“

„Das wäre alſo möglich?“ fragte er lächelnd mit einem zärtlichen Kuß. „Du haſt doch geſchworen, mich über alles zu lieben?“

„Heuchler! Du willſt mir nur ausweichen!“

„Soll ich lügen, um dich zufriedenzuſtellen?“

„Nein, nicht lügen, aber vernünftig ſein!“

„Die Vernunft gebietet jetzt eben das Spiel. Geſtern, als wir noch im Gold wühlen konnten, da war es eine Dummheit, heute iſt es unentbehrlich. Mache dir keine Sorgen, Annina, habe Vertrauen zu mir. Ich werde aus unſern eigenen Mitteln alles beſtreiten, und binnen kurzem

ſollſt du in der Lage ſein, auch deine koſtſpieligſten Launen auszuführen!“

Sie hatte ihm gegenüber keinen Mut, und obwohl ſie ſich bewußt war, wie nötig es geweſen wäre, ihn dieſer Leidenſchaft zu entreißen, drang ſie doch in der Stunde, wo ſie ihn hätte zu dem Schwur bewegen ſollen, keine Karte mehr anzurühren, nicht weiter in ihn.

Am nächſten Tag trat der Vicomte ſchon um ein Uhr in den Rouletteſaal. Sein Plan war einfach. Er hatte ſich entſchloſſen, von der Bank ſelbſt die Munition zu beziehen, womit er ſie bekriegen wollte, und da das Schamgefühl, womit er geſtern den ungerechten Gewinn fortgeworfen hatte, jetzt überwunden war, wollte er an dem abhängenden Roulettetiſch etliche zehntauſend Franken, nicht mehr einheimſen, um dann zum Trente-et-Quarante überzugehen. Seine Betrachtungen hatten Früchte getragen, es kam ihm jetzt unglaublich kindiſch und töricht vor, daß er geſtern den glücklichen Zufall nicht ausgenützt hatte, um ſeiner Kaſſe aufzuhelfen. War etwa dieſe Neigung der Tiſchfläche, die den Ball immer nach einer Seite gleiten ließ, ein zu großer Vorteil, um den Nullen das Gegengewicht zu halten? War es nicht ehrlicher Krieg, und verdiente die Bank, die immer gewann, nicht, daß man ſie mit allen Mitteln angriff? Mit ſolchen Sophiſtereien beſtärkte er ſich in ſeinem Vorſatz, und der Croupier, der geſtern mit ihm geliebäugelt hatte, begrüßte ſeine Wiederkehr mit Stolz.

„Ach, der Herr Vicomte findet Geſchmack an unſerm Spielchen, obwohl er geſtern nicht glücklich geweſen? Unterhaltend iſt's ja immerhin, auch bei uns ... der Herr Vicomte hat gewonnen ...“

Schon wurden die erſten Tauſendfrankenſcheine Andrè mit der Schippe zugeſchoben. Er ſetzte fünfmal nacheinander, gewann fortgeſetzt und zog mit fünfzehntauſend Franken ab. Und er ſtellte ſich ſelbſt das Lob außerordentlicher Ehren-

haftigkeit aus, weil er nicht länger geblieben war, das Glück nicht gründlicher ausgebeutet hatte. Schließlich hätte er ja der Bank ebensogut hunderttausend Franken abnehmen können! Aber nein, die Vorsicht verbot es, durch einen bedeutenden Gewinn die Aufmerksamkeit der Angestellten auf diesen Roulettetisch zu lenken, dessen Kugel nicht mehr der Willkür des Zufalls unterworfen war.

Mit Siegesbewußtsein betrat André den Saal des Trente-et-Quarante und begann, entschlossen einer vorbedachten fein ausgeklügelten Berechnung folgend, die auf die „Intermittenzen" begründet war, eine Reihe von Einsätzen zu machen, die ihm in Zeit von einer Stunde sechzigtausend Franken einbrachten. Er war sehr kühl, sehr umsichtig, fest entschlossen, sich nicht hinreißen zu lassen und beim ersten Anzeichen einer Abkehr des Glücks aufzustehen und fortzugehen. Er hatte das Gefühl, heute dem Zufall zu gebieten, zweifelte gar nicht daran, daß er die Bank sprengen und in ein paar Stunden alle Verluste der letzten Zeit hereinbringen werde. Als er eben das Maximum gewonnen hatte und mit triumphierendem Blick die Reihen der Beifall murmelnden Zuschauer überflog, mußte er eine höchst unangenehme Überraschung erleben. An der andern Seite des Tischs stand nämlich in der zweiten Reihe hinter dem Bankhalter ein kleines Herrchen mit gelbem Gesicht, dessen haßerfüllter Blick fest auf ihm ruhte, und in dem er zu seinem großen Verdruß Linguet erkannte. Es war fast ein Jahr her, daß er ihn nicht mehr gesehen hatte, und er hatte schon geglaubt, seinen Belästigungen entronnen zu sein. Das plötzliche Auftauchen des alten Mannes, dessen Leben er zerstört hatte, und der ihn mit tödlichem Haß verfolgte, rief eine unglückselige Verwirrung in Andrés Gedankengang hervor.

„Faites vos jeux, messieurs," sagte der Bankhalter. „Le jeu est fait."

Der Vicomte, der nicht mehr klar zu denken vermochte und die Partie doch nicht verſäumen wollte, warf aufs Geratewohl ſechstauſend Franken auf den Tiſch, was er am heutigen Abend noch nicht ein einziges Mal getan hatte. Er verlor. Ein leiſes Raunen der Verwunderung erhob ſich, und der Vicomte ſah mit Beſtürzung, wie ſein Gewinn weggerafft wurde. Dieſer Fehlgriff warf ſein ganzes Syſtem über den Haufen, er verſuchte aber, ſich zu ſammeln, nachzudenken, eine neue Berechnung aufzuſtellen, allein das gelbe Geſicht war ihm gerade gegenüber, der Mund lachte ſchweigend und bitter, als ob er den erſten Mißerfolg begrüße und die vollſtändige Niederlage verkündige. André wollte dieſen fremden Einfluß, der ihn wütend machte, von ſich abſchütteln; gepreßten Herzens, mit verzerrten Lippen ſpielte er verbiſſen auf Rot, und zwar jetzt auf Serien, während ihm bisher doch die Intermittenzen ſo viel Glück gebracht hatten. Mit ſechs Einſätzen verlor er ſechsunddreißigtauſend Franken, wodurch ſein Gewinn auf die Hälfte zuſammengeſchmolzen war. Außer ſich geratend, ſpielte er jetzt Schwarz, was die größte Torheit war, denn jetzt kam Rot und die Bank ſtrich fünf Sätze ein. Wutſchnaubend legte der Vicomte mit zitternden Fingern die an der Roulette unredlich gewonnenen fünfzehntauſend Franken auf den Tiſch, teilte ſie in drei Bündel und ſpielte wieder mit Umſicht. Das Glück kehrte einigermaßen zurück und er gewann wieder zwanzigtauſend Franken.

Jetzt ſollte er etwas Merkwürdiges erleben. Linguet zog bedächtig eine alte ſchwarze Lederbörſe heraus und riskierte als Gegenpart ſeines Feindes zwanzig Franken. Es war, als ob dieſes Goldſtück das Zünglein der Wage endgültig zu Andrés Ungunſten herabzöge, denn ſeit Linguet mitſpielte, ſiegte immer deſſen auf die entgegengeſetzte Seite gelegtes Gold über die Scheine. Als die Harke des Vicomtes letzte blaue Scheine einzog, raffte Linguet ſeine vierzig Franken

auf, ſteckte ſie in den abgegriffenen Beutel und ſtieß ein unheimliches, halb unterdrücktes Gekicher aus. Unwillkürlich ſah André den Alten an, und dieſer verbeugte ſich höhniſch, als ob er ſich über ſeine Niederlage luſtig machen wolle. Der ſchöne Preigne ſtieß ſeinen Stuhl zurück und ging auf die Türe zu, wobei er an dem kleinen ihm auflauernden Herrn vorüber mußte. Er wollte ihm einen niederſchmetternden Blick zuwerfen, aber ſein herausfordernder Trotz ſtumpfte ſich an der kalten, drohenden Ruhe des Mannes ab. Da wallte der Zorn in André auf, und er war nahe daran, ſich über dieſen armſeligen und gebrechlichen Feind, den Vater ſeines Opfers herzuwerfen, um ihn mit Füßen zu treten, allein der Greis war ſo ruhig, ſo entſchloſſen, daß dieſer junge Haudegen vor ihm zurückbebte. Er ſtieß einen dumpfen Zorneslaut aus und verließ, von Linguets Kichern verfolgt, den Saal.

Ohne daß Annina irgendwie auf dieſen plötzlichen Einfall vorbereitet geweſen wäre, machte ihr André am Abend den Vorſchlag La Condamine zu verlaſſen.

„Die Nachbarſchaft von Monte Carlo iſt entſchieden verhängnisvoll für mich, Liebſte," ſagte er. „Siehſt du, ich nehme mir vor, nicht mehr zu ſpielen, und gehe trotzdem wieder ins Kaſino, denn was ſoll man hier zu Lande anders anfangen, als ſpielen oder krank ſein, was zum Glück nicht mein Fall iſt. Taubenſchießen oder das Spiel, das iſt alles, was der Ort bietet, und das ſind doch recht mäßige Genüſſe. Gehen wir nach Nizza. Dort finden wir etwas mannigfaltigere Gelegenheit, uns die Zeit zu vertreiben, und ſind auch ſchon etwas näher bei Paris. . . ."

„Haſt du denn im Sinn, nach Paris zurückzukehren?"

„Hätten wir etwa nicht das Recht dazu?"

„Wir haben freilich das Recht, es fragt ſich nur, was für uns paſſend iſt. Gehen wir jedenfalls nach Nizza, wenn du Luſt dazu haſt. Wir werden dort einen kleinen Vor-

geſchmack von Paris bekommen und werden ja ſehen, ob das Leben dort Schwierigkeiten für uns hat oder nicht. ... Wir beide haben ſo viele Bekannte ..."

„Man ſieht nur, wen man ſehen will."

„Jawohl, aber man begegnet auch den andern. Da du aber Luſt dazu haſt, gehen wir. Ich werde morgen packen, und du fährſt inzwiſchen nach Nizza, um eine kleine Villa auszuſuchen."

„Du biſt ein Engel wie immer," ſagte er, ihr die Hände küſſend.

Angeregt von dem Gedanken, der Stadt des Spiels, die ihm ſo viel Unglück gebracht hatte, den Rücken zu kehren, und innerlich beluſtigt über des kleinen Linguet Enttäuſchung, wenn er morgen nicht ins Kaſino kommen würde, brachte André den Abend bei Annina zu und war ſo heiter und zärtlich wie in den erſten Zeiten ihres Liebeslebens.

Siebentes Kapitel.

Die Villa, die André von Preigne in Nizza gemietet hatte, lag an der Straße nach Villafranca, die ſich in halber Höhe am Mont Bovon hinzieht.

Von der Terraſſe der roſenfarben getünchten Villa, die unter dem Namen des „Engliſchen Hauſes" bekannt war, hatte man einen Ausblick über den ganzen Golf von La Napoule bis zu den Höhenzügen der Mauriſchen Berge. Es war ein bezauberndes Bild und Annina konnte ſtundenlang in ſtille Betrachtung davor verſinken. Sie ließ ſich vom Wind umſpielen, von der Sonne liebkoſen, von der lauen Luft wonnig einlullen und führte ein köſtlich hindämmerndes Leben. Wenn der Miſtral blies, ſo ſtieg ſie

in die Kiefernwälder seitlich von der Straße hinauf, setzte sich ins Heidekraut und genoß unterm Brausen der gleich Aolsharfen tönenden Kiefernzweige die tiefe Ruhe der Einsamkeit. Von Zeit zu Zeit wurde durch eine Lichtung ein Wagen sichtbar, dessen Räder auf dem weichen Sand der Waldstraße kaum hörbar knirschten. Die Durchreisenden, die in der Regel diese Spazierfahrt machten, warfen dann wohl neugierige Blicke auf die schöne junge Frau, die so abseits im dunkeln Grün der Kiefern saß und ein Buch in der Hand hielt, das sie kaum durchblätterte, niemals las. Annina wunderte sich oft, wie rasch ihr die Zeit verflog. Schon war der April angebrochen und der Süden hüllte sich in Farben und Duft, überall hingen die Rosen in üppigen Girlanden herab, die Orangenbäume standen in Blüte, die Gärten hauchten, sobald der Abend hereinbrach, berauschende Düfte aus, die ganze Natur prangte in verjüngter Kraft und strahlender Fruchtbarkeit.

André hatte in Nizza Freunde getroffen, die ihn in den Rivieraklub einführten. Er verbrachte dort täglich einige Stunden, wie er sich rühmte, sittsam gleich einem Philister, Billard spielend.

„Wenigstens hat man dabei nicht einzig und allein dem Zufall zu opfern," bemerkte er, „und hat nicht nur die Wahl zwischen dem Trente-et-Quarante und der Roulette, die eins wie das andre ekelhafter Schwindel sind. Man kann eine anständige Partie machen und sein Geld rechtschaffen verteidigen, und dann ist's wirklich eine Freude, wieder Kameraden zu treffen; der Verkehr mit dem zusammengelaufenen fraglichen Publikum, unter dem wir uns jetzt fast ein Jahr herumtrieben, war mir allmählich unleidlich geworden. Du, Annina, du bist eine beschauliche Natur, Wälder, Blumen, Meer, die See, das genügt dir; du hängst deinen Gedanken nach und bist zufrieden. Mir aber fehlt's gänzlich an Phantasie, und wenn ich nichts vornehmen kann,

bringt mich die Langeweile um! Ich kündige dir an, daß der Klub für Ende des Monats ein Feſt vorbereitet, das reizend zu werden verſpricht: eine Korſofahrt blumengeſchmückter Automobile, Preiſe für die geſchmackvollſten Dekorationen, abends Redoute im Kaſino. Man kommt in Koſtüm oder Domino. Wenn du Luſt dazu haſt . . ."

„Ach! Das wäre ſo etwas für eine Frau, die ſeit einem Jahr früh zu Bett geht und gänzlich entwöhnt iſt, ſich in der Öffentlichkeit zu zeigen!"

„Die Maske würde dich vor allen Neugierigen beſchützen; du könnteſt ſehen, ohne geſehen zu werden."

„Was liegt mir daran? Nun, ich kann mir's ja noch überlegen. Wir wollen ſehen . . ."

Eines Tages mußte ſie in die Stadt gehen, um ſich Handſchuhe und Schleierchen zu beſorgen. Äußerſt einfach gekleidet wagte ſie ſich zu Fuß in die Straßen, wo ſie unbemerkt zu bleiben hoffte, aber vom Maſſenaplatz an wurde ſie zu ihrer Überraſchung von verſchiedenen Bekannten, die einſt in ihrem Haus in Paris verkehrt hatten, erkannt und gegrüßt. Niemand ſchien zu zögern, ihr Achtung und Wohlwollen zu zeigen, was ſie erſt in Erſtaunen ſetzte und ihr dann recht wohl tat. Sie erinnerte ſich, was ihr Vernaut von den Vorſichtsmaßregeln erzählt hatte, die Trélaurier zur Schonung ihres Rufs getroffen, und begriff, daß ihr die beſonnene Fürſorge des Gatten zu gute kam. Das Gefühl, noch als eine Frau in regelrechten Verhältniſſen behandelt zu werden, erfüllte ſie mit Freude. Ohne Zweifel wußten die ihr Begegnenden die Wahrheit, aber die Haltung, die Trélaurier bewahrt hatte, legte ihnen Zwang auf und ſo erwieſen ſie ſich päpſtlicher als der Papſt. Nun hatte ſie den Beweis, daß ſie dank Trélauriers Willenskraft eine gewiſſe Unantaſtbarkeit genoß.

Als ſie in der Bahnhofſtraße aus einem Laden trat und ſich eben nach einer Droſchke zur Heimfahrt umſah,

blieb eine Dame, die auf dem Fußſteig ging, ſtehen und ſtieß einen Ruf der Überraſchung aus. Annina erkannte die Frau des Malers Valançon.

Die hübſche Géraldine, die ſich der Künſtler aus Liebe vom Théâtre français weggeholt hatte, wo ſie mit großem Erfolg jugendliche Liebhaberinnen ſpielte, hatte den Ruf unerſchütterlicher Tugendhaftigkeit, war aber dabei ein Original. Ihre Spezialität war, alles zu ſagen, was ihr durch den Kopf fuhr, und zwar mit einem Mutterwitz, der ein Erbſtück ihrer Familie war, denn alle Beauchamps waren ſehr zungenfertig geweſen, von der Urahne Beauchamps der Erſten an, die unter der Schreckensherrſchaft beinahe geköpft worden wäre, bis auf Geraldines Mutter, die unterm zweiten Kaiſerreich mit Frau Plaſſy und dem unvergleichlichen Flavart das Repertoire getragen hatte. Das Erſcheinen der blonden, ſtrahlenden Künſtlersfrau verſetzte daher Annina in einige Unruhe, aber ſie ſollte nicht lang im Zweifel bleiben über deren Gefühle. Ohne ſich um die Zuſchauer zu kümmern, flog ihr Géraldine in die Arme.

„Das nenn' ich Glück haben! Was! Sie ſind hier! Wie mich das freut! Wie ſich Valançon freuen wird! Wo gehen Sie hin?"

„Nirgends . . ." ſtotterte Annina immer noch beſtürzt. „Das heißt, ich wollte nach Hauſe . . ."

„Jetzt iſt's vier Uhr und Sie haben nichts vor, folglich kommen Sie zu mir und trinken eine Taſſe Tee! Ich habe Ihnen wahrhaftig viel zu erzählen, das dürfen Sie mir glauben!"

Anninas Blick verriet eine wahre Herzensangſt.

„Fürchten Sie ſich nur nicht vor mir!" rief Géraldine. „Sie ſollten doch wiſſen, daß ich Ihnen nicht wehtun will, daß ich Sie viel zu lieb dazu habe. Ich vergeſſe es Ihnen nicht, daß Sie die erſte waren, die mir nach meiner Verheiratung mit Valançon freundlich entgegenkam und mich einlud, als

die Geſellſchaft ſich noch beſann, ob man die ‚Schauſpielerin‘ aufnehmen könne oder nicht. Auf mich können Sie unbedingt zählen. Vorwärts, kommen Sie mit! Mein Mann wird ſich auch ſehr freuen, Sie zu ſehen!“

Annina widerſtand dieſer Flut von Warmherzigkeit nicht länger und ließ ſich gutwillig von Frau Valançon mit fortziehen. Nach wenigen Minuten ſtanden ſie vor dem Gartentörchen der kleinen Villa Carabacel, die, was in Nizza nicht allzuhäufig iſt, ein ziemlich geräumiges Maleratelier enthält. Auf das Klingeln kamen mit wütendem Gebell, das ſich alsbald in Freudengeheul verwandelte, ein paar Hunde herbei, und der Diener erſchien in eiligem Lauf.

„Iſt der Herr zu Hauſe?“ fragte Frau Valançon raſch.

„Nein, er iſt eben ausgegangen.“

„Aha, die Sonne geht und er ihr nach,“ bemerkte Géraldine lachend. „Treten wir ein.“

Sie führte Frau Trélaurier in ein kleines Wohnzimmer, wo der Teetiſch ſchon bereit ſtand.

„Legen Sie den Kragen ab und weg mit dem Schirm und den Päckchen! Ach, liebes Herz, ich bin ganz ſelig, Sie wiederzuſehen! Sie ſind noch ſchöner geworden, ich gebe Ihnen mein Wort. . . . Wie haben Sie das nur angefangen? Wird ſich Valançon wundern, wenn er Sie ſieht! Sie ſind viel ſchöner als Ihr Bildnis von ihm . . . und doch . . .“

Unterm Plaudern hatte Géraldine den Hut abgenommen, ihr köſtliches Blondhaar geordnet, die Schildpattnadeln friſch eingeſteckt und den Samowar angezündet. Frau Trélaurier mußte ſich dicht neben ſie ſetzen, die leuchtenden blauen Augen mit dem lebendigen Blick bohrten ſich förmlich in ſie ein, und dann fragte ſie mit zärtlicher Vertraulichkeit: „Nun, Sie entzückende, unvernünftige Abenteuerin, ſind Sie denn zufrieden mit Ihrem Los?“

„Gewiß,“ verſetzte Annina.

„Um ſo beſſer! Das iſt ja die einzige Erklärung für einen ſo tollen Streich wie der Ihrige! Wenn ich dran denke, daß wir uns zum letzten Male bei dem Maskenball ſahen, wo wir in Waldmanns Privatzimmer ſo fröhlich zu Nacht ſpeiſten! Erinnern Sie ſich noch? Gott, was waren Sie ſchön an dem Abend! Das Ungeheuer war in ſeinem Koſtüm Karls I. freilich auch eine Sehenswürdigkeit, aber ob ein Mann, mag er noch ſo ſchön ſein, je den Ruf, das Leben einer Frau wert iſt, weiß ich denn doch nicht. Sie gibt ihm viel, meine Liebe, ſehr viel!“

Eine Stille trat ein. Géraldine hatte Frau Trélauriers Hand ergriffen und drückte ſie innig. Annina fühlte ſich jählings zurückverſetzt in die Welt, der ſie vor einem Jahr den Rücken gekehrt hatte, fühlte, daß ſie dieſer Frau unbedingt vertrauen konnte, und ſo ließ ſie ſich hinreißen, Fragen zu ſtellen.

„Seien Sie ehrlich,“ begann ſie, entſchloſſenen Tons die Brauen zuſammenziehend, „was wurde über meine Abreiſe geſprochen?“

„Ach, zuerſt war jedermann wie vor den Kopf geſchlagen! Das können Sie ſich denken! Sie, die allgemein Beliebte! Wie hatte nur ſo etwas geſchehen können? Jeder andern Frau würde man ja eine derartige Geſchichte eher zugetraut haben als gerade Ihnen! Ich muß ſagen, daß Trélaurier ſich tadellos gehalten hat — der Wahrheit die Ehre! Er hat die öffentliche Meinung mit einer Beſtimmtheit, einem Takt, einer Beſonnenheit ſondergleichen im Schach gehalten und allen Klatſch kurz abgeſchnitten. Überall zeigte er ſich und widerlegte durch ſeine Gelaſſenheit und Kaltblütigkeit ſämtliche Gerüchte. Seine Freunde verfolgten dasſelbe Ziel. Valançon und Vernaut hatten die verſchiedenen Klubs auf ſich genommen und nach acht Tagen war alles niedergeſchlagen. Die Zeitungen brachten nichts über die Geſchichte. Ob man ſie gekauft oder eingeſchüchtert

hatte, weiß ich nicht, kurz ſie ſchwiegen, und das war alles, was man von ihnen wollte. Daraufhin wagte man nur im vertraulichen Kreiſe, Sie zu tadeln oder zu beklagen, namentlich das letztere! Ich kann Ihnen wirklich ſagen, daß alle Welt ehrlich betrübt war! Auch wer Sie ſchuldig fand, war ebenſo traurig darüber, als wer mildernde Umſtände gelten ließ, und worin alle übereinſtimmten, das war die Entrüſtung über den Vicomte! Auf ihn, den hübſchen Bengel, haben alle miteinander tüchtig losgedroſchen und er hat's auch wahrhaftig nicht beſſer verdient! So cyniſch führt man ſich nicht auf!"

„Géraldine!"

„Ja, meine Liebe, da können Sie nun nichts machen! Ich lege meine Worte nicht auf die Goldwage und nehme kein Blatt vor den Mund! Es gibt gar keinen Ausdruck für ein ſolches Herrchen, das ſich zum Mitſchuldigen Ihrer Tollheit macht! Mich hätte das allein ſchon kuriert, der Menſch wäre mir von heute auf morgen unausſtehlich geworden!"

„Ich war es ja, die unſre Abreiſe forderte," wandte Annina ein. „Ihm war dieſe gewaltſame Löſung gar nicht willkommen, aber ich fand die Stellung zwiſchen meinem Gatten und dem Mann meiner Liebe ſo verabſcheuungswürdig, daß ich mich um jeden Preis daraus befreien wollte."

„Alle Achtung! Aber, meine Liebe, wozu iſt denn, wie der andre ſagt, die Ehe da, wenn ſie einem nicht die Vorteile des Ehebruchs einträgt?"

„Sie, Géraldine, Sie könnten Ihren Mann, könnten Valançon ruhig und regelrecht hintergehen? Sie würden ihn nicht lieber verlaſſen?"

Frau Valançon dachte ein Weilchen nach.

„Wenn man Valançon die Frage vorlegte, ſo bin ich überzeugt, daß es ihm lieber wäre, hintergangen, als verlaſſen zu werden, vorausgeſetzt natürlich, daß er nichts davon wüßte. Was mich betrifft, ſo habe ich, Gott ſei's gedankt,

ſo wenig Temperament, daß ich mich frage, was für blendende, phantaſtiſche, leuchtende Eigenſchaften ein Mann haben müßte, bis ich auf die Idee käme, meinen Gatten mit ihm zu hintergehen. Ach mein Gott! Mich opfern, um einem Verführer Vergnügen zu bereiten, während ich doch im voraus weiß, daß er mir herzlich wenig Vergnügen machen würde! Ich begreife nicht einmal, wie eine Frau auf ſo etwas kommen kann! Und doch kann es geſchehen, ich habe ja ein Beiſpiel dafür vor Augen, und zwar in der Perſon der anbetungswürdigſten, der beſten aller Freundinnen, die ich ſo ſchmerzlich vermißt habe."

Sie umfaßte Annina und küßte ſie mit ihren friſchen roten Lippen auf beide Wangen.

„Sie bereuen alſo nichts?" fragte ſie, wieder ernſt werdend.

„Doch, ich bereue, meinem Gatten wehgetan zu haben."

„Ja, das war unter den gegebenen Umſtänden unvermeidlich! Aber Ihr André ... erzählen Sie mir doch etwas von dem jungen Kavalier! Ich kann nichts dafür, aber ich vermag mir ihn nicht mehr anders vorzuſtellen als im Koſtüm Karls I.!"

„Er iſt mir gegenüber von größter Liebenswürdigkeit."

„Das iſt immerhin etwas! Aber ſchließlich könnt ihr doch nicht eure ganze Zeit damit hinbringen, euch Zärtlichkeiten zu ſagen! Womit beſchäftigt er ſich? Und Sie ſelbſt? Das Leben iſt ſehr lang, wenn man's ſo ohne Zweck hinſchleppt. Und ſich zu lieben, iſt doch ſchließlich nur eine Beigabe. Ich weiß von mir ſelbſt, daß, wenn Valançon nicht zehn Stunden vom Tag in ſeiner Werkſtatt zubrächte, unſer Zuſammenleben ſehr leiden würde, und er iſt weiß Gott ein Menſch, mit dem leicht auszukommen iſt."

„Wir ſind einander alles und ſind deſſen noch nicht müde geworden."

„Bewundernswürdig! Ich bin auf dem besten Weg, neidisch zu werden. In der Leidenschaft muß demnach ein wunderbarer Nährstoff stecken, den gewöhnliche Leute nicht kennen lernen? Das wäre eine Erklärung für manche Entschlüsse, die sonst unbegreiflich erscheinen würden! Diese Art von Liebe ist so mächtig, daß sie unentbehrlich zum Leben zu sein scheint. Daher bei denen, die sie kennen, die von ihr durchdrungen sind, die wilde Verzweiflung, die wahnsinnigen Zustände, Mord und Selbstmord! Das bringen die Moralisten nicht in Rechnung, wenn sie den Begriff der Pflicht feststellen und die Forderung erheben, daß man nicht davon abweiche. Eine schöne Geschichte! Die Pflicht ist nur bequem, wenn sie mit unsern persönlichen Neigungen zusammenfällt oder wenn uns eine liebenswürdige Gleichgültigkeit die Erfüllung natürlich macht. Stellt aber die Pflicht der Leidenschaft gegenüber, so werdet ihr sehen, wie die menschlichen Wesen sofort mit gleichen Füßen über die Schranken setzen, um auf verbotenem Platz herumzutollen, und dabei haben sie ebenso köstliche als ungewöhnliche Empfindungen, das ist alles ganz klar. Die ganze Frage besteht nur darin, ob man vorzieht, mit der friedlichen Herde leidenschaftsloser Menschen weiterzugrasen, oder in der feurigen Schar der von Leidenschaft Trunkenen davon zu galoppieren."

Sie stand auf, löschte das Feuer im Samowar, der zu singen angefangen hatte, goß eine Tasse Tee ein und fragte, sie Annina hinbietend, mit der größten Seelenruhe: „Nehmen Sie einen Tropfen Rahm?"

Dann bediente sie sich selbst und ließ, wie in Zerstreuung, das Gespräch fallen, das sie vorhin so weit getrieben hatte.

„Valançon arbeitet ungeheuer viel, seit wir hier sind," erzählte sie, sich neben die Freundin setzend. „Er hat Eroberungen gemacht unter den hiesigen Amerikanern, die alle

ihre Porträts von ihm haben wollen. Es ſind reizende junge Damen darunter — ich werde Ihnen nachher ſein Atelier zeigen."

Im ſelben Augenblick ging die Türe auf und ein blondlockiger Knabe von drei Jahren im Matroſenanzug kam, ſein Strohhütchen in der Hand, lächelnd herein. Beim Anblick des Gaſtes geriet er in Verlegenheit und ſagte mit ſchüchternem Geſichtchen: „Ich bin nach Hauſe gekommen, Mama . . ."

„War der Spaziergang ſchön? Wo wart ihr denn?"

„Bis am Waſſerſchloß, Mama."

„Sage Frau Trélaurier guten Tag."

Der Knabe bot Annina ſeine ſonngebräunten friſchen Wangen zum Kuß und Frau Valançon ſagte: „Mein Herr Sohn . . . willſt du Kuchen haben, Peter?"

„Ich habe ſchon Vieruhrbrot gehabt, Mama."

„Gut, dann geh in den Garten und ſei recht artig . . ."

Das Kind hüpfte hinaus. Géraldine ſah ihm nach und ſagte dann ernſthaft: „Das Kind iſt's, worin die Erklärung für viele Verzichte liegt. Sie, meine Liebe, haben keines, das hat Ihr Leben anders beſtimmt. Wenn Sie einen ſolchen kleinen Schlingel hätten zurücklaſſen müſſen, wären Sie gewiß nicht abgereiſt. . . . Solch ein Kind bildet ein merkwürdig ſtarkes Gegengewicht gegen phantaſtiſche Anwandlungen."

Anninas Augen ſtanden voll Tränen.

„Sie ſind eine glückliche Mutter und eine gute Gattin, Géraldine. Genießen Sie Ihr Glück und laſſen Sie andre Ihre Güte genießen."

„Ach!" rief Géraldine ungeſtüm, „Sie ergeben ſich alſo endlich! Seit wir beiſammen ſind, haben Sie mir nicht ein wahres Wort geſagt, aber Sie täuſchen mich doch nicht. Ich leſe in Ihrem Herzen: aus Stolz wollen Sie die Glückliche ſpielen!"

„Nein! Nein!“ verſicherte Annina mit lächelnder Beſtimmtheit. „Da ſind Sie nun im Irrtum, Liebſte. Der Anblick des ſchönen Kinds, um das alle Frauen Sie beneiden müßten, hat mich weich geſtimmt, eine andre Bedeutung dürfen Sie meinen Worten nicht unterſchieben. Ich nehme nichts zurück, was ich Ihnen geſagt, und Sie dürfen ſich nicht einbilden, daß es anders um mich ſtehe.“

Sie erhob ſich nun, legte ihren Kragen um und band ihren Schleier feſt, wobei Géraldine ſie ſcharf beobachtend anſah.

„Ich freue mich ſehr, Sie getroffen zu haben. Es hat mir wohlgetan, ein Stündchen von alten Zeiten plaudern zu können. Ich werde wiederkommen . . .“

„Jetzt iſt's an mir, Sie zu beſuchen. Wo wohnen Sie?“

„An der Straße nach Villafranca, man nennt die Villa das ‚Engliſche Haus‘ . . .“

„Mir wohl bekannt! Wann trifft man Sie?“

„Den ganzen Tag. Wenn ich ausgehe, ſo mache ich nur einen Spaziergang in den Wald, deſſen Kiefern und Olivenbäume unſer Haus wie ein Park umgeben und wo Sie mich leicht finden können . . .“

„Und wenn ich Valançon mitbrächte?“

„So wird er mir willkommen ſein!“

„Auf baldiges Wiederſehen, alſo!“

Als André abends zu Tiſch kam, ſagte Annina beiläufig: „Ich war heute in der Stadt, um Beſorgungen zu machen, und da ſtieß ich auf Frau Valançon. . . . Wußteſt du, daß Valançon hier iſt?“

André wurde etwas verlegen.

„Ja . . . vor ein paar Tagen habe ich davon gehört . . . er ſpielt eine Hauptrolle bei der Anordnung des Blumenfeſtes, wovon ich dir ſprach. Ich weiß nicht recht, wie's kam, daß ich dir nichts davon erzählt habe. Wenn du dich übrigens entſchloſſen hätteſt, dem Feſt beizuwohnen, ſo wäre ein Zuſammentreffen mit den einſtigen Freunden

unvermeidlich gewesen. Wie hat sich denn Frau Valançon verhalten?"

„Überaus liebevoll."

„Wirklich? Das ist ja gut."

„Was hast du denn gefürchtet?"

„Da Valançon als Zeuge des Herrn Trélaurier bei mir erschienen ist, hätte es wohl sein können, daß er und seine Frau gegen dich Partei genommen hätten ... es ist mir sehr angenehm zu hören, daß dem nicht so ist. Frau Valançon ist übrigens eine Klatschbase schlimmster Sorte, und da man ihr den Mund doch nicht verschließen kann, ist es angenehmer, ihre Sympathie zu besitzen. Was Valançon betrifft, so ist er ein sehr anständiger Mensch, ich glaube aber nicht, daß er für mich viel übrig hat. ... Was liegt mir daran? Wenn er nur dir gut gesinnt ist ..."

„Ich glaube, daß er mich mit seiner Frau besuchen wird ..."

André verzog den Mund und sagte mit etwas gezwungener Liebenswürdigkeit: „Du bist die Herrin des Hauses, all deine Freunde können auf freundliche Aufnahme rechnen ..."

Dann stellte er sich, als ob das Nizzaer Tageblatt und die Fremdenliste darin seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nähmen, und tat den Mund nicht mehr auf. Annina konnte nicht daran zweifeln, daß Valançons und seiner Frau Auftauchen in ihrem neuen Leben bei André eine plötzliche Verstimmung hervorgerufen hatte, und das bekümmerte sie sehr. Was konnte er denn fürchten, da er ihrer doch wahrlich sicher war? War es unbewußte Eifersucht auf die Gefährten des früheren Daseins? Fürchtete er, daß weiblicher Einfluß auf die Dauer seine unbedingte Herrschaft erschüttern könnte? Jedenfalls war nicht zu leugnen, daß André die Nachricht von Valançons Aufenthalt in Nizza mit Mißvergnügen aufgenommen, ja daß er Annina

die Anwesenheit des Malers verschwiegen hatte. Er war ja genötigt gewesen, einzugestehen, daß er von Valançons Beteiligung an dem bevorstehenden Fest wußte.

Diese Wahrnehmung tat Annina weh. Zum ersten Male seit einem Jahr hatte sie das Gefühl, nicht alle Gedanken Andrés zu kennen und zu teilen, die Ahnung, daß er in einem dunkeln Winkel seiner Seele Entschlüsse faßte, Pläne ausheckte, die ihr sorgfältig verborgen wurden. Das versetzte sie in innere Bedrängnis. Sie hatte sich so rückhaltlos hingegeben, daß der Gedanke, André habe sie mit Vorbehalt hingenommen, unerträglich war. Noch kam ihr auch nicht im entferntesten die Vorstellung, daß der Geliebte sich je von ihr lösen könnte, denn die Zärtlichkeit, womit er sie in ehrlicher Glut überschüttete, war zu lebendig, als daß irgend eine Angst in ihr hätte aufsteigen können, aber trotzdem war er nicht ganz offen, er hatte Vorurteile, die er ihr nicht erklärte, Besorgnisse, woran er sie nicht teilnehmen ließ. Sie war viel zu taktvoll, um ihm Vorwürfe zu machen, aber sie beschloß, von nun an auf ihrer Hut zu sein und sich nicht mehr in die vertrauende Sicherheit glücklicher Liebe einwiegen zu lassen.

Gleich am nächsten Tag sollte ein alltäglicher Zwischenfall sie noch mehr zum Nachdenken veranlassen. Annina war gegen zwei Uhr, wie sie immer tat, durch die kleine Gartentüre hinausgegangen in den Wald, doch nach ein paar Minuten fiel ihr ein, daß sie ihr Buch vergessen hatte. Sie kehrte deshalb um, ging wieder durch den Garten, nahm das Buch vom Tisch in ihrem Wohnzimmer und wollte sich schon entfernen, als ein heftiges Gezänke zwischen ihrer Jungfer Zos und Andrés Kammerdiener im Nebenzimmer ihr Ohr erreichte, so daß sie erschrocken stehen blieb.

„Ich hab's satt, all meine Ersparnisse in den Kaffeehäusern verplempern zu lassen, wo du den ganzen Tag herumlungerst," kreischte das Mädchen. „Wenn man jung

und hübſch iſt, wie ich, und ſeinen Schatz zahlen ſoll, das iſt doch zu dumm! Wenn ich wollte, könnte ich genug Liebhaber haben, die mir was gäben und obendrein liebenswürdiger wären!"

Artur würdigte dieſe Vorwürfe und dieſe Drohung keiner Antwort, aber eine ſchallende Ohrfeige zeugte von der Feſtigkeit ſeiner Grundſätze im Punkt der Ritterlichkeit.

„So, da haſt du eins!" rief er mit wuterſtickter Stimme. „Jetzt kannſt du doch nicht mehr ſagen, ich gäbe dir nichts!"

Das Getöſe wuchs an, Möbel wurden hin und her geſtoßen, wütende Fußtritte erſchütterten das ganze Haus.

„Canaille du! Warte nur!" ſchrie die Kleine.

„Sieh mal, die Kröte!" knirſchte Artur. „Das Weibsbild will mir wohl die Augen auskratzen!"

„Meinſt du mit mir fertig zu werden durch Dreinſchlagen? Ich fürchte mich nicht vor dir, hörſt du? Ich bin kein ſolches Schaf wie die Gnädige, die ihrem Vicomte Hab und Gut überläßt. Du haſt mich jetzt genug geſchröpft, mein Lieber, damit hat's nun ein Ende! Und dabei hintergehſt du mich mit all den Dirnen vom Alten Markt, dieſen Greueln von Unſauberkeit, die ſich nur jeden Schalttag einmal waſchen und nach Knoblauch ſtinken, daß man umfällt! Geh doch zu deinen orangegelben Schätzchen und laß dir von denen das Geld geben zum Kartenſpiel! Nein, mir iſt die Geſchichte über! Die ſaubern Manieren lernſt du wohl von deinem Herrn?"

„Der Herr Vicomte iſt ein Mann, der ſo hoch über einer Schlange wie du ſteht, daß du gar nicht im ſtande biſt, ihn zu begreifen," ſagte der Kammerdiener von oben herab. „Mein Herr iſt ein überwältigender Menſch, wie man ihrer nicht viele trifft, daher auch ſeine Erfolge, deshalb haben die Frauen ſich ihn von je ſtreitig gemacht.

Wenn du mich zu beleidigen glaubſt, indem du ſagſt, ich ahme ihm nach, ſo täuſchſt du dich gründlich, Kleine. Ganz gewiß verſuche ich, es ihm gleichzutun, aber nur von ferne, mit ſchwachen Mitteln. Ich muß in meiner Sphäre bei den geringen Mädchen bleiben, er aber treibt's nur mit vornehmen Damen!"

Jetzt trat Stille ein. Annina, der das Herz bei dieſen ſchmutzigen Reden bis in den Hals ſchlug, zitterte derart, daß ſie ſich auf den Tiſch ſtützen mußte, um nicht zu fallen. Dann ſetzte Zoss etwas beruhigtere Stimme wieder ein.

„Du haſt allerdings beſondern Schick," ſagte ſie mit einem Hohn, der die innere Befriedigung durchklingen ließ, „aber trotzdem biſt du im Grund eine Canaille . . ."

„Laß mich ungeſchoren mit deinen albernen Vorurteilen," verſetzte der andere, durch Zoss unterdrückte Bewunderung gehoben. „Wenn man mit den Weibern ſo viel Umſtände machen müßte, das wäre mir was Rechtes! Im Herzensſpiel gewinnt immer der Schlaueſte, und wer verliert, wird noch ausgelacht! Denk doch nur an den Ehemann deiner Gnädigen, wie hat man's dem gemacht! Und dabei gibt's keinen beſſeren Mann als ihn, und mein Schwerenöter von Vicomte kann's wahrhaftig an Herz nicht mit ihm aufnehmen. Aber ſiehſt du, wie's geht? Man iſt beleibt, ſchwerfällig, wird grau, bekommt Blutandrang, weil man den ganzen Tag im Geſchäft ſitzt, um Hunderte und Tauſende zuſammenzuraffen für die Pracht des Haushalts, und mittlerweile ſchwänzelt ein hübſches junges Kerlchen mit blondem Haar und einer Weſpentaille, das auf der Welt nichts zu tun weiß, als ſpielen — wobei es nebenbei ein ſchlechtes Syſtem hat — um die Frau herum, Räder ſchlagend wie ein Pfau. Er iſt hübſch, dieſer Vicomte, er iſt unternehmend, iſt unwiderſtehlich. Und dann hat er rieſige Bedürfniſſe und keinen Heller; er braucht eine Frau, die Geld hat, deshalb wagt er den Angriff auf

die Bankiersgattin, haarklein wiſſend, wohin das führen wird. Entweder wird die Gnädige ſich alle Tage heimlich aus dem Staub machen, um von fünf bis ſieben Uhr mit ihm zu ſchäkern, während er ſich mit dem Gatten anfreunden und mit der Zeit an den Finanzoperationen des Hauſes Anteil gewinnen wird, wodurch er ſich reichlich bezahlt machen kann für alle Liebesdienſte, oder die Gnädige läßt alles liegen und ſtehen, ſetzt alle Rückſichten beiſeite, dann kann man ſein Leben in den Badeſtädten genießen, denn ſie bringt ja das Geld dazu mit! Nur heraus mit dem Scheckbuch! Siehſt du, mein Seelchen, ſo macht man's, wenn man nicht von den Weibern gefoppt werden will: man foppt ſie ſelbſt! Wunderſt du dich etwa noch, daß ich ſelbſt nach den Grundſätzen handle, die ich dir wie ein Rechenexempel klargelegt habe? Hältſt du mich für einen Tugendfatzke? Nein! So iſt's recht! Komm, gib deinem Schatz einen Kuß und rücke mit den fünfzig Franken heraus, die er nötig hat, um dir Ehre zu machen!"

„Nein, was du für ein nichtsnutziger Kerl biſt!" ſagte Zoë, noch etwas ſchmollend.

„Du möchteſt vielleicht, daß ich ein Spießer wäre, der Heiratsgedanken im Kopfe hat? Würde nicht lang dauern, hätteſt du mir Hörner aufgeſetzt! Komm, hab' doch den Mut deines Geſchmacks! So einer, wie ich bin, das iſt dein Fall! Du biſt nicht dumm und begnügſt dich nicht mit dem Alltäglichen! Du haſt's dick hinter den Ohren! Nun, dann benimm dich auch wie eine Dame!"

„Nun, meinetwegen . . . aber dies iſt entſchieden das letzte Mal! Vor allen Dingen weil ich nichts mehr habe . . ."

„Ach, das ſagſt du immer und haſt doch immer wieder Geld! Leb wohl, Schätzchen. . . . Jetzt gib deinem Herzallerliebſten noch einen ſchönen Kuß. Und nun will ich den Rappen tüchtig laufen laſſen."

Annina hörte das Geräuſch eines Kuſſes. Mit zittern-

den Knieen und benommenem Kopf eilte sie, um nicht als Lauscherin ertappt zu werden, in den Garten und vom Garten an ein einsames Plätzchen in ihrem Wald. Dort setzte sie sich nieder und suchte ihre Gedanken zu ordnen. Was sie an dem belauschten Gespräch am meisten verblüffte, war, daß die Leute ihr eigenes ekelhaftes Verhältnis offenbar ganz auf eine Stufe mit dem ihrigen zu André stellten. Als sie sich der erniedrigenden Aussprüche erinnerte, die sie mitangehört hatte, stieg eine Übelkeit in ihr auf, als ob sie am Rand einer Kloake säße. Dann drängte sich ihr die sehr ernste, sehr schmerzliche Gewißheit auf, sie müsse aus diesen Enthüllungen eine Lehre ziehen. So niedrig die Gesinnung dieser Menschen auch war, so verworfen diejenigen, die sie ausgesprochen hatten, es war nichtsdestoweniger ein Urteil gefällt worden und dieses Urteil hatte, der gemeinen Form entkleidet, einen Wert, womit man rechnen mußte, denn es konnte auch das Urteil vieler andern sein, die in gemäßigterer Form doch das nämliche denken mochten.

Zum ersten Male, seit Annina mit den Gesetzen der Gesellschaft gebrochen hatte, trat unmittelbar an sie heran, „was die Leute sagen". Sie hatte den Mut, diese Meinung ergründen zu wollen, um sich nicht nur über ihre gegenwärtige Lage Rechenschaft zu geben, sondern auch ins Auge zu fassen, wie ihr Leben sich künftig gestalten möchte. In dieser Hinsicht waren Arturs Auslassungen über den Charakter seines Herrn wertvoll, und wenn das Sprichwort Gültigkeit hat, daß keiner für seinen Kammerdiener ein Held ist, so hatte Annina, nachdem sie Artur hatte reden hören, allen Grund, zu zittern.

Im Heidekraut sitzend, vom würzigen Harzduft der Kiefern umweht, hing sie ihren Gedanken nach. Etwas Tröstliches, für sie das Allerwichtigste, ließ sich ja aus diesen Äußerungen entnehmen: André hinterging sie nicht.

Zoë hatte von der Untreue des Dieners, nicht von der des Herrn geſprochen. Gewiß würde ſie nicht verfehlt haben, ihm auch die Streiche ſeines Herrn an den Kopf zu werfen, wenn dieſer ſolche begangen hätte, die ihr ſicher nicht verborgen geblieben wären. Sie hatte nur die Geldfrage berührt, das war alſo die einzige, die für ſie vorhanden war. Aber wie ernſt und wie grauſam lehrreich wurde dieſe durch die ſchmutzigen Erläuterungen, womit der Bediente ſie verbrämt hatte! Die Käuflichkeit der Liebe wurde unverblümt als Grundſatz aufgeſtellt: der arme Liebhaber braucht die reiche Frau. Anninas Herz zog ſich ſchmerzlich zuſammen, als ſie ſich ſelbſt eingeſtehen mußte, daß André von Preigne dieſes ganze Jahr auf ihre Koſten gelebt hatte, daß er ſich große Summen angeeignet hatte, indem er ſie darauf vertröſtete, daß ihm nächſtens ein bedeutender Gewinn zufallen müſſe. Aber dieſer bedeutende Gewinn diente ihm, wenn er je eintrat, nur dazu, höhere Einſätze zu wagen, und Annina ſah das Geld, das einmal hinausgeflattert war, niemals in ihre Schublade zurückkehren.

An ſich war ihr dies ganz gleichgültig, aber die ſittliche Schwäche, die ſich in dieſer Handlungsweiſe offenbarte, machte ihr Kummer. Sie wußte jetzt, daß ihre Hilfsquellen erſchöpft waren, und er konnte darüber auch nicht im Zweifel ſein, da ſie ihm ja vor der Abreiſe aus La Condamine ihre Verhältniſſe deutlich auseinandergeſetzt hatte. Wenn André, wie ſein Kammerdiener richtig ſagte, nur die reiche Frau an ihr begehrt hatte, was ſollte dann aus ihr werden, wenn ſie arm würde?

Und ſie war es. Sie war feſt entſchloſſen, Trélauriers Geld nicht mehr anzunehmen, aber was würde dann geſchehen? Würde André ſie lieb genug haben, um in beſchränkten Verhältniſſen bei ihr auszuharren? Oder würde er ſich, wie ſein Kammerdiener ſo feſt behauptete, als der Don Juan entpuppen, der von den Weibern lebt und der

Geliebten den Laufpaß gibt, deren einziger Reichtum eben die Liebe ist?

Die Worte, die ihr Gatte bei dem entsetzlichen Auftritt vor ihrer Reise gesprochen hatte, kamen ihr wieder in den Sinn. Sie sah Trélaurier vor sich, wie er sie mit schmerzentstellten Zügen beschwor, sich nicht zu Grunde zu richten, und, um sie vor der Gefahr zu schützen, die er deutlich voraussah, nur ihr eigenes Interesse geltend machte.

„Du sollst klar darüber sein, daß er vom Spiel und den Frauen lebt!" hörte sie ihn mit gebrochener Stimme rufen. „Er ist ein gewerbsmäßiger Verführer! Dieser Mann, meine arme Annina, würde dich unwiderruflich zu Grunde richten!"

Mit welch angstvollen Blicken, in welch schmerzlichen Tönen hatte der unglückliche Trélaurier sie nicht angefleht, und mit welcher unbeugsamen, eisigen Gleichgültigkeit hatte sie ihn angehört! Die glühenden Zornesworte, die er gesprochen, die gleich Peitschenhieben auf André niedergesaust waren, die Verzweiflungslaute, womit er sie angefleht, sich ihrer selbst zu erbarmen, die Innigkeit, womit er sie beschworen hatte, zur Besinnung zu kommen, seine Bereitwilligkeit, zu vergeben, zu vergessen, wenn sie sich nur nicht dem Unglück der Enttäuschung, der Verlassenheit aussetzen wollte, alles war an ihr abgeglitten. Weder die Beschimpfung ihres Geliebten, noch die an sie gerichteten Bitten hatten sie zu rühren vermocht, die qualvolle Seelenpein des Mannes, der sie vergötterte, der vor Jammer schluchzte und mehr um sie als seiner selbst willen litt, hatte sie vollständig kalt gelassen.

Und doch hatte er recht, aber vom Schwindel erfaßt, war sie unfähig, es zu begreifen; der Liebeswahn hatte ihr Augen und Ohren verschlossen. Sie war nur noch ein Wesen, das der Naturtrieb fortreißt zu den trunkenen Wonnen einer Liebe, die sie sich ewig und göttlich schön ge-

dacht hatte. Dem hatte sie ihre Ehre, ihre Sicherheit, das Lebensglück des Gatten geopfert, aus dem strahlenden, sicher gegründeten, verheißungsvollen Aufbau ihres Lebens hatte sie einen Trümmerhaufen gemacht.

Was war das Ergebnis? Grauen davor schüttelte sie jetzt. Ein einziges Jahr hatte genügt, die vernichtenden Prophezeiungen zu bestätigen, die Trélaurier ausgesprochen hatte, als er sie unter Tränen beschwor, nicht von ihm zu gehen.

Aber Annina sah ihrem Schicksal ins Antlitz, ohne zusammenzubrechen. Sie entwickelte so viel Tapferkeit im Ertragen der Folgen, als sie Verwegenheit entwickelt hatte, um das Recht ihres Handelns zu erobern. Sie hatte bebewußt, freiwillig gehandelt, sie mußte also den daraus entstandenen Widerwärtigkeiten die Stirne bieten, sie zu überwinden trachten. Aber ihre Lage war sehr ernst, das wurde ihr immer klarer, und ihr überreiztes Hirn, von dem plötzlich die Dumpfheit gewichen war, machte sich rasch ans Werk, die möglichen Lösungen zu prüfen und zu einem Entschluß zu gelangen. Mit Bestürzung mußte sie erkennen, daß sie sich ohne jede Bürgschaft, ohne jede Sicherheit, wie eine Wahnwitzige in das Abenteuer ihrer Liebe gestürzt hatte. Zwischen ihr und André hatte nie, in keinem Augenblick ein Gleichgewicht der Gefahren bestanden: sie gab alles hin, er fast nichts. Als sie ihm die Abreise angeboten hatte, war sie dem Verhängnis entgegengeeilt, und als er darauf einging, sie zu begleiten, bedeutete das für ihn nicht mehr als eine Vergnügungsreise mit einer hübschen Frau, in die er verliebt war. Er konnte diese Vergnügungsreise ausdehnen oder abkürzen, je nachdem sie ihm Annehmlichkeiten und Vorteile bot, sie aber . . .!

In einem Augenblick ermaß sie den Abstand, der zwischen ihrer und seiner Verantwortlichkeit, ihren und seinen Verpflichtungen lag. Sie begriff die ganze Gefährlichkeit ihrer

Lage. Wenn André ſie weniger lieben, ſie gar zu lieben aufhören würde, war ſie verloren, wurde ſie geſellſchaftliches Strandgut. Die Notwendigkeit, den Geliebten feſtzuhalten, ſich mit aller Gewalt an ihn zu klammern, wurde ihr klar, aber als ſie in ihren Gedanken an dieſen Punkt gekommen war, ließ ſie mutlos den Kopf ſinken. Sich anklammern an den Mann, den ſie liebte, war das nicht das ſicherſte Mittel, ihn ſich zu entfremden? Würde ihm ihre Treue nicht läſtig werden, wenn er ihrer einmal überdrüſſig war?

Entſetzen ergriff ſie, es flimmerte ihr vor den Augen und ſauſte in ihren Ohren, und ihr war, als ob das Meer, das unabſehbar wie eine Türkiſenſchale vor ihr lag, heraufſteige bis an ihre Füße, um ſie zu verſchlingen. Vor ihrem inneren Blick tauchte das Bild entehrender Streitigkeiten, harter Forderungen, grauenvoller Hilfloſigkeit auf, und ſie hatte die beſtimmte Empfindung, daß es weit beſſer wäre, in dieſer blau ſchimmernden Unendlichkeit klaren Waſſers friedlich den letzten Schlaf zu ſchlummern, als verbiſſen um ein Herz zu kämpfen, das ſich ihrer Treue entziehen, ihrer Zärtlichkeit verſchließen würde.

Allein das Schreckensgeſicht entſchwand, Annina beruhigte ſich in dem Gedanken, daß ihre Angſt gegenwärtig noch unbegründet, daß von allem, was ſie zu fürchten hatte, noch nichts eingetreten ſei. Schließlich hatte ſie ja nur eine Warnung erhalten, die ſie hellſehend gemacht hatte, fähig, ſich zu verteidigen. Um ſo zu erſchrecken, mußte ſie doch warten, bis ſie angegriffen wurde. André war ja noch immer voll Zärtlichkeit, voll Leidenſchaft. Ein Verſchwender, ein Menſch, dem alles Geld durch die Finger rann, das war er freilich, aber es war noch nicht bewieſen, daß die Rückſicht auf Annina ſeine Verſchwendung nicht im Zügel halten, daß ſeine Neigung nicht ausreichen würde, ihn zur Beſchränkung ſeiner Anſprüche zu veranlaſſen. Sie ſtand auf, dehnte, um des ſchmerzlichen Eindrucks Herr zu

werden, ihren Spaziergang bis in die Nähe des auf dem Mont Bovon erbauten Forts aus und kehrte dann auf ſtillen Waldwegen zur Villa zurück.

Wenn ſie in den wirklichen Gemütszuſtand des Mannes, der jetzt ihr einziges Intereſſe im Leben bildete, einen Einblick hätte gewinnen können, ſo würde ſie ſowohl befriedigt als beunruhigt geweſen ſein. Dieſer war nicht leicht zu entwirren. Der Vicomte liebte Annina unbedingt, ja, wenn er darüber nachdachte, kam es ihm ſelbſt unbegreiflich vor, daß nach Verlauf eines Jahres ſein Verlangen nach ihr noch ſo lebhaft war als am erſten Tag. Noch nie hatte ſein Herz derartige Beſtändigkeit gezeigt. Der junge Lebemann wunderte ſich ſelbſt darüber, ja es beunruhigte ihn ſogar, und er fragte ſich, ob dieſe unnatürliche Dauer ſeiner Gefühle nicht einige Genußmüdigkeit verrate. Daß ſeine ſchöne, wechſelvoll auflodernde Glut vergangen war, bedeutete am Ende ein Zeichen des Verfalls? Sollte er ſchon alt werden? Das wollte er nicht zugeben, und ſo räumte er Annina die Ehre ein, ſeine Gewohnheiten gewandelt zu haben.

In Wirklichkeit liebte er ſie, wie er nie zuvor geliebt hatte. Die ſtolze Entſagung der jungen Frau, das vollkommene Geſchenk ihrer ſelbſt, rührten ihn, ſo hart und ſelbſtſüchtig er ſonſt war. Die ſieghafte Macht ihrer Schönheit, die überall, wo ſie hinkamen, derart Aufſehen erregte, daß ſie ſich faſt verkriechen mußte, um nicht unbeſcheidene Neugier und leidenſchaftliche Huldigungen hervorzurufen, ſchmeichelte André. Er hatte die Genugtuung, die ihm dieſe Triumphe bereiteten, noch nicht erſchöpft, und er konnte auch die großherzige Freigebigkeit nicht verkennen, womit Annina ſich für ihn beraubte. Obwohl es ihm unbequem war, ſeine Gedanken auf materielle Fragen zu heften, bewahrte er doch der Geliebten eine gewiſſe Dankbarkeit für die Vorteile, die ſie ihm verſchaffte.

Trotz alledem gärte eine gewiſſe dumpfe Mißſtimmung

in ihm. Seit Annina ihm erklärt hatte, daß ſie entſchloſſen ſei, ſich nicht mehr an Trélauriers Kaſſe zu wenden, war das Geld knapp geworden im Hauſe. Die Kaſſette, worin Annina ihre Kaſſenſcheine zu verwahren pflegte, war mit einem Male leer, wie eine verſiegte Quelle, ſie enthielt nichts mehr als das Scheckbuch des Hauſes Barante, aber Annina hatte ja erklärt, ſie würde ſich deſſen nicht mehr bedienen, und ſomit waren die Blätter ungefähr gerade ſo viel wert, wie das dürre Laub, worein ſich die Goldklumpen im Märchen verwandeln. André hatte mehr als einmal die Kaſſette geöffnet und das Scheckbuch durchgeblättert, aber das weiße Papier war nur mit Frau Trélauriers Unterſchrift in Geld zu verwandeln, und dieſe Unterſchrift wollte Annina, wie ſie beſtimmt geſagt hatte, nicht mehr geben. Wozu alſo dieſes Bündel weißer Blätter mit dem blauen Druck, der feinen Vignette an der Abreißſtelle und der verführeriſchen leeren Stelle, wo man die Zahlen hinzuſchreiben hatte? Gut für ..... Man brauchte nur hunderttauſend hinzuſetzen und es war gutes Geld, lebendiges, klingendes, das ſo gern über den grünen Tiſch gerollt wäre, und das der Kaſſierer einer beliebigen Bank ausbezahlt haben würde, ohne eine Miene zu verziehen.

Damit war es zu Ende. Dieſer Scheckblock, der ſo viel Kredit und Macht enthielt, ſchlief, ohne daß André ihm einen noch ſo beſcheidenen Vorſchuß hätte entlocken können, und in ſeiner Kaſſe war eine ſolche Ebbe, daß ihn ſeine Machtloſigkeit dem Schatz gegenüber, der gegen all ſeine Gelüſte unerbittlich blieb, geradezu außer ſich brachte. Er war überzeugt, daß, wenn er eine bedeutende Summe zur Verfügung gehabt hätte, gerade jetzt das ſo lang erwartete Glück eingekehrt wäre. Seit acht Tagen war im Rivieraklub eine ungeheure Partie im Gang, ein Kampf zwiſchen ſämtlichen Spielern und einem öſterreichiſchen Adeligen, einem Grafen Czethiani, der Bank hielt und mit

unverſchämtem Glück gewann. André wurde aufgefordert, an dem Angriff teilzunehmen, den die ganze Geſellſchaft von Spielern gegen den fabelhaften Glückspilz ausführen wollte, er hatte es aber abgelehnt, obwohl ihm ſein Inſtinkt ſagte, daß das Glück drauf und dran ſei, ſich von dem Bankhalter abzukehren, und daß ſich eine einzigartige Gelegenheit biete, mit einem Schlag ſo viele Verluſte hereinzubringen. Er hatte eben nur einige armſelige Tauſender zur Verfügung und war ein zu erfahrener Spieler, um nicht zu wiſſen, daß wer ſich an einem hohen Spiel beteiligt, ohne die Mittel, auch im Falle des Verluſts eine Nacht hindurch fortmachen zu können, dem Feldherrn gleicht, der ohne Reſerven ſich in eine Schlacht einläßt. Er enthielt ſich alſo des Spiels, war aber wütend. Ohne ſpielen zu können, ging er lieber gar nicht in den Klub, und ſo kam es, daß er ſich bei Lady Brandon einführen ließ.

Dieſe einſtige amerikaniſche Sängerin, die von einem engliſchen Pair geheiratet wurde, beſitzt am Carabacel eine prachtvolle Villa, deren grünender Park mit Marmorſtatuen geſchmückt iſt. Auf dem höchſten Punkt des hügeligen Geländes erhebt ſich in leuchtendem Weiß ein Tempel mit kannelierten Säulen, den die dankbare Diva der Muſik errichtet hat. Lady Brandon, die jetzt eine Fünfzigerin iſt, beſaß einſt die ſchönſte Stimme, die man je gehört hat. Ihre Triumphzüge durch die ganze Welt hatten ihr Millionen eingetragen, und zum Überfluß hatte ſie noch einen ſteinreichen engliſchen Lord, einen leidenſchaftlichen Muſikfreund, derart fanatiſiert, daß er ihr ſeinen Namen gab, worauf ſie von der Bühne zurücktrat. Die Villa Brandon iſt während der Nizzaer Fremdenzeit der Sammelpunkt aller berühmten Künſtler, die an der Riviera reiſen, und die dort ſtattfindenden Konzerte, die zur Freude des Hausherrn alle berühmten Virtuoſennamen aufweiſen, haben einen bedeutenden Ruf.

Als der Vicomte von Preigne bei Lady Brandon eingeführt wurde, war der franzöſiſche Meiſter Vignot Gaſt des Hauſes. Er hatte den großen Tenor Villedeuil mitgebracht, und von Italien her war eben die Cortazzi angekommen, die rotblonde Venezianerin, die in Verdis Othello Tamagnos Erfolg faſt verdunkelte und die für die größte und zugleich exzentriſchſte Künſtlerin der Sängerwelt gilt. Sie iſt ſehr ſchön, wenn auch nicht mehr ganz jung, und von einer Leichtfertigkeit der Sitten, die es verbieten würde, ſie in guter Geſellſchaft zu empfangen, wenn ihr ungeheures Talent nicht ein mildernder Umſtand wäre. Sie war in voriger Woche unverſehens bei Lady Brandon eingetroffen, ſchmerzverſtört, ſchwarz verſchleiert, voll Todesſehnſucht, weil der junge Maëſtro Varderella ihr eine Komödiantin niedrigſter Gattung vorgezogen hat.

Vignot hatte die verzweifelte Stimmung der Cortazzi benützt, um ſie in kleinem Kreis die Arie der Dido aus den Trojanern ſingen zu laſſen, und Lord Brandon erklärte der ſchönen Verlaſſenen im Überſchwang der Kunſtbegeiſterung kalt lächelnd, daß er ganz glücklich ſei über ihr Herzeleid, weil ſie dadurch die Schmerzen von Berlioz' Heldin ſo unvergleichlich vortrage. Dieſe Lobſprüche hatten die Stimmung der Künſtlerin ein wenig gehoben, und ſie hatte ſich bewegen laſſen, von Schwarz zu Perlgrau überzugehen. Am Tag nach dieſer Geſangsaufführung wurde André von Preigne durch ſeinen Freund Robert Chelmsford bei Lady Brandon eingeführt. Er trug einen einfarbigen grauen Anzug mit einem Strohhut, worin er nicht älter als zwanzigjährig ausſah. Bei ſeinem Erſcheinen wurden die Augen der Venezianerin ſtarr, eine ſeltſame Arbeit ſchien ſich in ihrem Geiſt zu vollziehen. Sie kam aus der dunklen Ecke hervor, worin ſie ihrem Liebeskummer nachgehangen hatte, und trat zu der Gruppe, der ſich der junge Pariſer mit lächelnder Anmut beigeſellt hatte. Man erzählte Anekdoten

aus der Stadt, Klubklatſch und lachte fröhlich, als ſich plötzlich die Cortazzi in den Kreis drängte. Das Spitzentuch, das ihr wundervolles rotblondes Haar verborgen hatte, war auf die Schultern heruntergefallen, neues Leben färbte ihre Wangen und der Lippen ſtrenger Bogen hatte ſich gelöſt; ſie zeigte ſich teilnehmend, anmutig, und alle hatten den Eindruck, daß niemand als der Vicomte von Preigne dieſe Umwandlung hervorgebracht hatte. Er allein beachtete ſie nicht und ſchien ſehr überraſcht zu ſein, als Chelmsford auf dem Heimweg lächelnd zu ihm ſagte: „Nun, Teuerſter, Sie haben Ihre Zeit nicht verloren! Die Cortazzi iſt auf dem Sprung, Romeo und Julie mit Ihnen zu ſingen.“

„Machen Sie doch keine faulen Witze!“

„Fällt mir gar nicht ein! Lady Brandon, die dieſe Cortazzi genau kennt, ſagte, indem ſie mir die Teetaſſe hinbot: ‚Sehr nett von Ihnen, daß Sie uns den Vicomte gebracht haben, nun können wir mit Helena — ſo heißt die Cortazzi — machen, was wir wollen, vorausgeſetzt, daß der hübſche junge Menſch dabei iſt!‘“

„Entſchuldigen Sie, zur Anregung von Sängerinnen habe ich den Beſuch nicht gemacht!“

„Reden Sie nicht ſo leichthin von der Cortazzi! Seit der Patti hat kein Stern ſo hell geſtrahlt. . . . Einer ſolchen Künſtlerin zu gefallen, iſt nur ſchmeichelhaft!“

„In der erſten Jugend ſcheint mir die Dame nicht mehr zu ſtehen, nicht einmal in der zweiten . . .“

„Hören Sie Ihre Stimme! Dann werden Sie ihr höchſtens zwanzig Jahre geben!“

„Ich habe nie viel Geſchmack an den Damen vom Theater finden können und die Muſik iſt mir ein Greuel . . .“

„Sagen Sie das nicht!“

„Gewiß ſage ich das und wiederhole es mit tiefſter Überzeugung! Dieſe fette Paduaner Henne mit dem roten Schopf hat gar nichts Verlockendes für mich, und wenn

man ſie überdies noch ſingen hören muß, ſo mache ich mich aus dem Staub."

„Ketzer!"

Die beiden Freunde verabſchiedeten ſich, und André ging nach Hauſe, wo er Annina in ungewöhnlich ernſter Stimmung vorfand. Sie hörte mit zerſtreuter Miene an, was er ihr von ſeinem Beſuch bei Lady Brandon erzählte, wobei er mit weibiſcher Eitelkeit den Eindruck ſchilderte, den er auf die Sängerin gemacht hatte. Er beſchrieb indes deren Perſönlichkeit in ſo ſpaßhafter Weiſe, daß Annina endlich lächelte. Zur Eiferſucht neigte ſie nicht, und ſie hielt André nicht für fähig, ſie zu hintergehen. Er hätte es ja ſo leicht gehabt, ſich von ihr zu trennen, daß ihr der Gedanke, es könnte den Geliebten reizen, ihr eine Nebenbuhlerin zu geben, gar nicht in den Sinn kam.

„Wenn deine Anweſenheit bei Lady Brandon genügt, die Sängerin anzuregen, daß ſie Wunder tut," ſagte ſie, „ſo wäre es ſehr unliebenswürdig, den vielen Gäſten, die in der Villa Carabacel Kunſtgenüſſe ſuchen, dieſen Dienſt zu verſagen."

„Du biſt eine ſeltſame Frau, Annina," verſetzte der Vicomte mit einem Anflug von Gereiztheit. „Ich ſage dir doch, daß dieſe Komödiantin ſich mir ſchamlos an den Hals wirft?"

„Du haſt doch wohl nicht zu befürchten, daß ſie dich bis hieher verfolgt? Du ſollſt ſie ja nur zum Singen bringen!"

„Und wenn ſie, nachdem ſie geſungen hat und alle andern vergnügt ſind, zu mir ſagt: ‚So, nun will ich meinen Lohn.' Was ſoll ich dann für ein Geſicht machen?"

„Ach, lieber André, wenn ſie die alte Dame iſt, die du mir ſchilderſt, wirſt du dich ſchon aus der Schlinge zu ziehen wiſſen," warf Annina etwas boshaft hin. „Vielleicht daß ich dich gar nicht zu dieſer Gefälligkeit gegen

Lady Brandon ermuntert hätte, wenn die Sängerin jung und hübſch wäre! Aber du weißt es ja, daß ich blindlings an dich glaube."

Anninas Sicherheit verdroß den Vicomte; er war es nicht gewöhnt, für harmlos angeſehen zu werden.

„Ein ſolches Vertrauen haſt du zu mir?" fragte er.

Anninas Augen flammten, und ihre Stimme zitterte, als ſie ihm zur Antwort gab: „Was ſollte aus mir werden, wenn ich nicht mehr vertrauen könnte, wo ich mich ganz und gar hingegeben habe? Mein Leben iſt nur möglich unter der Vorausſetzung, nicht an dir zu zweifeln. Wenn ich nur den Schatten eines Mißtrauens gegen die Aufrichtigkeit deines Gefühls für mich hätte, glaube mir, daß ich eine ſo furchtbare Unſicherheit nicht ertragen könnte und unverweilt ein Ende machen würde."

„Und auf welche Weiſe, wenn ich bitten darf?" fragte er mit dem Lächeln eines ſeiner ſelbſt gewiſſen Menſchen.

„Indem ich fortginge, ohne einen Blick nach rückwärts zu werfen, mich für immer von dir trennte."

„Das vermöchteſt du?"

„Ich würde daran ſterben, aber Verrat ertrüge ich nicht. Von allem Unrecht, das du gegen mich begehen könnteſt, würde es für dieſe Schuld allein keine Verzeihung geben."

„Was, Annina, du würdeſt mich verlaſſen?" ſagte André mit ſeinem bezauberndſten Lächeln.

„Ja, mein Freund, ohne Zögern, ohne Erwägen, ohne inneren Zwieſpalt. So groß iſt mein Grauen vor Lüge und Falſchheit."

Sie ſah eine Weile nachdenklich vor ſich hin, dann ſetzte ſie hinzu: „Wenn ich mein Haus verlaſſen habe, um der Schmach einer Zweiteilung zu entgehen, gegen die ſich meine Natur empörte, ſo werde ich wohl nicht ertragen, daß der Mann, der mich liebt, mir Nebenbuhlerinnen gibt!"

Der Vicomte, dem dieſe Wendung des Geſprächs etwas unheimlich vorkam, brach es ab, und da es zehn Uhr war und er ſich bei Annina nicht ſehr behaglich fühlte, nahm er Hut und Überrock und ging in den Klub. Nachdem er ſich eine Weile in den Sälen herumgetrieben, trat er in das Zimmer, wo Baccarat geſpielt wurde, und wo der öſterreichiſche Graf mit geradezu verletzender Verbindlichkeit fortwährend den Gegnern ihr Geld abnahm. Chelmsford, dem das Blut ſtark zu Kopf geſtiegen war, rief, André bemerkend: „Sie, mein Lieber, ſollten uns helfen, dies unerhörte Glück zu brechen. Da iſt ein Einſatz von zwölf und einer von neun auf der andern Seite ...“

Als ob dem Vicomte eine innere Stimme zuriefe: „Tu's!“ wandte er ſich ohne Zögern an den Klubdiener: „Bringen Sie mir tauſend Louis.“

Zum erſten Male, ſeit er in Nizza war, am Spieltiſch Platz nehmend, begann er, die Bank mit Einſätzen von hundert Louisdor anzugreifen, und als ob das Glück nur ſeine Ankunft abgewartet hätte, um wetterwendiſch zu werden, verließ den Bankhalter ſein Stern. In Zeit von zwei Stunden mußte der Graf Czethiani zweihundertzwanzigtauſend Franken herausrücken, wovon André achtzigtauſend zufielen. Um ein Uhr morgens kam er, ganz von ſeinem Triumph erfüllt, in zärtlicher Stimmung nach Hauſe. Endlich fühlte er wieder feſten Grund unter den Füßen. Das Glück hatte aufgehört, ihm zu grollen, jetzt war er wieder er ſelbſt und in ſeiner vom Erfolg beflügelten Phantaſie ſtand die Cortazzi wieder mit allen Vorzügen da, die ſeine mürriſche Laune ihr ſtreitig gemacht hatte. Ja, der Aberglaube des Spielers führte dahin, daß er dem plötzlichen Intereſſe, das die Italienerin ihm zugewendet hatte, den Umſchlag ſeines Mißgeſchicks zuſchrieb, wofür er im geheimen ſeit ſechs Monaten Annina verantwortlich machte. Die Sängerin gewann für dieſen Fetiſchanbeter

die Bedeutung eines Glückbringers, und als er ſich am andern Morgen, eine Melodie ſummend, in ſeinem Ankleidezimmer fertigmachte, dachte André: „Wenn mich dieſe Cortazzi mit ihren wundervollen ſchwarzen Augen — daß ſie ſchöne Augen hat, iſt nicht zu leugnen — jeden Tag anſähe, wie ſie mich geſtern anſah, wäre ich bald aus der Klemme.“

Achtes Kapitel.

Valançon arbeitete in ſeinem Atelier am Beiwerk des prachtvollen Porträts einer Miß Crauſhaw aus Philadelphia, das er in Auftrag hatte. Der Tag ging zur Neige, das tiefe Blau des Himmels begann grünlich zu ſchimmern, während die Sonne feuerrot, wie eine glühende Kugel in der Richtung der Leriniſchen Inſeln ins Meer hinabſtieg. Géraldine trat ein, beſah ſich das Bild, machte eine kleine Ausſtellung, die der Künſtler berechtigt fand, und ließ ſich dann ihrem Mann gegenüber auf ein kleines Stühlchen nieder.

„Ich bin ſo verblüfft, als man nur ſein kann. Den ganzen Tag geht mir im Kopf herum, was du mir heute früh geſagt haſt, und ich komme zu keinem Entſchluß. Wie denkſt du denn ſelbſt darüber?“

„Ach, Kindchen, das iſt eine heillos ſtachelige Geſchichte! Die Mitteilungen, die man mir über dieſen Grafen Czethiani gemacht hat, können ja möglicherweiſe unrichtig ſein, und dann hätte man ſich eine böſe Geſchichte auf den Hals geladen. Mich geht's auch ſchließlich gar nichts an, ob dieſer Ungar, der in Wirklichkeit keiner ſein ſoll, ein Grieche iſt oder ſonſt etwas! Er betrüge die Dummköpfe, die gegen

ihn ſpielen, ſagt man. Wer heißt ſie denn ſpielen? Der Vicomte von Preigne iſt einer davon ... für den habe ich nun am allerwenigſten Teilnahme. Wenn wir nicht annehmen müßten, daß er Frau Trélauriers Geld verſpielt, ſo würde ich's ihm nur gönnen, wenn er ſich zu Grunde richtet."

„Wenn ſich's nur um ihr Geld handelte, würde mir ſelbſt das keinen Kummer bereiten," fiel Géraldine ein. „Aber da iſt ja auch eine Frau im Spiel, dieſe Italienerin, mit der er ſeit einer Woche den ganzen Tag zuſammenſteckt. Das iſt das Schlimme. Was für eine Canaille der Kerl doch iſt!"

„Stimmt."

„Valançon, deine kleinen Pinſelſtriche auf dem Kleid dieſer Amerikanerin gehen mir auf die Nerven. Willſt du nicht ſo gut ſein, die Palette beiſeite zu legen und mich anzuſehen? Nur wenn ich deine Augen ſehe, weiß ich, was du wirklich denkſt! Was würdeſt du an meiner Stelle tun?"

„Das weiß ich nicht."

„Mein Gott, du biſt unausſtehlich! Irgend etwas muß ich doch tun!"

„Ich ſehe nicht recht ein, weshalb."

„Du meinſt, ich ſolle den Dingen ihren Lauf laſſen? Aber dann wird entſetzliches Unglück geſchehen!"

„Was für ein Unglück?"

Valançon legte die Palette endlich weg, wandte ſich Géraldine zu, ſteckte ſich eine Zigarette an und hüllte ſich in Rauchwolken.

„Was für ein Unglück?" wiederholte die junge Frau. „Ja, wenn Annina erfährt, daß Preigne ſie hintergeht, gemein hintergeht ..."

„Hintergehen iſt immer gemein."

„Mit der Cortazzi ..."

„Was weißt du denn davon? Du warſt ja nicht dabei.“

„Ach, wie dumm du dich heute ſtellſt! Du glaubſt, daß die Perſon mit ihren vierzig Jahren dieſen hübſchen Burſchen an ſich lockt, um die muſikaliſchen Umwälzungen in der italieniſchen Geſangſchule zu erörtern? Hm, glaubſt du wirklich?“

„Ich wünſche aus Herzensgrund, daß dieſer junge Laffe, der ſich vor einem Jahr über Vernaut und mich luſtig machte, indem er uns ſein Wort gab, daß Frau Trélaurier, mit der er noch am nämlichen Abend durchging, nicht ſeine Geliebte ſei, von der Perſon genasführt und mit allen ihm gebührenden Ehrenbezeigungen an die Luft geſetzt werde!“

„Ja, du Unglücklicher, wie denkſt du dir denn Anninas Gefühle dabei? Anninas, unſrer Freundin, Trélauriers Frau?“

„In der Lage, worin ſie ſich befindet, könnte ihr gar nichts Beſſeres widerfahren!“

„Und wenn ſie ſich das Leben nimmt?“

„Daran wirſt du ſie verhindern.“

„Und wenn mir das nicht gelingt?“

„Nun, dann werden wir ſie beweinen,“ verſetzte Valançon gelaſſen. „Das wird immer noch beſſer ſein, als ſie verachten, ſie ſchließlich als eine Gefallene meiden zu müſſen. Verſteh mich recht, Géraldine, wenn Frau Trélaurier *jetzt* mit dem Vicomte bricht und ins rechte Geleiſe zurückkehrt, ſo kann ſie noch gerettet, kann ihr Ruf wiederhergeſtellt werden. Wühlt ſie ſich aber noch weiter hinein in den Schlamm, der mir dieſes Galgenvogels eigentliches Element zu ſein ſcheint, ſo iſt ſie endgültig verloren, und Trélaurier mit ihr, denn ich kenne Felix, er wird ſich nie darüber tröſten! Das größte Glück, das Annina widerfahren könnte, wäre, daß ſie zur Einſicht

käme, nicht nur über die Verſchuldungen des ſchönen André ihr gegenüber, ſondern auch über ehrloſe Handlungen, die er im Punkt des Geldes begeht. . . . Es ſteht nämlich nicht nur der Fall Cortazzi auf der Tagesordnung, ſondern noch andres, wovon ich dir bis jetzt nichts geſagt habe."

„Warum nicht? Worauf warteſt du?"

„Auf ſichere Beweiſe für das, was man mir bisher nur angedeutet hat. . . . Die Sache iſt die: vor zehn Tagen hat der Vicomte, wie du weißt, dem Grafen Czethiani eine bedeutende Summe abgewonnen, die er am Tag darauf wieder an ihn verlor, ſamt bei der Klubkaſſe entlehnten ſechzigtauſend Franken. Die mußten in der vorſchriftsmäßigen Friſt heimbezahlt werden, da gab's kein Fackeln. Herr von Preigne ſtellte ſich denn auch beim Bankhaus Seyton ein und erhob hunderttauſend Franken auf einen von Frau Trélaurier unterzeichneten Scheck auf Barante in Florenz. Der Bankier Seyton, den ich täglich bei den Craufhaws treffe, ein tadelloſer Ehrenmann, zahlte ſie aus, ohne die leiſeſte Schwierigkeit zu machen; da es ihm indeſſen ſonderbar vorkam, daß Herr von Preigne an ſeine Kaſſe kam, um einen Scheck der Frau Trélaurier zu erheben, bat er, ihm Entlaſtung zu geben. Der Vicomte ſchien davon nicht angenehm berührt zu ſein, unterſchrieb aber, was ihm vorgelegt wurde, und ging mit ſeinen hunderttauſend Franken davon. Als ſich nun Seyton die Unterſchrift des ſchönen André genauer anſah, fiel ihm namentlich in den großen Buchſtaben die Ähnlichkeit mit Frau Trélauriers Unterſchrift auf dem Scheck auf. Er beachtete den Umſtand indes zuerſt nicht weiter. Als aber der Vicomte, der in dieſer Nacht abermals unglücklich gegen den Ungarn geſpielt hatte, andern Tags wieder an der Kaſſe erſchien und einen Scheck von Frau Trélaurier über hundertfünfzigtauſend Franken einkaſſieren wollte, wurde Seyton ſtutzig und erklärte, daß er vorziehen würde, die Summe an Frau Trélaurier perſönlich

auszubezahlen. Bei dieſem Wort erblaßte der Vicomte, warf ſich aber in die Bruſt und nahm dem Bankier gegenüber eine ſo drohende Haltung an, daß dieſer, der ja ſchließlich keine Berechtigung hatte, ſolches Mißtrauen zu zeigen, auch den zweiten Scheck ausbezahlen ließ. Um aber ſein Gewiſſen zu beruhigen, ſchickte er beide Schecks an das Haus Barante in Florenz, mit der Anfrage, ob er unter dieſen Umſtänden fortfahren ſolle, auch weitere Schecks zu honorieren. Zu ſeiner großen Beſtürzung erhielt er vor drei Tagen ein Telegramm des Inhalts: ‚Unterſchrift gefälſcht. Nicht mehr zahlen. Berichten nach Paris . . .‘“

Valançon hielt inne und ſah ſeine Frau an, um den Eindruck ſeiner Worte zu genießen. Géraldine ſchlug beſtürzt die Hände zuſammen, blinzelte, als ob ſie aus einem Traum erwache, und rief dann mit ihrem gewohnten Ungeſtüm: „Der Schurke! Beſtiehlt ſeine Geliebte, um ſpielen zu können, und betrügt ſie mit der Sängerin, um ſich zu betäuben!“

„Gemach, gemach!“ mahnte Valançon. „Du biſt zu ungeſtüm. Laß die Tragödie doch ungeſtört ihre Entwicklung bis zur Peripetie durchlaufen, denn vor einer Tragödie ſtehen wir . . .“

„Da bin ich in meinem Element! Und du Heimlichtuer wußteſt ſolch haarſträubende Dinge und haſt mir nichts davon geſagt! Vorwärts, laß mich nicht verſchmachten . . . ich ahne unerhörte Greuel!“

„Du wirſt die Wahrheit nicht erraten. Sie iſt einfach, aber fürchterlich. Bühne und Roman geben nur blaſſe Schatten der Wirklichkeit, ſie ſelbſt aber iſt ganz anders, roh und offen, macht keine Zugeſtändniſſe an den Geſchmack des Publikums! Weißt du, was dieſer Lumpenkerl von Vicomte tat, nachdem ihm die Geldquelle verſchüttet war? Statt gegen den Ungarn zu ſpielen, der immer gewinnt,

hat er ſich mit ihm verbündet, und ſie halten jetzt auf gemeinſame Rechnung Bank."

„Und er weiß, daß es ein Gauner iſt?"

„Die einfache Tatſache dieſer Teilhaberſchaft iſt der beſte Beweis dafür! Ein leichtſinniger junger Menſch, der auf Koſten einer Frau gelebt hat — Vernaut hat uns ja darüber gründlich aufgeklärt —, fängt auch noch an, ihre Unterſchrift zu fälſchen. Kannſt du von dem auch nur einen Augenblick annehmen, daß er ſich mit einem Falſchſpieler großen Stils zuſammentäte, ohne zu wiſſen, wie es mit deſſen Spielmethode ſteht? Geh mir doch. Damit ſind wir am Höhepunkt angelangt. Als du mich vorhin fragteſt, was ich an deiner Stelle täte, habe ich dir zur Antwort gegeben, ich wiſſe es nicht, und ich weiß es auch ehrlich geſagt nicht. Man kann die Sache verſchieden auffaſſen, und in der Wahl der richtigen Lesart liegt die Schwierigkeit."

„Aber biſt du auch ganz ſicher, daß dieſer Graf Czethiani ein Gauner iſt?"

„Ach, du gehörſt noch zu den harmloſen Seelen, denen ein Titel Eindruck macht, ich aber ſage dir, je mehr Graf, je mehr Ungar er iſt, je mehr Orden er im Knopfloch hat, deſto mehr Grund zur Vorſicht! Du wirſt ſehen, daß er bei der Abwicklung der Affäre aus Marſeille ſtammen, Marius heißen und ſich ſtatt der Orden eines Aktenfaszikels mit ſiebzehn Verurteilungen zu rühmen haben wird. Mit dieſen ungariſchen Grafen nimmt es immer ein ſolches Ende!"

„Aber wer hat ſeine Kniffe beobachtet und Alarm geblaſen?"

„Damit kommen wir ins Poſſenhafte, das in keiner guten Tragödie fehlen darf, ſoll ſie anders wirkungsvoll ſein. Seit zwei Jahren heftet ſich ein alter Spießbürger, dem er, ich weiß nicht was, zuleide getan hat, und der ihm Rache

geſchworen, an des Vicomtes Ferſen. Wo der ſchöne André auch auftaucht, tritt der kleine Alte nach einiger Zeit auch auf den Plan, und unſre Blüte der Eleganz ſtößt überall auf dieſen jämmerlichen Philiſter, der nicht aufhört, ſeine Fährte zu verfolgen, ihm nachzuſpüren, ihn zu bewachen, nach ihm zu fragen, um verdrießliche Einzelheiten über ihn zu ſammeln, Ungünſtiges über ihn erzählen oder wenigſtens andeuten zu können. Mit wahrer Leidenſchaft ſchädigt er ihn, mit Liebe ſchwärzt er ihn an. Ich weiß von Vernaut, daß jener es war, der Trélaurier gewarnt hat, in der Hoffnung, dieſer würde den ſchönen André niederſchießen. Jetzt hat er, ich weiß nicht auf welche Weiſe, den Kommiſſär benachrichtigt, den die Pariſer Polizei kürzlich nach Nizza geſchickt hat, um einigen kleinen Unregelmäßigkeiten nachzuforſchen, die im Kurhaus einer Rivieraſtadt vorgekommen ſein ſollen. Er hat erreicht, daß dieſer ſehr findige Poliziſt einen Abend im Rivieraklub zubrachte, um das Spiel des Grafen Czethiani zu beobachten, kurz die Sache iſt zweifellos, und wenn der Graf ins Garn geht, wird der Vicomte mitgefangen."

„Aber wie kann man den Betrug überhaupt herausbringen?"

„Nimm einmal an, daß der vornehme Fremdling, wie es wahrſcheinlich iſt, ganz ruhig ein paar Serien Karten in die Taille einſchmuggelt, ſo braucht man ja, da die Zahl der Karten bekannt iſt, nur die auf dem Tiſch liegenden zu zählen, um zu wiſſen, wie viele hinzugefügt wurden."

„Und der Vicomte weiß das? Er iſt im Einverſtändnis mit dem Gauner?"

„Daß er's weiß, iſt mehr als wahrſcheinlich, denn er bleibt ja nach wie vor ſein Verbündeter. An ein Einverſtändnis, das heißt, daß der eine zum andern geſagt hätte: ‚Ich betrüge. Wollen Sie mir dabei helfen?' glaube ich nicht. Die beiden Spießgeſellen werden ſich wohl ſtill-

ſchweigend verſtändigt haben. Wahrſcheinlich hat der Ungar gemerkt, daß der Vicomte ſeinen Kniff durchſchaute und ihn ſich zu nutze machen wollte, und um ſich vor unliebſamen Zwiſchenfällen zu bewahren, ergab er ſich in die Teilung. Mit einem Augenzwinkern haben ſich die beiden Schurken als feine Männer von Welt dahin verſtändigt, ihre Kameraden gemeinſam zu plündern, und, der kleine Alte, der ihren Kniff entdeckte, hat in aller Stille die Verwaltung des Klubs benachrichtigt. Dieſe hat ſich entſchloſſen einzugreifen, wenn auch nur ſehr ungern. Ein derartiger Skandal kühlt die Spieler ab und macht, daß der Beſuch für dieſes Jahr flau wird, aber es muß etwas geſchehen, damit der Klub ſelbſt nicht in ein ſchiefes Licht kommt."

Valançon ſteckte ſich eine friſche Zigarette an, indes Géraldine ihren Gedanken nachhing.

„Einerlei!" rief ſie nach einer Weile. „Dein Vicomte von Preigne iſt ein ſauberer Patron, und Annina muß ihm aus den Klauen geriſſen werden, koſte es, was es wolle! Ich gehe ans Werk!"

„Aber behutſam, wenn ich bitten darf! Du ſetzt viel aufs Spiel. Frau Trélaurier wird nicht leicht zu überzeugen ſein. Das erſte, was ſie tun wird, iſt ſicher das, daß ſie den Vicomte warnt und ihn damit gegen die Gefahr wappnet. Man wird dann die Möglichkeit verlieren, ihn zu überführen, und er wird über Verleumdung zetern. Annina desgleichen, denn ſie wird ſich ohne Zweifel auf ſeine und nicht auf unſre Seite ſtellen."

„Aber ich kann doch die unglückſelige Frau nicht in dieſem Sumpf von Gemeinheit verſinken laſſen und die Hände in den Schoß legen, ſtatt ihr herauszuhelfen!"

„Es wäre beſſer, Preigne Zeit zu laſſen, ſich bloßzuſtellen. Iſt er einmal überführt, ſo kann man nicht mehr ſagen: ‚Ich glaube es nicht', denn man hat dann Tatſachen!"

„Ach Gott, du machſt mich ganz wirr! Was ſoll ich glauben, wozu mich entſchließen?“

Als ob der Zufall die Antwort auf dieſe Frage übernommen hätte, fuhr in dieſem Augenblick mit großem Getöſe ein Automobil am Gartentor vor und Frau von Préjean ſtieg aus in Begleitung von Saint-Yrieix, der als Samojede verkleidet zu ſein ſchien und deſſen Geſicht durch eine mit Stoff umkleidete Brille faſt ganz verdeckt war, ſo daß er an die „Eiſerne Maske“ erinnern konnte.

„Sieh mal!“ rief Valançon. „Du weißt dir nicht zu helfen, und da ſind Freunde von Frau Trélaurier, die dir raten können. Du haſt ja Zutrauen zu Frau von Préjean, die auch eine gute Frau iſt, wenn ſie ſich einmal entſchließt, ſtillzuſitzen. Triſtan iſt obendrein Anninas Vetter. Beſprich alſo die Sache mit ihnen und handelt gemeinſam. Es iſt jedenfalls beſſer, nur den dritten Teil der Verantwortlichkeit zu haben, für die Dummheiten, die etwa gemacht werden.“

„Gehen wir hinunter!“

Als ſie die Gäſte im Erdgeſchoß begrüßten, hatte Triſtan ſeine Ausrüſtung abgelegt und wieder Menſchenähnlichkeit gewonnen.

„Meine Liebe!“ rief Frau von Préjean, Géraldine die Hand drückend, „wir kommen von Turin über den Col di Tenda! Eine ganz außerordentliche Bergfahrt! Vierzig Kilometer in der Stunde, und zwar auf Straßen . . .“

Sie brach plötzlich ab und ſah Frau Valançon aufmerkſam an, dann fragte ſie in verändertem Ton: „Was geht denn vor ſich? Sie ſehen ja ganz verſtört aus! Iſt Ihnen etwas Unangenehmes zugeſtoßen?“

„Mir perſönlich nicht . . .“

„Wem denn?“

„Es handelt ſich um Annina . . .“

„Preigne hat ſie verlaſſen?“ rief die junge Frau aufgeregt.

„Wollte Gott, er täte es! Wenn's nur das wäre . . .“

„Sagen Sie mir alles! Triſtan, ſetzen Sie ſich! Wenn Sie ſich vor mir aufpflanzen wie ein Fragezeichen, werde ich nervös! O Gott, die arme Annina!“

Valançon gab ſeiner Frau einen Wink, ſich mit ihren Eröffnungen noch ein wenig zu gedulden.

„Verabreden wir zuerſt, daß Sie bei uns zu Tiſch bleiben! Wir müſſen etwa zu treffende Maßregeln mit Muße durchſprechen und gemeinſam handeln . . .“

„Abgemacht!“ ſagte Triſtan. „Ich will das Auto ins Hotel ſchicken, dann ſtehen wir ganz zu Ihrer Verfügung . . .“

„Und heute abend iſt doch Ihr Feſt im Kaſino?“ fragte Frau von Préjean. „Wir ſind eigens deshalb zurückgekommen! Es wird wunderſchön werden und ich habe einen entzückenden Domino . . .“

Als Saint-Yrieix zurückkam, ſetzte man ſich, und Valançon begann, den Freunden die Sachlage zu erklären.

— — — — — — — — — — — — —

Im „Engliſchen Haus“ hatte das Liebespaar unter vier Augen geſpeiſt. Jetzt war der Vicomte in ſein Ankleidezimmer gegangen, um Geld und Handſchuhe zu ſich zu ſtecken. Frau Trélaurier hatte es ihm abgeſchlagen, ihn zum Feſt zu begleiten, weshalb er eine gekränkte Miene zur Schau trug. Im Grund war ihm die Weigerung nicht ſo ſchmerzlich, denn ſie ließ ihm Ellbogenfreiheit. Er hatte verſprochen, Lady Brandon in der Villa Carabacel abzuholen und mit ihr hinzufahren. Lord Brandon hatte zwei Proſzeniumslogen genommen, die Zwiſchenwand entfernen und durch ſeinen Gärtner den erweiterten Raum mit herrlichen Kamelien ſchmücken laſſen. Alle Hausfreunde der Villa ſollten ſich im Theater treffen. Vignot war noch über dieſen Tag in Nizza geblieben, und die Cortazzi, die

feuriger, ausdrucksvoller und großartiger als je war, ſeit ſie ihren Maeſtro über Andrés ſchönen Augen vergeſſen hatte, erwärmte alle durch ihre verliebte Glut. Mit entblößten Schultern wandelte ſie durch die mondbeſchienenen Gärten, den Marmor der Statuen an leuchtendem Weiß beſchämend, und mit den Nachtigallen im Gebüſch um die Wette trillernd und tirilierend. Sie war von einer leidenſchaftlichen Glut verzehrt, die aus ihrem ganzen Weſen hervorbrach, aus dem Blitzen der Augen, dem Klang der Stimme, dem Stolz der Haltung. Lady Brandon, die ſich an dieſem herrlichen Aufblühen der heißblütigen Künſtlerin erfreute, begünſtigte, ſo viel ſie konnte, Preignes Begegnungen mit der Cortazzi. Als Vignot ihr lachend zum Vorwurf machte, daß ſie eine gefügige Beſchützerin des Leichtſinns ſei, hatte ſie ihm entgegnet: „Ach, mein lieber Meiſter, ſehen Sie, die Kunſt läutert ja alles! Die Hauptſache im Leben iſt nicht, die Moral zu bewachen, ſondern Schönheit hervorzubringen! Kann ein Abend wie der geſtrige, wo Helena ſo wunderbar geſungen hat, überhaupt zu teuer bezahlt werden? Was ſchadet es uns, daß ſie die ganze Herrlichkeit ihres Talents nur für dieſen jungen Blondkopf entfaltete? Uns hat ſie hingeriſſen, und das iſt das Weſentliche! Mag ſie ihn, wenn das Klavier geſchloſſen iſt, in ihrem Wagen entführen und mit ihm zu Nacht ſpeiſen, wenn ſie Luſt hat, mich kümmert das ſehr wenig!“

„Sie ſind eine Kupplerin des Erhabenen!“ warf der Komponiſt lachend hin.

„Wenn Sie wollen, ja, aber Lord Brandon weiß mir Dank dafür. Er war glücklich.“

„Und ich auch.“

Der Vicomte hatte trotz ſeines erſten abfälligen Urteils über die Sängerin nicht unberührt bleiben können vom Reiz dieſer feurigen Natur, die ſo ganz anders war als Annina, und die ſich in ehrlichen aber etwas auffälligen

Gefühlsäußerungen ergoß. Die Cortazzi gehörte nicht zu den Frauen, die ein stilles, heimliches Glück genießen können, sie brauchte prunkhafte Inszenierung, hellsten Lichtglanz, um ihre Vorliebe kundzugeben; es genügte ihr nicht, einen Mann anzubeten, die Welt mußte auch darum wissen. André mit seiner kühlen, schneidenden Klarheit hatte dem Überschwang der Venezianerin eine vernichtende Höflichkeit entgegengesetzt, und diese, die sich verschmäht glaubte, war darüber fast wahnsinnig geworden und hatte mit tragischer Heftigkeit vom Sterben gesprochen.

„Sappho letzter Akt. Ein Vorgebirge und eine unsterbliche Leier!" hatte der Vicomte gespottet. „Sie können etwas Gescheiteres tun, als sich in das bittere Meer zu stürzen! Nehmen Sie gütigst nicht Himmel und Erde zu Zeugen ihrer Gefühle, dann wird man Ihre Verzweiflung vielleicht lindern können. Nur keine Deklamation, keine Attitüden, keinen Lärm, oder ich reise nach Paris ab, denn alles, was dem guten Ton widerspricht, ist mir in der Seele zuwider!"

„Du bist ein Kieselherz!" hatte Helena geseufzt. „Weshalb bist du so schön, wenn du so unbarmherzig bist?"

„Mein Gott," hatte der Vicomte leichten Tons erwidert, „solche Sachen singt man, aber man sagt sie nicht! Opernlyrik — es gibt nichts Langweiligeres."

Ihm zu Gefallen hatte die Cortazzi ihre Liebeswut gedämpft, ihren Blick verschleiert und vor allem hatte sie gesungen. Ach, wenn sie sang, konnte sie wohl Herzen bewegen! Sogar André, der kühle, spöttische Pariser, war ergriffen, wenn Helena, von Vignot begleitet, das zauberische Metall ihrer wunderbaren Stimme ertönen ließ. Dann verging ihm der Spott über ihre pathetischen Reden, das Ungestüm ihrer Liebesäußerungen; die Kunst lieh der Sängerin Laute, die ihm das Herz umkehrten, und ihre dadurch verklärte Schönheit war unwiderstehlich. Wenn

André anfangs der Cortazzi ſeine Gunſt geſchenkt hatte, weil er ſich einbildete, ſie bringe ihm Glück im Spiel, ſo blieb ſeine Neigung trotz anhaltender Spielverluſte unverändert, weil er ſich dem Eindruck ihres herrlichen Talents nicht zu entziehen vermochte.

Dabei gärte im geheimſten Grund ſeines Weſens ein dumpfer Groll gegen Annina, deren zu keinem Zugeſtändnis bereite Liebe ihn für den Fall der Untreue ſo ſtolz mit völligem Bruch bedroht hatte. Andrés angeborener Widerſpruchsgeiſt war durch die ihm angedrohte Strafe für eine etwaige Übeltat wachgerufen worden, und dann war der Gegenſatz zwiſchen der ſchlichten, ernſthaften, ſchwermütigen Annina und dieſer phantaſtiſchen, überſchwenglichen, ſittenloſen Cortazzi ſo groß, daß er den unbeſchäftigten Mann um ſeiner ſelbſt willen ergötzte. Wenn man ihn vor die Wahl zwiſchen Helena und Annina geſtellt hätte, würde er die Sängerin mit Abſcheu von ſich geſtoßen haben, was ihn aber durchaus nicht hinderte, die Frau, die er wirklich liebte, zu hintergehen mit einer Perſon, über die er ſich luſtig machte, ſobald er nicht unter dem Zauberbann ihrer Künſtlerſchaft ſtand.

Als es zehn Uhr ſchlug, fuhr der von André beſtellte Wagen am Haus vor. Annina hörte es mit einem Seufzer, nicht weil ſie bereut hätte, dem Feſt fernzubleiben, ſondern aus Schmerz, daß er hinging. Sie konnte ſich nicht verhehlen, daß er ſie in letzter Zeit mehr als ſonſt vernachläſſigt hatte. Zu ſtolz zu einer Klage, ließ ſie ihm volle Freiheit, nach ſeinem Belieben zu gehen und zu kommen, aber ſie ſtellte mit Betrübnis feſt, daß Andrés Zärtlichkeit zwar dieſelbe geblieben war, ſeine Aufmerkſamkeiten aber bedeutend nachgelaſſen hatten.

Lächelnd trat er in glänzendem Geſellſchaftsanzug, eine Orchidee im Knopfloch, in ihr Zimmer; er ſchien in ſolcher Feſtesſtimmung zu ſein, daß die junge Frau ſich Vorwürfe

gemacht hätte, ſeine Laune zu trüben. Er kam auf ſie zu, nahm ihre Hand und liebkoſte ſie ſanft mit dem feinen duftenden Schnurrbart.

„Sag einmal, Annina, iſt dein Entſchluß ganz unwiderruflich? Keine Reue? Nichts leichter, als dich jetzt noch anders zu beſinnen! Der Domino, den ich dir beſorgt habe, liegt in deinem Ankleidezimmer, du brauchſt nur hineinzuſchlüpfen und mitzufahren . . ."

„Ach, ich wäre dir ja nur im Wege!" verſetzte ſie mit einem klugen Blick.

„Mir? Was fällt dir nur ein?" widerſprach André lebhaft, obwohl er errötet war. „Kommſt du nicht mit, ſo gehe ich in Lady Brandons Proſzeniumsloge, kommſt du mit, ſo führe ich dich in die des Klubs, und unter der Maske biſt du ja völlig ſicher. Außerdem würde ich, wenn dir das lieber wäre, all den Herren die Türe weiſen, die Loge für mich allein behaupten. Iſt's abgemacht? Kommſt du mit?"

„Nein! Ich bin ſchon am Einſchlafen, ich glaube, daß ich's gar nicht mehr fertig brächte, eine Nacht zu durchſchwärmen . . . ich wäre eine ſchlechte Geſellſchaft für dich. Du würdeſt dich nur langweilen. . . . Geh du nur mit deinen Freunden . . ."

„Ach, Annina! Auf dieſe Weiſe zwingſt du mich ja dazubleiben!"

„Das will ich um keinen Preis. Dringe nicht weiter in mich, du ſiehſt doch, daß ich nicht für derartiges tauge. Unterhalte dich gut und ſei vernünftig!"

„Ach, Liebſte, ich bin ja in einem Kreis alter Damen! Eine Generation, die noch vom Kaiſerreich ſpricht und ſich heimlich nach der Krinoline zurückſehnt!"

„Mache keinen Verſuch, mich zu beruhigen! Wenn ich an dir zweifelte, würde das, was du mir erzählſt, mein Vertrauen nicht ſtärken."

Sie lachten jetzt beide. André ſetzte ſich neben die

junge Frau und drückte sie, von seinem Gewissen gemahnt, mit solch glühender Leidenschaft an sich, daß Anninas Augen flammten. Ihre Lippen berührten sich, aber nach einem kurzen Augenblick machte sie sich frei und sagte in verändertem Ton: „Es ist Zeit! Mach, daß du fortkommst ..."

Er wollte sie wieder umschlingen, aber sie drängte ihn sanft zurück, richtete den Knoten seiner weißen Krawatte auf, rückte mit leichter Hand die Blume in seinem Knopfloch zurecht und sagte, ihn am Arm nehmend, schelmisch und mütterlich: „Ich werde dich in den Wagen setzen."

Sie traten in den Garten hinaus. Die Nacht war lau, voll milden Lichts, das vom sternbesäten Himmel ausstrahlte. Starker Erdgeruch stieg vom Boden auf und die Blumen dufteten, von der Abendkühle erfrischt, fast betäubend. Über das regungslose Meer goß der Mond seine blasse Klarheit, eine friedliche Heiterkeit umhüllte alle Dinge. Annina und André, die aneinandergeschmiegt durch die bläuliche Szenerie des geheimnisvollen Gartens schritten, verlangsamten unwillkürlich den Schritt, um den wonnigen Augenblick auszukosten. Der Kutscher, der sie kommen sah, sprang vom Bock und riß mit echt italienischer Dienstbeflissenheit den Schlag auf. Annina zog ihren Arm aus dem des Geliebten und bot ihm am Gartentörchen lächelnd die Stirn zum Kuß.

„Denke doch auch ein wenig an mich ..."

Er küßte sie und sprang in den Wagen. Der Kutscher trieb die Pferde an und Annina sah nur noch den zitternden Schein der Laternen auf der dunkeln Straße. Mit einem Seufzer wandte sie sich langsam zum Haus zurück, setzte sich an den Platz, den sie vorhin verlassen hatte und versank in Träumerei. Um sie her war tiefste Stille; die Dienstboten hatten sich in die unten gelegene Küche zurückgezogen. Annina konnte sich allein glauben in dem Häuschen, das so klein und doch für ihre Einsamkeit so groß war.

Wie lang sie wohl so gesessen haben mochte? Sie hatte alle Schätzung der Zeit verloren, als das Rollen eines Wagens sie aus ihrem Sinnen riß. Sie sah den Wagen am Garten halten und hatte die Idee, André komme zurück. Erstaunt und ein wenig beunruhigt schickte sie sich an, hinunterzugehen, als sie in dem zum Haus führenden Laubgang zwei Frauengestalten unterschied und eine Stimme, an der sie Frau von Préjean erkannte, von weitem rief: „Bleiben Sie, wo Sie sind, Annina, wir kommen!"

Jetzt wirklich beängstigt, blieb Annina im Rahmen der Türe stehen, oben an den Stufen, die vom Zimmer zum Garten herabführten. Der Umriß ihrer Gestalt hob sich dunkel ab von dem Lichtschein, der aus dem Zimmer drang, und der Mond fiel hell auf ihr schönes Gesicht, das in seinem Glanz sehr blaß erschien.

„Wer kommt denn mit Ihnen?" fragte sie besorgt.

„Ich bin's, Géraldine!"

„Ja, was ist denn nur?"

„Warten Sie! Wir sind gleich da."

Sie hatten die Terrasse erreicht, stiegen langsam die Stufen herauf und traten bei Annina ein. Beide Frauen sahen so ernst aus, daß Annina bei einem Blick in ihre Gesichter ein Frösteln überlief. Das Vorgefühl eines großen Unglücks bemächtigte sich ihrer, und voll Ungeduld, alles zu erfahren, blieb sie vor den Freundinnen stehen, ohne ihnen auch nur einen Sitz anzubieten. Als ob diese an Höflichkeit und Schicklichkeit gedacht hätten!

„Wir sahen Preigne wegfahren," begann Frau von Préjean rasch, „wir hatten nämlich an der Straßenkehre seinen Wagen abgewartet, denn wir wollten ihn nicht treffen. Er ist so gewitzt, daß er sofort Verdacht geschöpft hätte, und dann wäre alles verloren."

„Alles? Ja was denn?" stammelte Annina von furchtbarem Argwohn erfaßt.

Frau von Préjean ergriff ihre beiden Handgelenke und ſah ihr tief in die Augen, als ob ſie ihr die Überzeugung von ihrer ehrlichen Freundſchaft förmlich aufdrängen wolle.

„Annina, Sie wiſſen, daß ich Sie liebhabe, daß ich nicht fähig wäre, Ihnen zwecklos wehzutun, und daß, wenn ich Ihnen großen Schmerz bereite, es nur geſchieht, weil ich für Sie Großes davon hoffe . . .“

Frau Trélaurier war außer ſtande, mehr zu ertragen. Sie wurde leichenblaß, ihre ſchönen Augen ſanken ein, daß ſie ganz ſchwarz erſchienen, und ihre Lippen zitterten wie bei einem Fieberkranken.

„O mit einem Schlag!“ rief ſie. „Tötet mich mit einem Schlag, gebt mir das Gift nicht tropfenweiſe. André iſt mir untreu? Er verläßt mich? Ich bin verloren, nicht wahr?“

Ihre Finger krampften ſich unter Frau von Préjeans Händen zuſammen, daß ſie knackten. Sie wartete nicht mehr auf Antwort, ſie hatte ſie auf den verſtörten Geſichtern der Freundinnen ſchon geleſen. Mit einem Schmerzenslaut, aber immer noch ihrer ſelbſt mächtig und ſtark genug, ſelbſt die Verzweiflung zu bekämpfen, rief ſie: „Sagt mir, was ich tun muß, um ihn meiner Nebenbuhlerin zu entreißen, ihn wieder zu gewinnen, ihn mir zu retten!“

Géraldine hatte den Mut, ihr darauf zu entgegnen: „Setzen Sie ſich nicht zur Wehr, Annina! Geben Sie den Widerſtand auf! Der, den Sie zurückerobern möchten, iſt es nicht wert, daß Sie Anſtrengungen machen, ihn neu zu feſſeln. Trotz all Ihres Jammers wird es ein großes Glück für Sie ſein, beizeiten von ihm befreit zu werden und nicht die entſetzliche Qual durchmachen zu müſſen, den Mann, den Sie geliebt haben, zu Grund gehen zu ſehen.“

„Aber was hat er denn begangen? Kann ich's ihm nicht verzeihen?“

„Wenn Sie ſchwach genug wären, Nachſicht zu üben, Annina," erklärte Frau von Préjean, „ſo werden andre umſo unerbittlicher ſein. ... Sie fragen, was er begangen hat? Ach, es ſind der Fehler gar viele und ſehr ernſte gegen Sie, aber noch hundertfach ſchwerere gegen ſich ſelbſt!"

Von allem, was an Anninas Ohr drang, nahm ſie nur das eine in ſich auf: André hatte ſich gegen ſie vergangen, das allein beſchäftigte ſie. Unrecht gegen andre? Was lag ihr daran? Sollte ſie ſich um andre kümmern, wenn ihr Glück, ihre Sicherheit, ihr Leben auf dem Spiel ſtanden! Vor allem wollte ſie Klarheit haben über das, was ſie perſönlich betraf. Nachher kam das übrige, und wenn André einen Mord begangen haben würde, ſo mußte es leicht ſein, ihn davon freizuſprechen, wenn er nur ihr gegenüber ohne Schuld war. Unſühnbar konnte nichts ſein, als der Verrat, alles ließ ſich rechtfertigen, nur nicht die Liebesſchuld. Sie ſetzte ſich auf einen Diwan, zog die beiden Frauen neben ſich nieder und ſagte, beider Hände mit aller Glut ihrer Herzensangſt preſſend: „Ihr ſagt, er betrüge mich; jetzt gilt es, euch darüber zu erklären! Wenn er das tut, nach all ſeinen Gelöbniſſen, ſeinen Verpflichtungen, meinen Opfern, ſo iſt er ein Elender! Aber ihr müßt mir ohne Schonung alles mitteilen, damit ich auf Grund genauer Kenntnis der Tatſachen urteile. Ich erwarte von eurer Freundſchaft rückhaltloſe Aufrichtigkeit. Euer Kommen beweiſt ja, daß ihr entſchloſſen ſeid, alles zu ſagen. Alſo, bitte, klärt mich auf! Ich höre. Die Frau, welche Frau?"

„Die Cortazzi," verſetzte Géraldine.

„Eine Sängerin! Ja, von der hat er mir in den letzten acht Tagen mehrmals geſprochen! Was für eine Perſon iſt es denn? Er machte ſich luſtig über ſie, zog ſie immer ins Lächerliche ... ohne Zweifel, um mich irrezuführen! Ihr ſeht, ich zweifle nicht an dem, was ihr mir

ſagt. ... Ihr klagt dieſe Cortazzi an, und ich beſtreite nicht, daß das Verhältnis beſteht, denn wenn ihr nicht Beweiſe hättet für eure Behauptung, ſo wäre dieſes Eingreifen ja unbegreiflich und grauſam!"

Sie ſprach mit fieberhafter Zungenfertigkeit. Ihr Blick war ſtarr, ihr Geſicht leichenbleich, und ſie erſchreckte jetzt Frau von Préjean wie Géraldine derart, daß ſie es faſt bereuten, gekommen zu ſein, und ſich fragten, ob Vernunft, Gerechtigkeitsſinn und Freundſchaft ihnen wirklich das Recht gäben, dieſes Herz, deſſen ſchmerzliches Zucken ſie mitanſehen mußten, derart zu quälen.

„Annina, glauben Sie uns, daß wir nur nach langem Zögern zu Ihnen kamen," verſetzte Frau von Préjean. „Wir taten es erſt, als wir Gewißheit hatten, daß wir Sie vor dem Greuel eines furchtbaren Skandals bewahren müſſen, der, wenn Sie darein verwickelt würden, auch über Ihnen zuſammenſchlagen würde. Über die Beziehungen der Cortazzi zu Herrn von Preigne beſteht kein Zweifel, ſie ſind in dem Kreis der Lady Brandon, die ſie begünſtigt, vollſtändig bekannt. ..."

„Was habe ich dieſer Frau zu Leid getan?" fiel ihr Annina ins Wort. „Ich kenne ſie ja gar nicht! Weshalb trägt ſie dazu bei, mir den Geliebten zu ſtehlen?"

„Dafür hat Lady Brandon eine Entſchuldigung in ihrer äſthetiſchen Weltanſchauung, die das Schöne über das Gute ſtellt und alles verzeihlich findet, wenn es nur der Kunſt zu gute kommt. Sie hat die Cortazzi dem Vicomte in die Arme geworfen, um ſie in den Zuſtand von Liebeswahnſinn zu verſetzen, der Offenbarungen ihrer Kunſt hervorruft. Dieſe Cortazzi, die ſehr ſchön war, aber nicht mehr jung iſt, iſt nur ein Genie, wenn ſie ſingt und verliebt iſt ..."

„Eine alte Perſon!" rief Annina. „Eine Schnurrantin! Ein Geſchöpf, das ſich durch Verliebtheit in Stim-

mung bringt, wie manche andre ihresgleichen durch Alkohol. Um die ... um das verläßt er mich!"

Sie rang die Hände und zwei Tränen rollten aus den Augen auf den zuckenden Mund. Sie blieb eine Weile regungslos wie zerschmettert, dann begann sie, mühsam Atem holend: „Wo kommen Sie zusammen?"

„Bei der Cortazzi, die am Carabacel in Lady Brandons Nähe wohnt?"

„Wer hat sie gesehen?"

„Wer will, denn sie spielen durchaus nicht Versteckens. Sie sind ja sicher, daß Sie, die entfernt Wohnende und in völliger Abgeschiedenheit Lebende, sie nicht überraschen wird. Wenn Sie aber selbst sehen, sich mit eigenen Augen von der Richtigkeit unsrer Anklagen überzeugen wollen, so brauchen Sie uns nur zu begleiten, wir werden Ihnen das Paar zeigen."

„Wo?"

„Beim heutigen Fest, wo sie sich vollkommen sicher glauben. Sie legen, wie wir auch, einen Domino an, kommen ins Kasino, wo niemand Ihre Gegenwart ahnt, drängen sich an sie, hören, und, wenn Sie wollen, entlarven Sie beide."

Annina schien gesenkten Blicks mit finsterer Miene gründlich nachzudenken. Die weißen Zähne gruben sich tief in die Unterlippe. Dann schlug sie die Augen wieder auf und sah die beiden Freundinnen fest an.

„Ja, ich werde hingehen! Ich will mein Schicksal kennen. Es handelt sich für mich um Leben oder Tod. Wenn ich verlassen bin, wenn ich dem Mann nicht mehr vertrauen kann, dem ich Gegenwart, Zukunft, alles gegeben habe, so bleibt mir nichts übrig, als ... zu verschwinden."

„Annina!"

„Hatten Sie etwa gedacht, ich würde mich drein ergeben, nach einer Enttäuschung, wie sie mich erwartet, noch

weiter zu leben? Für eine Frau in meiner Lage gibt es nur zweierlei Möglichkeiten ihr Leben zu gestalten. Sie muß den Geliebten, der geht, durch einen zweiten ersetzen, der sich ja immer findet, und dann von einer Hand in die andre gehen, bis sie alt wird, schließlich als geschminkte, getünchte Person, die sich an die entfliehende Luft anklammert und das abschreckende Bild eines ruhe- und würdelosen Alters bietet, oder aber sie hat von Anfang an das Grauen vor dieser sichern Erniedrigung und faßt tapfer ihren Entschluß, im Tod Zuflucht zu suchen. Die zweite Möglichkeit ist die unendlich reinlichere und meinem Wesen entsprechendere, denn ich kann mich nicht wohl in die Rolle einer leichtfertigen Frau hineindenken, die mit der Liebe Handel treibt und ihre Küsse verkauft. Das Handwerk muß ja einträglich sein und auch seine Annehmlichkeiten haben, da sich so viele ihm widmen, man darf sich nur nicht leicht ekeln! Und ich, ich glaube, daß ich's nie fertig bringen würde, aus jedermanns Glas zu trinken!"

Sie brach in ein schrilles, unheimliches Gelächter aus, das ihre Nerven erschütterte und in einem Weinkrampf endigte. Minutenlang wurde sie angesichts der bestürzten Freundinnen von furchtbarem krampfhaftem Schluchzen geschüttelt, rang vergeblich nach Selbstbeherrschung, wies, von Schmerz überwältigt, jeden Trost, jeden Zuspruch von sich und weinte fassungslos, als ob es ihre Verzweiflung linderte, diesen Tränen freien Lauf zu lassen, die ihr von Bitterkeit überfülltes Herz ein wenig entlasteten. Endlich trocknete sie ihre Augen und raffte sich mit gewaltsamer Willensanstrengung auf.

„Das ist ja nicht einmal alles. Sie sagten vorhin, daß Herr von Preigne nicht nur gegen mich, daß er auch gegen andre ein Unrecht begangen habe, und daß, wenn ich schwach genug wäre, ihm zu verzeihen, doch diese andern unerbittlich sein würden. Ich habe mich, und das ist ja wohl

verzeihlich, zuerſt auf das an mir begangene Unrecht geſtürzt. Gehen wir jetzt zum andern über ... worum handelt es ſich?"

Géraldine beriet ſich mit Frau von Préjean durch Blicke, und begann auf ein Zeichen der Zuſtimmung hin: „Ach, liebe Annina, ſo ſchmerzlich auch die Tatſachen ſind, die Ihre Aufmerkſamkeit zuerſt gefeſſelt haben, ſo ſind ſie doch nur kleine Sünden im Vergleich zu dem, was Herr von Preigne ſich außerdem hat zu Schulden kommen laſſen. Gewiß iſt Untreue verwerflich, beſonders wenn ſie einer ſo reizenden, guten Frau wie Sie ſchweres Herzeleid bereitet, aber was will Untreue ſagen im Vergleich zu Verfehlungen wider die Ehre?"

„Wider die Ehre?" wiederholte Annina.

„Ja, Verfehlungen, die unheilvolle Folgen nach ſich ziehen werden. ... Muß ich mich deutlicher ausſprechen?"

Frau Trélaurier wurde rot, denn ſie ahnte die Wahrheit.

„Ach!" rief ſie. „Das Spiel! Der Unſelige hat ſich durch das Spiel zu Torheiten hinreißen laſſen?"

„Ja, das Spiel iſt's, aber um Torheiten handelt ſich's nicht. Was Herr von Preigne des Spiels wegen an Torheiten begehen konnte, hat er längſt getan! Ich ſagte Ihnen ja ſchon, daß die Ehre in Frage ſteht. ..."

„Was hat er getan?"

„Er hat ſich verbündet mit einem Ausländer, der durch ſein hohes Spiel bald Verdacht erregte, jetzt aber durchſchaut iſt, allem Anſchein nach einem Gauner, der ſich geſchickt zu verwandeln weiß, heute als Greis, morgen jugendlich auftritt, bald dick, bald mager, bald kahlköpfig, bald behaart iſt und die Frechheit ſo weit treibt, ſich zeitweiſe als Kranker im Fahrſtuhl rollen zu laſſen. Dieſer Bandit, der Schrecken aller Klubs in Badeſtädten, übt gegenwärtig im Cercle von Nizza ſein Handwerk aus. Seit zwei Tagen

iſt Herr von Preigne ſein Partner als Bankhalter, und wenn der angebliche Graf heute abend entlarvt, auf friſcher Tat ertappt wird, ſo iſt der Vicomte gleichfalls bloßgeſtellt."

„Er! André! Im Spiel betrügen! Das iſt ja unmöglich, unſinnig, lächerlich!"

„Er hat noch Schlimmeres getan," fiel Frau von Préjean mit tiefem Ernſt ein, „er hat Sie beſtohlen, Ihre Unterſchrift gefälſcht!"

„Wieſo?"

„Er hat Schecks ausgeſtellt auf Ihren Namen."

„Wer hat das entdeckt?"

„Der Bankier Seyton ſchöpfte Verdacht und fragte bei ſeinem Korreſpondenten in Florenz an, worauf dieſer den Betrug feſtgeſtellt hat."

Annina war aufgeſprungen, und hoch aufgerichtet rief ſie mit entfärbten Lippen: „Ich habe ihn dazu ermächtigt! Es geſchah mit meiner Zuſtimmung! Ich werde dieſe Schecks zurücknehmen und andre ausſtellen . . ."

„Arme Annina," bat Géraldine ſanft, „kämpfen Sie nicht gegen Ihr Schickſal! Sie möchten uns überzeugen, daß Herr von Preigne kein Fälſcher iſt. . . . Wozu? Unſre Überzeugung fällt nicht ins Gewicht, vielmehr müßten die verſchiedenen Geſchäftsleute, durch deren Hände die gefälſchten Unterſchriften gingen, überzeugt werden. . . . Sie haben es mit einem grundſchlechten Menſchen zu tun, der Sie verrät, ausbeutet, Sie und andre beſtiehlt. Wenn Sie auch noch ſo nachſichtig ſein wollten, die geprellten Spieler werden kein Erbarmen kennen. Man lauert heute abend den beiden Spießgeſellen auf, um ſie zu überraſchen. Man hat ihnen eine Falle geſtellt, in die ſie unfehlbar gehen werden, ſie müßten denn gewarnt ſein. . . . Begreifen Sie?"

„Ja ich begreife," erwiderte Frau Trélaurier düſter, „daß ich über das Schickſal des Mannes, der mich verrät,

entſcheiden ſoll. . . . Nicht wahr, ihr wolltet ſein Leben, ſeine Ehre in meine Hand legen? Ihr übergebt mir damit das Mittel, mich zu rächen? Wenn ich ihm die Gefahr zeige, die ihm droht, ſo rette ich ihn, wenn ich ihn dagegen ſich ſelbſt überlaſſe, ſeiner Torheit, ſeiner Schlechtigkeit, ſeiner Verräterei, ſo iſt er verloren! So liegen die Dinge, nicht wahr? Gut, ich nehme an! Ihr habt mir in Ausſicht geſtellt, daß ich mich mit eigenen Augen überzeugen könne, ob er mir gegenüber ſchuldig iſt oder nicht, ſo überlaſſe ich mich eurer Führung. Was habe ich zu tun?"

„Uns zu begleiten. Wir werden uns irgendwie einen Domino für Sie verſchaffen . . . die unſrigen liegen im Wagen . . ."

„Ich habe das Nötige," ſagte Annina mit traurigem Lächeln. „Herr von Preigne hatte mich, vielleicht unterm Druck ſeines Gewiſſens, vielleicht auch rein aus Spiegelfechterei dringend gebeten, mitzugehen; er ſelbſt hat mir einen Domino beſorgt. Ich werde ihn umlegen . . . ich bin im Augenblick wieder da . . ."

Géraldine bat Frau von Préjean durch einen angſtvollen Blick, die Freundin nicht allein zu laſſen.

„Ich helfe Ihnen, Annina . . ."

Von einer Aufwallung tiefſten Mitleids ergriffen, ſchlang ſie die Arme um die junge Frau und drückte ſie an ſich.

„Liebe, liebe, gute Annina, wie gern möchte ich all Ihr Leid auf mich nehmen! Es iſt ſo namenlos ungerecht, daß Sie ſo Schweres erdulden ſollen durch den Mann, dem Sie alles geopfert haben."

„Nein," ſagte Annina, ſtillſtehend und den beiden Frauen feſt in die Augen blickend, „ungerecht iſt es nicht, ſondern vielmehr logiſch, natürlich, notwendig. Als mich mein Mann mit Tränen anflehte, ihn nicht zu verlaſſen, hat er es mir vorhergeſagt! Das iſt ſeine Rache. Er glaubte ſie vielleicht nicht einmal ſo nahe! Ein Jahr der Liebe und

alles wird vorüber ſein! Ein Jahr ... dafür habe ich mein ganzes Leben eingeſetzt!"

Sie ſtrich ſich mit der Hand über die Stirne.

„Zuerſt aber," ſetzte ſie angſtvoll hinzu, „muß ich Gewißheit haben! Und wenn dieſe Gewißheit mein Tod wäre ..."

Sie ging, von der Freundin begleitet, hinaus, und ſchon nach wenigen Minuten kehrten beide zurück. Annina im weißen Domino, deſſen Spitzenkrauſen die Bläſſe ihres ſchönen Geſichts noch ſteigerte, machte die Türe auf, dann gingen ſie die Stufen hinunter und durchſchritten den Garten, wobei Annina mit zuckendem Herzen daran dachte, wie ſie vor kaum einer Stunde noch glücklich und vertrauensvoll mit André durch dieſe ſtille Heiterkeit geſchritten war. Das blühende Geſträuch hauchte dieſelben Düfte aus wie vorhin, der Mond goß immer noch ſeine blaſſe Klarheit über das ruhige Meer, die Luft war ebenſo lind, die Stille ebenſo wonnig. Nichts um ſie her war verändert. Sie ſeufzte tief auf, ging aber entſchloſſen auf den Wagen zu.

Neuntes Kapitel.

Im Theaterſaal des Kaſinos, der durch Blumenſchmuck in eine wahre Frühlingsau verwandelt war, drängte ſich alles zuſammen, was Nizza an reichen, unbeſchäftigten Fremden, eleganten und vergnügungsluſtigen Frauen ſein nannte. Lady Brandons mit weißen und roten Kamelien ausgeſchmückte Proſzeniumsloge bot einen entzückenden Anblick, deſſen Glanz höchſtens die mit Orchideen umrahmte Loge des berühmten amerikaniſchen Milliardärs Morgan gleichkam. In der Klubloge verſicherte Saint-Yrieix, der

für einen Kenner galt, daß der Direktor des Zinntrusts seine fünfhundert Louisdor für Blumen ausgegeben habe, und daß die Kamelien der einstigen Sängerin nicht auf der Höhe stünden. Übrigens machte Tristan an diesem Abend, als ob er einer ausgegebenen Parole gehorchte, Lady Brandon und ihren ganzen Kreis überhaupt schlecht, und zwar mit so viel Witz, daß die Zuhörer belustigt seiner Kritik lauschten. Der junge Baron Goldscheider, dessen Automobil von vierzig Pferdekräften im Autokorso für seinen Blumenschmuck von Veilchen und Jonquillen den ersten Preis davongetragen hatte, fragte Tristan: „Wie alt mag denn diese Lady Brandon wohl sein?"

„Ach, mein Lieber, das ist eine unheimliche Sache! Mein Onkel Battoncelle sprach manchmal davon, daß er die Brimbella — das war ihr Bühnenname — mit Mario singen gehört habe, vor dem Krieg . . ."

„Alle Wetter! Das stempelt die Dame reichlich zur Sechzigerin . . ."

„Ja, und sie ist noch immer an den Kamelien! Die gehören in ihre Zeit! Die Kameliendame, der Vater Duval, der Spießbürger, der vor Damen der Halbwelt den Hut auf dem Kopf behält, um sie die Überlegenheit der Tugend fühlen zu lassen! Und die englischen Lords, die aus Kunstbegeisterung Sängerinnen heiraten, das alles ist Stil des zweiten Kaiserreichs, dächte ich . . ."

Hier wurde Saint-Yrieix durch das Erscheinen des Vicomte von Preigne unterbrochen. Alle verstummten einen Augenblick, denn man wußte ja, daß der schöne André viel in der Villa Carabacel verkehrte, und niemand von den Anwesenden, Saint-Yrieix ausgenommen, stand ihm nah genug, um kleine Sticheleien zu wagen. Tristan selbst schien auf andre Gedanken gekommen zu sein und sprach von dem Fest am Nachmittag, das glänzend verlaufen war. André, der sich, als ob er ermüdet wäre, auf einen Sitz in der

Vorderreihe niedergelaſſen hatte, ließ ſeine Blicke durch den Saal ſchweifen, wo nach den Klängen eines auf der Bühne ſelbſt in glänzender Dekoration untergebrachten Orcheſters der Tanz begonnen hatte.

„Was haſt du für heute abend vor?“ fragte Triſtan den Freund. „Wirſt du zu Nacht ſpeiſen?“

„Wahrſcheinlich.“

„Mit mir?“

„Sehr liebenswürdig, aber Lady Brandon hat mich eingeladen . . .“

„Laß ſie ſitzen!“

„Warum?“

„Um mir ein Vergnügen zu machen. Wenn wir zuſammen geſpeiſt haben, werde ich dich nach Hauſe begleiten . . .“

Der Ton, in dem Saint-Yrieix dieſe harmloſen Worte ſprach, fiel dem Vicomte auf. Es war ihm, als enthielten ſie ſowohl einen Rat als eine Bitte. Er ſah den Jugendfreund durchdringend an, und als dieſer unbefangen dem Blick ſtandhielt, wollte er ihn zu einer Erklärung zwingen.

„Was hat denn dieſe zärtliche Fürſorge zu bedeuten?“ fragte er lachend. „Haſt du etwa Angſt, ich könnte entführt werden? Die Straßen ſind ſicher und die Gaſthäuſer werden nicht verödet ſein heute abend!“

„Du haſt alſo vor in ein Reſtaurant zu gehen?“

„Wie neugierig du biſt! Was geht's denn dich an?“

Triſtan zog den Freund in den Hintergrund der Loge und ſagte mit einer Erregung, die er nicht zu verhehlen ſuchte: „Höre mich an, André, und laß dir einen guten Rat geben! Spiele heute abend nicht und iß auch nicht in Geſellſchaft zu Nacht. . . . Du weißt, daß du mir dereinſt ſehr lieb warſt. Wenn du auch ſchwerwiegende Fehler gemacht haſt, die ich tadle und beklage, ſo kann ich dir doch meinen Anteil nicht ganz entziehen.

Wenn noch ein Funke gesunden Menschenverstands in dir steckt, so gehe hinunter, spring in einen Wagen und fahre nach Hause."

„Ach, du scheinst dich über mich lustig zu machen mit deinem Angstgefühl!" rief der Vicomte. „Wenn ich in Lebensgefahr stünde, könntest du nicht anders zu mir sprechen! Ist die Sache so ernsthaft? Erkläre dich, und ich verspreche dir zu gehorchen, wenn du mir nur einen einzigen vernünftigen Grund angeben willst. . . ."

„Gib ihn dir selbst an, diesen Grund," versetzte Saint-Yrieix verstimmt. „Glaubst du etwa, es sei anständig, die arme Annina mit dieser alten, ausgeleierten Cortazzi zu hintergehen?"

„Sachte, sachte! Das ist meine Sache und ich kann tun, was mir beliebt!" entgegnete der Vicomte hochmütig. „Ich vertrage von niemand, auch von dir nicht, Bemerkungen über mein Privatleben. Überdies verhält sich die Sache ganz anders," setzte er in milderem Ton hinzu. „Wenn man dummes Zeug über mich schwatzt, so ist's nicht meine Schuld, und hindern kann ich's auch nicht. Diese arme Helena macht mir Spaß mit ihrer sentimentalen Überschwenglichkeit, und ihre Art, wie sie unsre Sprache radebricht, finde ich entzückend, aber glaubst du, daß man eine Frau ernst nimmt, die ‚Dieou de l'amore' sagt?"

„Wenn du sie nicht ernst nimmst, dann laß sie laufen!"

„Ach so! Du möchtest, daß ich mit Frau von Préjean und Valançon zu Nacht speiste," warf André geärgert hin, „das aber werde ich hübsch bleiben lassen. Entweder esse ich mit der Brandonschen Gesellschaft, oder ich gehe in den Klub, wo mich eine schöne Partie erwartet . . ."

„Du solltest heute abend weder spielen, noch soupieren, André," sagte Tristan beharrlich. „Du richtest dich zu Grund, mein armer Junge. Ich weiß, daß du schon zu Hilfsmitteln greifen mußt, die . . ."

„Ich! Ich habe achtzigtauſend Franken zur Verfügung, die ich geſtern abend gewann. Sie liegen bei der Klubkaſſe ...“

„Laß ſie liegen und geh nach Hauſe!“

„Da hört ſich doch alles auf! Was ſoll denn die Komödie? Du gehſt mir auf die Nerven mit deiner Orakelmiene! Da, ſieh, Frau von Préjean macht dir Zeichen ... Mach, daß du zu ihr kommſt ... und guten Appetit!“

Frau von Préjean, die Anninas weißen Domino angelegt und dieſer ihren fliederfarbigen gegeben hatte, winkte allerdings Triſtan herbei, denn ſein langes Geſpräch mit André von Preigne begann ſie zu beunruhigen. Da ſie den Vicomte ebenſo haßte, als ihr Frau Trélaurier lieb war, hatte ſie ſich ohne Bedenken, Zaudern oder Furcht in das Abenteuer geſtürzt, als Frau für die Frau eintretend, und ſie hoffte ſehnlich, daß ihr Wagnis zu Anninas Befreiung und des Vicomtes Untergang führen werde. Was den erbarmungslos Verfolgten auch nur einen Schritt weit von dem geſchichteten Scheiterhaufen ablenken konnte, erſchien ihr als eine Feindſeligkeit gegen ſich ſelbſt. Sie hatte ſich gehütet, Triſtan die ganze Gefahr zu verraten, die an dieſem Feſtabend über dem Haupt des Vicomte ſchwebte, und trotzdem bereute ſie, zu mitteilſam geweſen zu ſein, als ſie Saint-Yrieix und André in ſo lebhaftem Geſpräch beieinanderſtehen ſah.

„Die Männer ſind doch alle gleich,“ ſagte ſie ſich. „Sie betrachten ſich als gemeinſam haftbar für all ihre häßlichen Sünden und halten ſich für verpflichtet, einander in Schutz zu nehmen. Wenn nur Triſtan keine Ungeſchicklichkeit begeht, die unſer ganzes Unternehmen gefährdet!“

In dieſem Augenblick hob ſie, die beiden anſehend, ihre Hand und gab Saint-Yrieix ein gebieteriſches Zeichen, in die Loge zurückzukehren.

„Wer iſt denn bei Frau von Préjean in der Loge?“

fragte André, von einem plötzlichen Unbehagen ergriffen, den Freund noch.

„Frau Valançon.“

„Die kenne ich wohl, aber neben Frau Valançon die ſitzende Dame im lila Domino mit Geſichtsmaske?“

Triſtan durchfuhr's, ob er dem Freund nicht ſagen ſollte: „Unglücklicher! Das iſt Annina!“ aber ein noch heftigerer Wink ſeiner Gebieterin brachte ihn zur Beſinnung. Er durfte ſich ſagen, daß er der einſtigen Freundſchaft genügend Rechnung getragen habe durch die André erteilten wertvollen Warnungen; achtete dieſer nicht darauf, ſo war es ſeine Sache.

„Die Dame in Lila?“ erwiderte er daher gleichgültig. „Ach, das iſt eine Engländerin, die Frau eines mit Valançon befreundeten Bankiers Seyton . . .“

„Kenn' ich!“ warf der Vicomte hin. „Nun laß dich aber nicht länger erwarten, man wird ungeduldig. Guten Abend!“

„Guten Abend.“

Sie gingen beide hinaus, Triſtan, um Frau von Préjean, André, um Lady Brandon aufzuſuchen. Sobald er in die Loge trat, wurde Saint-Yrieix von der Freundin ins Verhör genommen.

„Was habt ihr denn ſo lebhaft verhandelt, der Vicomte und du?“

„Meine Liebe, ich habe alles aufgeboten, ihn von ſeinen Plänen abzulenken. Es ging nämlich über meine Kraft, ihn ins Verderben rennen zu laſſen, ohne wenigſtens einen Verſuch der Warnung zu machen.“

„Dachte ich mir's doch! Sehr taktvoll, das muß ich ſagen! Das nächſte Mal werde ich mich wohl hüten, dich ins Vertrauen zu ziehen! Und was hat er geſagt . . . das Ungeheuer?“

„Er iſt blind und taub! Dem Mann iſt nicht zu helfen!“

„Umſo beſſer! Wohin geht er jetzt?“

„Höchſtwahrſcheinlich ſoupiert er mit der Cortazzi?“

„Schämt er ſich nicht? Sieh ſie dir nur an, da, in Lady Brandons Loge, dieſe Kunſtveteranin! Sie könnte ja ſeine Mutter ſein! Ach, die Männer ſind doch abſcheulich!“

„Wenn ich bitten darf nicht ſo verallgemeinern!“.

„Ihr ſeid alle gleich! Gott mag wiſſen, wozu du fähig wärſt, du Tugendapoſtel! Und weiß ich denn überhaupt, ob du dich nicht hinter meinem Rücken unwürdig aufführſt?“

„Ach, Teuerſte,“ wandte Saint-Yrieix ein, „woher ſollte ich die Kraft dazu nehmen? Du hältſt ja nicht ein mit Reiſen, Auteln, Segeln, Rudern! Du mußt zugeben, daß ich in einem Zuſtand fortdauernder Erſchöpfung bin, und wenn ich dich einmal hinterginge, ſo geſchähe es ſicher nur, um auszuruhen!“

„Schon gut!“

„Und Annina?“ fragte Triſtan.

„Sie macht mir mehr und mehr Sorge. Seit ſie hier iſt, hat ſie den Mund nicht aufgetan, und ſie läßt keinen Blick von der Proſzeniumsloge, wo ihre umfangreiche Nebenbuhlerin thront. ... Wenn Blicke töten könnten ...“

„Und was tut Valançon?“

„Der iſt im Klub. Er hat heute mittag an Vernaut telegraphiert, um ihn auf die Geſchehniſſe vorzubereiten, Trélaurier muß ſchon davon unterrichtet ſein. Du begreifſt, daß wir nicht die ganze Verantwortung für das möglicherweiſe Bevorſtehende auf uns nehmen können ...“

„Was fürchtet ihr denn?“

„Alles! Das iſt ganz einfach! Gib acht ...“

Annina war plötzlich aufgeſprungen und ging in den Hintergrund der Loge.

„Sie gehen,“ murmelte ſie mit dumpfer Stimme. „Ich will ihnen folgen.“

In der Proszeniumsloge verabschiedete sich die Cortazzi von ihren Gastfreunden, indes im dunkeln Hintergrund der Vicomte wartend an der Türe stand.

„Tristan wird Sie begleiten," flüsterte Frau von Préjean der Freundin zu.

„Nein, das möchte Argwohn erregen und zur Erkennung führen . . ."

„Dann wird er Ihnen in einiger Entfernung folgen, und zur Hand sein, wenn Sie Beistand brauchen. Ich gehe übrigens auf alle Fälle mit . . . ich lasse Sie ein derartiges Abenteuer nicht allein bestehen. . . . Guten Abend, Géraldine."

„Kommen Sie doch," sagte Annina, „sonst entschlüpfen sie uns."

Schon war Frau von Préjean hinter Annina in den Logenumgang getreten. Einer Art von Naturtrieb gehorchend, wandte sich Annina zur richtigen Treppe, um den Vicomte und seine Dame im Vorbeigehen zu treffen. Dank ihrer Geschwindigkeit hatte sie beide überholt, und sie sah das Paar herankommen, lachend, unbefangen plaudernd in dem Gedränge von Menschen, die sie neugierig anstarrten. Sie streiften Annina, die sich ans Treppengeländer lehnte, und die junge Frau hörte die Cortazzi in fröhlichem Ton auf einen von ihrem Ritter gemachten Vorschlag erwidern: „Bei Benozzi? Gut . . . überall, wo Sie wollen . . ."

Eine Wolke von Wohlgerüchen hinter sich lassend, raschelte die Sängerin in ihrem knisternden Domino von blauer Seide an Andrés Arm die Treppe hinunter. Annina stieß einen leisen Wehlaut aus und machte eine Bewegung, als ob sie sich auf sie stürzen wolle. Frau von Préjean aber hielt sie am Arm fest, rief den in einiger Entfernung wartenden Tristan herbei und sagte gebieterisch: „Sachte, Kindchen! Nur keinen öffentlichen Skandal! Sie wissen jetzt schon zur Hälfte, was Sie wissen wollten!

Sie werden alſo bei Benozzi ſpeiſen. Wünſchen Sie, daß wir ihnen dorthin folgen?"

„Ja."

„Nun gut! Gehen wir hinunter. Das Reſtaurant iſt ganz in der Nähe. Triſtan wird unſerm Kutſcher ſagen, daß er uns dort abholt. Gehen wir voran ... zu zweien haben wir nichts zu fürchten."

Mit ein paar raſchen Schritten ſtanden ſie am Ausgang des Kaſinos. Die Stille und Dunkelheit der Nacht war nach dem Lichterglanz und Stimmengewirr im Saal auffallend. Unter den Arkaden des Maſſénaplatzes ſahen ſie den Vicomte und die Cortazzi, innig aneinandergeſchmiegt, arglos vorangehen. Vor einem Blumenladen, der wegen des Feſtes nicht geſchloſſen worden war, machten ſie halt, und André erſtand einen großen Strauß Teeroſen, den er ſeiner Dame überreichte. Die Sängerin drückte ihre Lippen darauf mit einem Ausdruck von ſo leidenſchaftlicher Hingebung, daß es Annina, die hinter einem Steinpfeiler ſtand, durchſchauerte. Jetzt ſetzten die beiden ihren Weg fort bis zum feſtlich beleuchteten Eingang des Reſtaurants Benozzi, wo ſie die zu den „chambres separées" führende Treppe hinaufſtiegen. Die beiden Frauen, die ihnen bis zum Eingang gefolgt waren, blieben zögernd ſtehen, wobei ſie ſofort von nächtlichen Bummlern angegafft wurden.

„Traktieren Sie mich mit Auſtern, ſchöne Prinzeſſinnen!" ſchrie ein Straßenjunge höhniſch.

„Dirnen, die ſich ein Abendbrot ſuchen," brummte eine dicke Dame, die keuchend am Arm des Gatten nach Hauſe ſtapfte.

Triſtans Erſcheinen erlöſte die Damen von derartigen Anzüglichkeiten. Sie gingen unter ſeinem Schutz raſch dieſelbe Treppe hinauf, über die André und die Cortazzi verſchwunden waren. Dienſteifrig öffnete ein Kellner eins der Privatzimmer, und Saint-Yrieix, der wohl annehmen

konnte, daß André im Hauſe bekannt ſei, fragte leichthin: „Iſt der Vicomte von Preigne ſchon da?“

„Gewiß, mein Herr, im anſtoßenden Zimmer . . .“

„Gut! Stören Sie ihn ja nicht . . . ich werde ihn ſpäter ſprechen. Bringen Sie die Speiſekarte nebſt Papier und Bleiſtift.“

Er vertiefte ſich in die Auswahl der Speiſen, während Annina, ſchweigend und regungslos daſitzend, den Verſchlag anſtarrte, hinter dem der Geliebte mit einer andern zu Nacht ſpeiſte. Triſtan reichte dem Kellner den Zettel, auf den er ſeine Beſtellung geſchrieben hatte, die dieſer mit zuſtimmender Miene durchlas. Er ſteckte den Bleiſtift in die Weſtentaſche und verſchwand. Sobald ſie allein waren, ſagte Frau von Préjean: „Nun, Liebſte, Sie ſehen, daß wir Sie leider Gottes nicht falſch berichtet haben! Wollen Sie die Unterſuchung noch weiter führen? Oder genügt Ihnen, was Sie bis jetzt feſtſtellen konnten?“

Annina zuckte die Achſeln.

„Was würden Sie an meiner Stelle tun?“

„Ich? Ach, ich würde für dieſe Nacht Frau Valançon um Gaſtfreundſchaft bitten und morgen nach Paris abreiſen oder zu Frau von Perceval, die Sie mit offenen Armen aufnehmen würde . . .“

„Ganz gewiß!“ verſicherte Triſtan.

„Ohne André wiedergeſehen zu haben?“

„Selbſtverſtändlich. Wenn Sie ihn wiederſähen, wäre eine Ausſprache unvermeidlich, und wenn's dazu käme, wären Sie verloren! Er würde Sie wieder in ſeine Gewalt bekommen und würde Ihnen, auf den einmal verziehenen Verrat pochend, das Leben zur Hölle machen!“

„Aber wenn trotz alledem nur der Schein gegen ihn ſpräche? Kann er denn nicht mit einer Dame zu Nacht ſpeiſen, ohne mich zu verraten?“

„Annina, Sie fangen an, mit ſich ſelbſt in Widerſpruch

zu geraten. Sie sind auf dem Punkt, sich selbst untreu zu werden! Was für Beweise sind denn noch nötig, um Sie zu überzeugen?"

„Ach," rief Annina verzweifelt, „Sie haben es leicht, den Verstand walten zu lassen, Sie leiden nicht meine Folterqualen! Glauben Sie, daß ich im stande sei, innerhalb einer Stunde selbst auf schwere Verdachtsgründe hin das letzte Band zu zerreißen, das mich ans Leben knüpft? Wenn ich gezwungen bin, mich von André zu trennen, was bleibt mir dann? Ich habe, fortgerissen von einer Leidenschaft, der ich nicht zu widerstehen vermochte, meinen Gatten verlassen. Aber ihn hatte ich nicht geliebt, während ich meinen Geliebten anbete! Wenn ich ihn aus meinem Herzen reiße, das mit allen Fibern an ihm hängt, so reiße ich mir selbst das Herz aus der Brust. Und Sie wundern sich noch, daß ich zögere! Ach, es ist leicht, besonnenen Rat zu erteilen, aber danach zu handeln ... handeln, wenn Gegenwart, Zukunft, das ganze Leben auf dem Spiel stehen! Was wird aus mir, wenn ich André verlasse? Ich konnte den Menschen ein überschwengliches Glück vorgaukeln, konnte sogar Neid auf meine prahlerisch zur Schau getragene Leidenschaft erwecken, wenn ich aber der Einsamkeit, der Verlassenheit anheimfalle, wird man nicht Spott genug auf mein Haupt häufen können! Wenn man sich anmaßt, über Gesetz, Sitte, Brauch zu stehen, muß man seinen Platz behaupten, oder der Absturz ist fürchterlich! In diesem Augenblick bin ich ebenso tief in meinem Stolz als in meiner Liebe verwundet, ich bin an der empfindlichsten Stelle getroffen. Soll ich allem, was ich gering geschätzt habe, Abbitte leisten, mich Lügen strafen, eingestehen, daß der Mann, um den ich mein und andrer Leben zerstört habe, meiner Liebe nicht wert war? Hier ist ein Zaudern doch wahrlich berechtigt!"

Sie brach ab. Der Kellner erschien mit Tellern und Platten, und hinter ihm der Kellermeister mit Weinflaschen.

Die drei Gäſte verſanken in Nachdenken, während raſch und geräuſchlos aufgetragen wurde. Triſtan ſaß geſenkten Blicks da und trommelte auf ſeinem Teller einen Marſch. Er ſah mit großer Verſtimmung, daß die Sache eine tragiſche Wendung nahm, denn ihm waren Aufregungen, kurz alles, was den friedlichen Lauf des Lebens ſtört, in tiefſter Seele zuwider und Frau von Préjeans Streitbarkeit bereitete ihm großes Unbehagen. Dabei gab es für ihn gar keine Möglichkeit, ſich mit Gleichgültigkeit gegen Anninas Unglück zu wappnen, erſtens, weil ſie ſeine Verwandte war, und zweitens, weil Frau von Préjean es nicht geduldet haben würde. Er hätte heute viel darum gegeben, hundert Meilen weit von Nizza zu ſein, und doch war er des Reiſens gründlich müde. Er ſagte ſich mit Niedergeſchlagenheit, daß er nirgends, wo er auch wäre, den Zuckungen dieſes Liebesfiebers entgehen könnte, und ergab ſich ſeufzend und gedrückt in ſein Schickſal.

Frau von Préjean, die mit Ungeduld gewartet hatte, bis die Bedienung ſich zurückzog, nahm ſofort das unterbrochene Geſpräch wieder auf.

„Meine liebe Annina,“ rief ſie, „nur nicht ſich ſelbſt betrügen! Wie ſchmerzlich Ihnen auch der Verluſt Ihrer Illuſionen ſein mag, ſind ſie einmal tot, ſo vermag nichts und niemand ſie wieder lebendig zu machen. Sie ſagten vorhin, daß Ihr Stolz ebenſo tief verletzt ſei als Ihre Liebe, das glaube und verſtehe ich vollkommen, aber der Stolz iſt wenigſtens noch zu retten, wenn auch die Liebe flöten geht. Und darum rate ich Ihnen, nicht einer Schwachheit nachzugeben, die Ihre Lage gar nicht mehr rechtfertigen ließe. Sie können ſich nur noch durch Mut und Selbſtbewußtſein heraushelfen. Ich bitte Sie um Gottes willen, ſtrecken Sie die Waffen nicht! Wenn Sie ſich dieſem Mann auf Gnade und Ungnade preisgeben, wer weiß, was er aus Ihnen machen würde!“

Annina wollte etwas erwidern, aber die Klänge eines

Klaviers im Nebenraum ſchnitten ihr das Wort ab. Blaß und zitternd ſaß ſie da, als, durch den Wandbehang gedämpft, und doch deutlich die warme, modulationsfähige Stimme der Cortazzi herüberdrang, die die berühmte Arie aus den Zigeunern „Ah! caro delirio . . .“ ſang. Als ſich die leidenſchaftliche, von Liebesluſt durchbebte Melodie, vom unvergleichlichen Talent der Künſtlerin gehoben, entwickelte, begannen aus Anninas Augen langſam ſchwere Tränen herabzurollen, als ob jeder Ton des Geſangs, der dem geliebten Mann geweiht war, ihre Niederlage beſtätigt, den Triumph der Nebenbuhlerin gefeiert hätte. Sie lehnte ſich nicht mehr auf gegen das Unglück, kämpfte nicht mehr. In der nüchternen Umgebung eines Hotelraums, vor einer Mahlzeit, die weder ſie noch die Freunde berührt hatten, lauſchte ſie mit blutendem Herzen dieſen Klängen und fühlte, wie mit den bittern Tränen die letzten Hoffnungen dahingingen.

Plötzlich mitten in einem Lauf brach der Geſang ab, als ob der Mund der Sängerin durch einen Kuß verſchloſſen worden wäre, und die Stille, die jetzt im Nebenraum eintrat, war ſo laſtend, ſo grauſam, ſo geſättigt von abſcheulichem Verrat, daß Annina wutbebend auffuhr und, ehe Frau von Préjean und Saint-Yrieix Einſprache erheben konnten, auf den Flur und an die Türe ſtürzte, hinter der André mit der Cortazzi ſaß, und mit geballter Fauſt dagegen ſchlug. Ein Schrei der Überraſchung ließ ſich hören, Stühle wurden gerückt, dann ging die Türe auf und der Vicomte erſchien mit ärgerlichem, drohendem Geſicht auf der Schwelle. Bei Anninas Anblick wurde er blaß und trat vor, um ſie hinwegzuziehen, aber behend und kräftig ſtieß ſie ihn beiſeite und drang ins Zimmer, wo die Cortazzi noch am Klavier ſaß.

„Che volete?“ näſelte die Italienerin beſtürzt.

„Ich will, daß Sie das Zimmer verlaſſen,“ verſetzte

Frau Trélaurier mit ſo ſtolzer, entſchiedener Handbewegung, daß die Sängerin die Faſſung verlor.

„Aber, aber, was das heißen? ... André, bin ich hier, daß Sie mich laſſen kränken? ..."

Das Kauderwelſch der Cortazzi hatte für Preigne in dieſem tragiſchen Augenblick etwas ſo Groteskes, es machte ihm durch ſeine triviale Komik den Greuel ſeiner Lage ſo klar, daß Ekel in ihm aufſtieg. Er ermaß in einem raſchen Überblick, wie grauſam verletzend, wie ſchmachvoll und erbärmlich ſein Verhalten gegen Annina war. Das brachte ihn ſelbſt außer ſich; all ſeine Selbſtanklagen verdichteten ſich zu einer unbezwinglichen Gereiztheit, und zu der Italienerin gewandt, die in der Haltung einer beleidigten Theaterkönigin auf Antwort wartete, ſagte er in ſchneidendem Ton: „Legen Sie Ihren Mantel um, ich werde Sie an Ihren Wagen bringen ..."

Bei dieſem jähen Erwachen aus der Trunkenheit der vorigen Minute warf ihm die Cortazzi einen finſtern Blick zu und alle volkstümliche Deutlichkeit der einſtigen Gondoliersgeliebten wiederfindend, überſchüttete ſie ihn ziſchend mit Schimpfworten ihrer venezianiſchen Mundart.

„Ah! Peccato! Ich dich nicht brauchen! Ich gehe allein!"

Sie hüllte ſich in ihren Abendmantel und nickte Annina einen hochmütigen Gruß zu.

„Behalten Sie ihn! Viel iſt er nicht wert!"

Damit riß ſie die Türe auf und ſtürmte hinaus, worauf ſich Frau von Préjean und Saint-Yrieix ſofort ins Zimmer drängten. Die Wut verzerrte Andrés Züge, als er ihrer anſichtig ward.

„Nun weiß ich doch, wem ich dieſe Überraſchung zu danken habe," ſagte er, ſie feindſelig anſehend.

„Nur ſich ſelbſt, mein Lieber," entgegnete Frau von Préjean keck.

Ohne sie einer Antwort zu würdigen, trat der Vicomte mit drohendem Ausdruck auf Tristan zu.

„Ich bin froh, wenigstens einen Mann zu finden, an den ich mich halten kann," sagte André mit bebender Stimme.

„Mein Lieber," versetzte Tristan gelassen, „wenn du gerecht sein willst, mußt du anerkennen, daß ich mein möglichstes getan habe, dir diese Beschämung zu ersparen. Was habe ich dir nicht gesagt, um dich von diesem Einfall abzubringen? Wenn dir's trotzdem paßt, mich verantwortlich zu machen für das, was dir begegnet, so stehe ich zu Diensten."

Frau von Préjeans Blick ruhte mit Wohlwollen auf Saint-Yrieix. Er gefiel ihr ganz außerordentlich in diesem Augenblick, wo er so stolze und ehrenfeste Überzeugung bewies, und sie verzieh ihm ein gut Teil Faulheit für diesen kurzen Augenblick der Verwegenheit. Schon aber legte sich Annina ins Mittel.

„André," sagte sie mit müder Stimme, „nicht an Tristan hast du dich zu halten, sondern an mich. Diese treuen Freunde sind mir nur gefolgt, damit ich dieser Frau und dir nicht allein gegenübertrete. . . . Ich war's, die eindringen wollte, sie, sie aber wollten mich davon abhalten. Doch ich konnte mich nicht entschließen, an die furchtbare Wahrheit zu glauben, eh ich dich selbst gesehen, dich gehört haben würde . . ."

Er fiel ihr mit einem Ausdruck ehrlicher Verzweiflung ins Wort.

„Annina, wer hat mich angeschwärzt? Wer hat mir diese Falle gestellt? Wer hat dir, der Vertrauenden, den fürchterlichen Dienst erwiesen, dich zu warnen?"

„Wer es getan, hat mich vor dem schlimmsten Untergang bewahrt, André. Aber klage nicht andre an, sondern dich selbst. Man hat dich nicht mit Gewalt hierher geführt, du

biſt freiwillig gekommen ... haſt fröhlich hier getafelt beim Klang der Lieder ... die Sängerin iſt fort, aber die Mahlzeit iſt noch da. ... Lebe wohl!"

Er vertrat ihr den Weg.

„Annina, du wirſt nicht gehen!"

Sie ſah ihn unendlich traurig, aber ſtolz an.

„Du wirſt mich doch nicht zwingen wollen, denke ich? Erinnere dich, was ich dir ſagte: ein Verrat würde der Tod unſrer Liebe ſein. Du haſt mich verraten, André, und mein Herz hat nicht mehr das Recht, dich zu hören ..."

„Auch nicht, wenn ich dich anflehe, wenn ich mich demütige, wenn ich dich mit Tränen bitte ..."

In den Augen des harten Mannes, der bis dahin alle Frauen nach Laune behandelt, ſich nie um ihre Leiden gekümmert hatte, wenn nur er ſein Vergnügen fand, zitterten wirklich Tränen. Der düſtere, ſtolze Schmerz Anninas verſetzte ihn in Beſtürzung, und ohne Zweifel liebte er ſie noch, liebte ſie jetzt vielleicht mehr als je. An der Stelle, wo die Cortazzi vorhin die Füße hingeſetzt hatte, ſank er vor ihr auf die Kniee und ſtreckte die flehend erhobenen Hände nach der jungen Frau aus, die blaß, aber entſchloſſen, in erleſener Schönheit vor ihm ſtand. Es war vergebens. Mit jenem Ausdruck unerbittlicher Entſchloſſenheit, der einſt Trélaurier jeder Hoffnung beraubt hatte, zog ſie die Brauen zuſammen und ging ohne ein Wort, ohne eine Handbewegung hinaus.

Frau von Préjean und Saint-Yrieix, die beſtürzt dageſtanden hatten, als ſie an ihnen vorübergeglitten war, ſahen den Vicomte mit kläglicher Miene an, als ob ſie einen Ausbruch ſeiner Leidenſchaft, einen unwiderſtehlichen Aufſchrei des Herzens von ihm erwarteten, der Annina zurückführen würde. Er aber blieb regungslos in ſich verſunken, mit geſenktem Blick Klarheit über ſein erbärmliches Abenteuer ſuchend. Dann gingen auch ſie ſchweigend

hinaus und Preigne war allein. Er ſchien ihr Verſchwinden gar nicht bemerkt zu haben, er war wie vernichtet. Mechaniſch ließ er ſich auf einen Stuhl nieder, legte die Ellbogen auf den Tiſch, ließ den Kopf auf die Hände ſinken und dachte nach. Von Zeit zu Zeit lief ein Zucken durch ſeine Hände und große Schweißtropfen perlten auf ſeiner Stirn, ſo ſchmerzvoll war dieſe Betrachtung.

Nach Verlauf einer Viertelſtunde erwachte er aus dem bangen Traum, blickte um ſich, ſah die Überreſte der üppigen Mahlzeit und ſtand mit einem bittern Lächeln auf. Er zog eine Zigarette aus der ſilbernen Büchſe, ſteckte ſie an und klingelte. Der Kellner erſchien voll heimlicher Neugier, aber äußerlich unbefangen, mit ſeiner Serviette unterm Arm. André warf einen Hundertfrankenſchein auf den Tiſch und ſagte: „Machen Sie ſich bezahlt!“

„Der Herr Vicomte gehen?“

„Ja, geben Sie mir meinen Überrock.“

Er machte ſich fertig und ging dann mit ruhiger Miene, als ob er nichts Ungewöhnliches erlebt hätte, über den Maſſénaplatz nach dem Klub, wo er gegen zwei Uhr morgens eintraf. Das Feſt hatte einen ſtarken Zulauf von Spielern herbeigeführt; nach einer im Kaſino verbrachten Stunde waren die Stammgäſte des Spieltiſchs zurückgekehrt und ein paar reiche Leute, die aus Cannes oder Monaco herübergekommen waren, verſtärkten die gewöhnliche Kundſchaft des grünen Tiſchs. Das Spiel war in lebhaftem Gang, als Preigne eintrat, und Graf Czethiani hielt die Karten in der Hand. Er hatte eben die Bank übernommen und verlor, was ſonſt nicht ſeine Gepflogenheit war. Als er den Vicomte eintreten ſah, ſagte er, im Geben begriffen, mit Gemütsruhe: „Ah! Da kommt vielleicht mein guter Stern wieder. ... Es wäre hohe Zeit!“

Er ſchlug ſeine Karten auf. Sieben, drei. Er verlor auf beiden Tableaux.

Mit unmutiger Gebärde warf er das übrige Spiel in den Korb und erklärte: „Ich höre auf. Mein Pech iſt zu groß.“

„Machen Sie nicht weiter, Graf?“ fragte André den Ungarn.

„Mit Ihnen halbpart, wenn Sie Luſt haben?“

„Gut. Wieviel Geld haben Sie vor ſich?“

„Darauf kommt's nicht an, ich halte jeden Betrag.“

Unter den Spielern entſtand eine Bewegung, als ob ein entſcheidender Höhepunkt der Partie erwartet würde. Der Vorſtand des Klubs, der General Baron Gaujard, der an einem Seitentiſch mit Valançon Pikett ſpielte, ſtand auf und kam herüber, und ein kleines Herrchen mit leberkranker Hautfarbe, das an einer Partie Ecarté beteiligt war, trat ebenfalls an den Baccarattiſch.

„Die Partie will ich mitanſehen,“ ſagte er zu ſeinen Mitſpielern.

„Herr Linguet, Sie werden ſich nur rupfen laſſen, bleiben Sie lieber bei uns,“ bemerkte ein reicher Ölhändler aus Graſſe.

Aber der kleine Mann ſchien Wichtigeres vorzuhaben, als Zehnfrankenſtücke zu gewinnen oder zu verlieren. Seine Augen waren unverwandt auf den ſchönen André geheftet, und ohne die Einſprache zu hören, ging er auf den Baccarattiſch zu. Der Spielkellner hatte inzwiſchen neue Karten gebracht und der Ungar miſchte ſie auf dem Tiſch mit einer übertriebenen Korrektheit, die an ſich verdächtig war.

„Na, Valançon, auf dieſe Weiſe überwachen Sie das Feſt, zu deſſen Anordnern Sie gehören?“ bemerkte André gelaſſen.

„Ich war todmüde, bin ſeit heute früh nicht aus dem Geſchirr gekommen! Da glaubte ich mir das Recht auszuſchnaufen und ein wenig ſtillzuſitzen redlich verdient zu haben. Sie kommen vom Kaſino?“

„Ja.“

„War's hübſch?“

„Prachtvoll.“

„Haben Sie meine Frau geſehen?“

„Sie muß gleichzeitig mit Frau von Préjean und Saint-Yrieix aufgebrochen ſein.“

André beobachtete Valançon aufmerkſam, denn er hätte gern gewußt, ob er mit im Komplott gegen ihn ſei, doch der Maler zuckte nicht mit der Wimper. Er ſah offenbar mit Spannung zu, wie der Ungar die Karten miſchte.

Als das Spiel eingeleitet war, ließ der Graf ſeine Blicke über den ganzen Kreis der Spieler hinſchweifen und ſagte dann mit einem übertrieben höflichen, unangenehmen Lächeln zu Valançon: „Wollen Sie abheben, verehrter Meiſter?“

„Mit Vergnügen.“

Der Künſtler griff nach dem Kartonblättchen, womit die Karten in zwei Teile geteilt werden, und ſteckte es ins Spiel. Der Ungar fügte die beiden Hälften zuſammen und legte ſie in den vor ihm ſtehenden Behälter aus Paliſanderholz.

„Messieurs, faites vos jeux!“

Preigne hatte ſich an die entgegengeſetzte Seite des Tiſchs geſetzt und hielt die Harke bereit, um verlorene Einſätze einzuziehen, gewonnene auszubezahlen, während Valançon neben ihm Platz nahm. Der General, der ſich nie am Baccarat beteiligte, hatte laut geſagt: „Jetzt iſt ja die Partie im Gang. Ich will geſchwind noch einmal ins Kaſino hinüber.“

In dieſem Augenblick tauchte zwiſchen zwei am Tiſch ſtehenden Spielern Linguets gelbes Geſicht mit den höhniſchen Augen auf. André bemerkte ihn und die gewohnte verſtimmende Wirkung dieſes Anblicks zeigte ſich auf ſeinem Geſicht. Er hatte gewußt, daß der kleine Mann in Nizza

war, denn er hatte ihn mehrmals im Klub geſehen, aber an den Baccarattiſch hatte ſich Linguet bis jetzt nicht gewagt; er zog Geſellſchaftsſpiele wie Bridge oder Ecarté vor. Nach den Vorfällen im Reſtaurant Benozzi empfand Preigne das Auftauchen dieſes haßerfüllten Geſichts als ein verhängnisvolles Zuſammentreffen, und ein banges Vorgefühl beſchlich ihn. Er erinnerte ſich der Worte Saint-Yrieix': „Soupiere und ſpiele heute abend nicht", und er glaubte, ſie jetzt beſſer zu begreifen. Saint-Yrieix hatte gewußt, daß er von einer doppelten Gefahr bedroht war. Die erſte mit der Cortazzi hatte ihn in vollem Maße ereilt, drohte ihm jetzt von dem Ungarn eine zweite?

Er ſah ſeinen Bundesgenoſſen an, der mit unerſchütterlicher Ruhe Karten auflegte. Das weichliche Geſicht des Fremden, das von einem nach öſterreichiſcher Mode geſchnittenen Backenbart umrahmt war, ſchien ihm mit einem Male einen ſeltſam niedrigen und heimtückiſchen Charakter zu verraten. Er blickte nur durch einen kleinen Spalt der gedunſenen Lider und ſeine beringten Finger handhabten die Karten mit einer fatalen Geſchicklichkeit. Spielgewohnheit ohne Zweifel, etwas zu viel Übung! Ein Schauer überlief André, und er wäre gern aufgeſtanden, hätte am liebſten, ein Unwohlſein vorſchützend, das Spiel aufgegeben, aber eine falſche Scham hielt ihn zurück. . . . „Was würde man dazu ſagen?"

„Wir haben kein Glück," hörte er in dieſem Augenblick die rauhe Stimme des Ungarn ſagen. „Bezahlen Sie für beide Tableaux, Vicomte."

André atmete auf. Zum erſten Male im Leben war ihm der Verluſt willkommen.

„Noch drei verlorene Sätze," ſagte er ſich, „und ich hebe die Sitzung auf. Das Mißgeſchick liefert mir dann einen vortrefflichen einwandfreien Vorwand aufzubrechen

und damit der von Saint-Yrieix angedeuteten Gefahr zu entgehen."

In dieſem Augenblick jedoch machte der Graf Czethiani eine Pauſe im Spiel, zog langſam und bedächtig ein Zigarrenetui aus der Taſche, legte es auf den Tiſch und wählte aufs umſtändlichſte eine Havanna aus, die er anzündete. Als ſie brannte, nahm er die Zigarrentaſche und ſteckte ſie mit einer gewiſſen Haſt zu ſich, ergriff zugleich die Karten und leierte das übliche: „Messieurs, faites vos jeux . . . Les jeux sont faits! . . ."

Er gab, und nun ſchien ſich das Glück gewendet zu haben, als ob die Zigarrentaſche ein kräftiger Talisman geweſen wäre. Drei volle Sätze für den Bankhalter, dann eine Unterbrechung und dann wieder fünf Gewinnſätze. Maſſen von Gold, Banknoten, Spielmarken häuften ſich vor André auf, und man hörte murmeln: „Es müſſen mindeſtens viertauſend Louisdor ſein . . ."

Der Ungar pſalmodierte weiter: „Messieurs, faites vos jeux . . . Les jeux sont faits! . . ."

Er wollte eben wieder geben, als ſich von rückwärts eine Hand auf ſeine Karten legte und der Baron Gaujard nachdrücklich ſagte: „Einen Augenblick! Es macht mir den Eindruck, als ob Sie mehr Karten hätten, als zum Spiel gehören."

„General! Sie beſchimpfen mich!" rief der Bankhalter mit tragiſcher Entrüſtung, wobei er den Verſuch machte, die Karten durcheinander zu werfen, doch der Vorſtand des Klubs hielt ſie feſt und Valançon leiſtete ihm Beiſtand.

„Kein Geſchrei, kein Aufſehen! Sie folgen uns ins Nebenzimmer. . . . Wir wiſſen, wer Sie ſind, und ſprechen uns beſſer in kleinem Kreis aus."

Mit zitternden Knieen ſtand der Ungar auf, als eine durchdringende Stimme rief: „Halt! Den Teilhaber nicht vergeſſen! Wenn der Graf Czethiani ein Betrüger iſt, ſo

iſt der, der ſeinen Gewinn teilte, auch nicht haſenrein! Ich verlange, daß man ihn jetzt auch halbpart machen läßt!"

Vor Freude bebend, wies der kleine Linguet mit dem Finger auf ſeinen leichenbleichen, ſchreckensſtarren Feind.

„Ich! Ich!" rief André, ſich hoch aufrichtend. „Sie wagen, mich zu verdächtigen!"

Die anfängliche Verblüffung der geprellten Spieler verwandelte ſich jetzt in Wut, der Vicomte ſah, wohin er auch blicken mochte, nur zornige Geſichter um ſich, und ein Kreuzfeuer von beleidigenden Bemerkungen praſſelte auf ihn nieder.

„Dieb! Räuber! Unſer Geld wollen wir wieder!"

André drängte mit einer erſchreckenden Gebärde die Hitzigſten von ſich.

„Den erſten, der noch ein Wort ſagt, den zerſchmettere ich!"

Allein der kleine Linguet war nicht der Mann, ſeine Beute fahren zu laſſen, er hatte zu lang auf dieſen Augenblick der Wonne geharrt, um einer Einſchüchterung zugänglich zu ſein.

„Nur keine Schimpfreden und keine Drohungen!" erklärte er. „Sie haben es hier nur mit anſtändigen Leuten zu tun, Herr Vicomte von Preigne, verſtehen Sie wohl. Die Wahrſcheinlichkeit, daß Sie ein Gauner ſind, iſt dagegen ſehr groß. Wir werden's alsbald erfahren. Einſtweilen gehen Sie mit den Herren, die Ihren Spießgeſellen geleiten. Die Sache wird genau unterſucht werden ... vor allem, daß niemand an die Karten rühre!"

Valançon war ſchon damit beſchäftigt, ſie in einen Korb zu ſammeln, nachdem er den Reſt des Spiels, den der Ungar noch nicht ausgegeben, vor aller Augen verſiegelt hatte. Er beugte ſich zu André hinüber.

„Kommen Sie mit mir, Vicomte. Sie dürfen nicht hier bleiben, wo Sie nur Beſchimpfungen ausgeſetzt ſind. ...

wenn Sie ſich rechtfertigen können, ſo beeilen Sie ſich damit . . ."

Im Nebenzimmer befanden ſich jetzt der Baron Gaujard, Valançon, der kleine Linguet, der Ungar, André von Preigne und der reiche Ölhändler aus Graſſe, der mit einem Schlag eine für alle unerwartete Bedeutung gewonnen hatte und knappe, jeden Widerſpruch abſchneidende dienſtliche Befehle erteilte.

„Schließen Sie die Türe ab, daß wir ungeſtört bleiben! . . . Stellen Sie an jedem Eingang einen Diener auf, daß niemand ohne Erlaubnis eindringe! . . . Und jetzt bringen wir die Sache zur Sprache."

„Ja, wer ſind Sie denn?" rief der Ungar, ſich gegen die Anmaßung auflehnend, womit der Unbekannte die Verhandlung an ſich riß.

„Wenn es Sie intereſſiert, das zu wiſſen, ich heiße Robillaud und bin Polizeikommiſſär für Spielangelegenheiten. Sie haben mich nur nicht erkannt, weil ich gut vermummt bin. . . . Soll ich etwa die Perücke abnehmen? Was Sie betrifft, ſo machen Sie gütigſt mit mir keine Flauſen. Sie ſind Armoiſon, der ſogenannte König der Griechen, und Sie ſitzen dieſes Mal feſt in der Klemme."

Der „Graf Czethiani" ſchien ſeinen Ankläger keiner Antwort würdigen zu wollen.

„Ich weiß nicht, was das heißen ſoll," wandte er ſich an den Vorſtand des Klubs. „Meine Papiere ſind in Ordnung, und ich berufe mich auf den öſterreichiſchen Konſul. Wenn Ihre Kollegen, weil ſie verloren haben, behaupten, betrogen worden zu ſein, ſo beweiſt das nur, daß ſie ſchlechte Spieler ſind, weiter nichts."

„Herr Valançon," ſagte Robillaud gelaſſen, „wollen Sie die Güte haben, mir den Teil der Karten zu übergeben, den Sie verſiegelt haben? Während ich ihn vor dieſen Zeugen unterſuche, ſind Sie wohl ſo freundlich, die Karten

im Korb nachzuzählen. Es waren urſprünglich die üblichen vier Spiele. Wenn alles mit rechten Dingen zugeht, ſo müßten wir mit dieſem Reſt hundertundacht Karten vorfinden . . ."

„Kann ich wiſſen, was für eine Gaunerei man in dem Getümmel um den Spieltiſch ausgeübt haben mag?" warf der ſogenannte Graf Czethiani hin.

„Sie ſchweigen!" herrſchte ihn der Baron Gaujard in ſo rauhem Ton an, daß der Mann eingeſchüchtert ward und ſich darauf beſchränkte, ſeine Entrüſtung durch Gebärden zu äußern.

Einſtweilen erklärte der Poliziſt unter den Augen des finſter ſchweigenden Vicomte von Preigne in ſpöttiſchem Ton: „Wenn ſich der Herr, wie ich vermute, des portugieſiſchen Sequens bedient hat, werden wir nach drei Treffern einen Fehlſchlag, dann wieder fünf Treffer finden."

Er ſpielte nun die Rolle des Bankhalters, indem er den Anweſenden regelrecht Karten austeilte, nur daß er ſie offen auf den Tiſch legte, und wirklich entwickelte ſich das Spiel genau ſo, wie er vorausgeſagt hatte.

„Um dies Sequens erfolglos bleiben zu laſſen, müßte unter den Gegnern ein Windhund ſein, der kreuz und quer ſetzt, was ſo gut wie niemals vorkommt. Es ſind wirklich, wie wir vermutet hatten, überſchüſſige Karten eingeſchmuggelt worden. Als er die Zigarrentaſche herausnahm, hat Herr Armoiſon dieſe Karten auf den Tiſch gelegt und dann ſehr geſchickt ins Spiel eingeſchoben. Saubere Arbeit, übrigens kein Wunder, denn Herr Armoiſon iſt längſt Meiſter in ſeinem Fach und niemand verſteht ſich wie er, wenn's not tut, auf Taſchenſpielerſtückchen."

Ein Zucken ging über das Geſicht des Ungarn, wie wenn ein Windſtoß eine Waſſerfläche kräuſelt. Seine Augen funkelten höhniſch und ſein Mund verzog ſich grollend.

„Sie machen ſich über mich luſtig," warf er hin.

„Wahrhaftig, nein," ſagte Valançon, der mit Zählen fertig geworden war. „Es ſind ſechzig Karten zu viel . . ."

„Wer dieſe unter das Spiel gemiſcht hat, weiß ich nicht," erklärte der Ungar. „Sind Sie Ihres Dienſtperſonals ſicher?"

„Genug der Ausflüchte!" rief der Baron Gaujard. „Sie ſind ertappt, jetzt gilt es nur noch Ihre Rechnung ins reine zu bringen. Mit Ihrer Perſon werden wir uns gar nicht mehr befaſſen. Das erbeutete Geld iſt in unſern Händen und wird denen zurückerſtattet, die es eingebüßt haben. Was Sie betrifft, ſo erſuche ich Sie in aller Intereſſe, ſich anderswo einen Galgen zu ſuchen . . ."

„Sachte, ſachte!" fiel der kleine Linguet ein. „Es kann doch eine gerichtliche Klage anhängig gemacht werden . . ."

„Für die Mitglieder des Klubs ſtehe ich gut," erklärte der Präſident, „und . . ."

„Ich bitte mich davon auszunehmen," unterbrach ihn der gallige Alte. „Ich ſehe zwar kein Unrecht darin, den falſchen Grafen und Pſeudoungarn, kurz den Herrn Armoiſon, einfach an die Luft zu ſetzen und laufen zu laſſen, aber bei ſeinem Mitſchuldigen, dem Vicomte André von Preigne liegt der Fall anders. Der Meiſter Armoiſon iſt ein Gauner von Beruf, er lebt von dieſem Handwerk, und man kennt ihn, die Leute brauchen ſich alſo nur vor ihm zu hüten. Dieſer junge Kavalier aber, der ganz verſtohlen den Helfershelfer bei dieſem Kniff mit eingeſchmuggelten Karten macht, dieſer elegante Weltmann, der ſeinen vornehmen Rang dazu mißbraucht, die Leute zu täuſchen, dieſer hochgeborene Dieb, dieſer Bandit aus der großen Welt, der jetzt in unſre Hand gegeben iſt, und an dem vor unſern Augen der Angſtſchweiß ausbricht — Scham kennt er ja nicht — was ſoll mit dieſem geſchehen?"

„Ich ſchwöre bei meiner Ehre," rief der Vicomte leidenſchaftlich, „daß ich von den Kniffen dieſes Herrn

nichts wußte! Ich fordere ihn auf, ſich auszuſprechen, ob zwiſchen mir und ihm ein Einverſtändnis beſtanden hat."

„Nein, nein, gewiß nicht!" ſagte der entlarvte Gauner mit einem wohlwollenden Lachen. „Der Herr Vicomte ſah, daß ich gewann, deshalb beteiligte er ſich an meinem Spiele, das iſt alles. Nichts einfacher als das, und jeder von Ihnen würde an ſeiner Stelle dasſelbe getan haben . . ."

Bei dieſen unklugen Worten breitete ſich eine bleierne Stille aus, die ſich wie ein Verdammungsurteil ſchwer auf André niederſenkte. Keiner wollte ihn vollends zu Grund richten, indem er Widerſpruch erhoben hätte, doch alle waren mit ihrem Urteil über ihn im klaren.

„Will denn gar niemand hier für mich eintreten?" rief er, ſich raſend aufbäumend unter der Laſt des Schimpfs. „Valançon, geben auch Sie mich auf?"

Der Maler erbebte bei dieſem verzweifelten Notruf. Raſch ſtieg Anninas Bild vor ihm auf, er ſah die Schande des Geliebten, an ihr aufſpritzend, ſie ſelbſt beſchmutzen und es war ihm, als ob auch Trélaurier nicht ſo furchtbar gerächt werden wollte.

„Im Grunde, meine Herren," ſagte er, auf André zutretend, „fehlen doch Beweiſe für die angebliche Mitſchuld des Vicomte von Preigne, deren man ihn bezichtigt . . ."

„Ich bezichtige ihn hiermit ausdrücklich dieſer Mitſchuld!" kreiſchte der kleine Linguet, die magere, zitternde Hand nach dem Feind ausſtreckend. „Der Ungar geht mich nichts an, ich will auch mein verlorenes Geld nicht zurückerſtattet haben, ich will aber, daß . . . ſagen wir die Inkorrektheit des Herrn von Preigne feſtgenagelt werde. Wenn Sie kein Protokoll aufſetzen wollen, und wäre es auch nur für die Geheimakten des Klubs, ſo mache ich heute früh noch Anzeige beim Staatsanwalt."

Dieſer elementare Haß des alten Männchens wirkte erkältend auf die Anweſenden. Der Baron Gaujard be-

merkte beinah vorwurfsvoll: „Mein Herr, Sie zeigen ja eine große Verbiſſenheit . . .“

„Sparen Sie Ihre Milde!“ rief Linguet höhniſch. „Der Lump verdient kein Mitleid! Er iſt mir verfallen mit Leib, Leben und Ehre, das weiß er wohl. Sehen Sie nur, wie er grün wird vor Angſt, wenn ich ihm ſeine Erbärmlichkeit ins Geſicht ſpeie! Wenn ich die Kraft hätte, ihn im Zweikampf zu töten, wie er's mit ſeinen Feinden macht, wäre er längſt nicht mehr da! Aber ich habe ihn trotzdem in der Gewalt, und wenn Sie, wie es ſcheint, nicht geneigt ſind, Ihre Pflicht zu erfüllen, werde ich ſie übernehmen und nicht nachlaſſen, bis das Ziel erreicht iſt.“

„Elender!“ knirſchte André.

„Schweig, du Schurke! Du weißt, daß mir jedes Mittel, dich zu treffen, zuſteht, und ich werde dich noch mit Füßen treten, feiger Mörder. In dieſem Augenblick halte ich in Händen, was man ſo deine Ehre nennt, und niemand wird ſie mir entreißen! Sie verſtehen mich, meine Herren — entweder, oder. Entweder wird auf der Stelle ein Protokoll aufgenommen über den ganzen Vorgang und von allen Anweſenden mit Einſchluß des Vicomte unterzeichnet, oder es erfolgt die Anzeige beim Staatsanwalt. Haben Sie mich verſtanden?“

„Ich unterſchreibe nichts!“ rief André. „Eher mag man mir die Hand abhauen.“

„Man wird Ihnen nichts abhauen und Sie werden unterſchreiben. Bramarbaſieren Sie doch nicht!“

„Mißbrauchen Sie den Vorteil Ihrer Lage nicht, Herr Linguet,“ legte ſich Valançon ins Mittel. „Sie ſchaden ſich ſelbſt, indem Sie einen Mann angreifen, der ſich nicht verteidigt. Wir alle ſind darin einig, einen Skandal vermeiden zu wollen, der weder dem Klub, noch allen, die in das Abenteuer verwickelt ſind, zum Heil gereichen würde. Verhüten wir, wenn irgend möglich, daß

die Sache in die Öffentlichkeit bringt. Sie verlangen ein Protokoll, darin ſtimmen wir Ihnen bei, aber daß der Vicomte ſeinen Namen darunter ſetzt, iſt durchaus überflüſſig. Die Lage, worin er ſich befindet, iſt an ſich peinlich genug, wir brauchen nichts hinzuzufügen, was über unſre Aufgabe hinausgeht. Wir laſſen uns nicht von Ihnen als Werkzeug gebrauchen, merken Sie ſich das."

Valançon ſah das kleine Männchen bei dieſen Worten mit ſolcher Feſtigkeit an, daß Linguet wohl oder übel ſeinen Plan fahren laſſen mußte.

„Und wer wird die Betrogenen entſchädigen?" fragte er indes in immer noch drohendem Ton. „Es ſind von den Spielern etwa zweihundertfünfzigtauſend Franken an die verdächtige Bank verloren worden, das Geringſte, was der Vicomte tun kann, iſt, ſie zu bezahlen. Ungefähr hunderttauſend Franken haben Sie auf dem Tiſch in Beſchlag genommen, ſomit fehlen noch hundertfünfzigtauſend Franken, die morgen hier an die Spieler auszuzahlen ſind, ſonſt betrachte ich mich als berechtigt, weitere Schritte zu tun. . . . Das Gericht mag dann die Sache in die Hand nehmen."

„Das wäre abgemacht. Herr Robillaud, wollen Sie Armoiſon über die Dienſttreppe aus dem Haus führen und an die Luft ſetzen."

Der Bankhalter atmete erleichtert auf und wagte ſogar zu lächeln, indem er ſagte: „Sie behalten den Spielgewinn der Partie. Es ſei, aber möchten Sie mir nicht wenigſtens meinen Einſatz zurückerſtatten? Ich kam heute abend mit fünfzigtauſend Franken in den Klub . . ."

„Die Sie geſtern auf die uns jetzt bekannte Art gewonnen haben. Wir werden ſie den hundertundfünfzigtauſend beifügen, die uns der Vicomte für morgen verſpricht."

Der Burſche machte ein Zeichen der Zuſtimmung und

wollte ſich in der Runde verbeugen, er bekam aber nur Rücken zu ſehen. Nun verſchwand er mit handgreiflicher Nachhilfe des Polizeikommiſſärs.

„Gehen Sie fort, Vicomte," ſagte Valançon halblaut zu André. „Sie ſehen, daß ich um Anninas willen für Sie tat, was ich konnte. Jetzt will ich Ihnen noch den wohlgemeinten Rat geben, gehen Sie für ein paar Monate ins Ausland. Das wird für alle Welt das Beſte ſein."

„Ich bin unſchuldig, Valançon," beteuerte André, ſchmerzlich flehend. „Sie waren anweſend, Sie können zu meinen Gunſten zeugen, laſſen Sie mich nicht im Stich . . ."

Der Künſtler ſah ihm feſt ins Geſicht und erwiderte mit ernſter Stimme: „Sie haben Trélaurier beſchimpft, der mein Freund iſt, Annina verraten, die ich gleich einer Schweſter liebe, Sie haben an der Ehre gefrevelt, Herr von Preigne, das iſt mehr, als daß ich noch für Sie eintreten könnte. Für jeden kommt die Stunde, wo er für ſeine Sünden büßen muß, für Sie iſt ſie jetzt angebrochen. Reiſen Sie und ſorgen Sie dafür, daß man Sie vergißt."

Der junge Mann warf ſich mit einem erſtickten Zornes-laut in die Bruſt, heftete einen drohenden Blick auf den Maler und ſagte mit bitterem Lächeln: „So leicht wird man doch nicht mit mir fertig werden. Ich bin weder ſchwach noch wehrlos . . ."

„Nehmen Sie ſich in acht, und drohen Sie nicht! Sie würden dadurch andre Maßregeln hervorrufen."

André war wieder vollkommen Herr ſeiner Bewegung geworden. Er maß Valançon mit einem verächtlichen, hochmütigen Blick und ſagte lachend: „Ich fürchte nichts!"

Und mit einem nachläſſigen Gruß gegen die andern Herren ging er auf die Türe zu; ungebeugten Haupts wollte er die Klubräume durchſchreiten. Durch ſeine Kühnheit eingeſchüchtert, blickten ihm alle ſchweigend nach; nur Linguet hatte die Geiſtesgegenwart, ihm noch zuzurufen:

„Auf Wiederſehen, Sie Zierde der Menſchheit. Wir ſind noch nicht miteinander fertig.“

Der Baron Gaujard wandte ſich zu Valançon und Linguet.

„Setzen wir jetzt unſer Protokoll auf, aber es verſteht ſich, daß die Sache unter uns bleibt.“

„Gewiß,“ ſtimmte Linguet voll Vergnügen bei, „denn ob Sie das Protokoll geheimhalten oder nicht, bleibt ſich ganz gleich. Wenn ich nur darauf hinweiſen kann, daß es vorhanden iſt, ſetze ich es durch, daß der Vicomte aus ſämtlichen Pariſer Klubs ausgewieſen wird.“

„Mein Gott, was hat Ihnen denn der Unglückliche zu Leid getan?“ fragte Baron Gaujard, in dem die grenzenloſe Verbiſſenheit dieſes Kleinbürgers das Gefühl der Solidarität mit dem Standesgenoſſen wachrief.

„Was er mir zu Leid getan hat? Ach, was er ſo in der Gewohnheit hat,“ ſagte der alte Mann einfach. „Er hat mein einziges Kind entehrt und dann verlaſſen; ſie aber iſt aus Kummer darüber geſtorben.“

Der General ſenkte ſchweigend den Kopf.

Zehntes Kapitel.

Um zwei Uhr morgens hatten ſich Géraldine, Frau von Préjean und Annina, nachdem ſie das Benozziſche Lokal verlaſſen, in Valançons Atelier zuſammengefunden. Es war von Anfang an beſchloſſene Sache geweſen, daß Frau Trélaurier nicht in ihre Wohnung zurückkehren, ſondern den Reſt der Nacht bei Géraldine zubringen ſolle. Triſtan war in den Klub geſandt worden mit dem Auftrag, Valançon über das Vorgefallene zu unterrichten, und außerdem, falls

noch Zeit wäre, André gegen die ihm dort drohenden Gefahren zu wappnen.

Mit furchtbarer Herzbeklemmung war Annina sich bewußt geworden, daß sie von ihrem persönlichen Schmerz hingerissen, alles vergessen, was nicht mit dem ihr zugefügten Unrecht zusammenhing, und André damit arglos den Feinden ausgeliefert hatte. Sein Schicksal hatte in ihrer Hand gelegen, und sie hatte vergessen können, daß ein Wort von ihr ihn aufklären und vor dem Verderben bewahren konnte.

Großmütig auch im eigenen Leiden, beauftragte sie Tristan, André zu benachrichtigen, daß er mit Mißtrauen beobachtet werde und daß derjenige, der ihm den Scheiterhaufen geschichtet habe, nicht barmherzig sein werde wie sie, sondern seine Sache aufs äußerste zu verfolgen gesonnen sei. Diese Bemühung zu Gunsten des Vicomte war die letzte Äußerung ihrer Willenskraft gewesen. Seit sie Tristan ihren Auftrag erteilt hatte, war die junge Frau in ein dumpfes Hinbrüten versunken, dem auch die zärtlichste Fürsorge der Freundinnen sie nicht zu entreißen vermochte. Sie lag ausgestreckt auf dem Ruhebett des Ateliers, den Kopf ganz vergraben in Kissen, weinte aber nicht, sondern verharrte regungslos und starr wie eine Tote und erwiderte auf all den liebevollen Zuspruch, den ihr Frau von Préjean wie Géraldine aufs zartfühlendste zuflüsterten, kein einziges Wort.

Es machte den Eindruck, als ob für sie alles zu Ende wäre, als ob sie weder Linderung in der Gegenwart, noch Hoffnung für die Zukunft zugänglich sei. Ob sie auch nur hörte, was man ihr sagte? Man konnte darüber nicht ins klare kommen, aber der liebevolle Eifer der beiden Frauen erlahmte deshalb doch nicht. Endlich aber stellten sie ihr Zureden ein, weil sie Anninas Erschöpfung dadurch zu steigern fürchteten, überließen sie ihrer eigensinnigen

Schweigſamkeit, ihrer trotzigen Starrheit und zogen ſich in die entfernteſte Ecke des großen Raums zurück, wo ſie leiſe plaudernd Saint-Yrieix und Valançons Rückkehr abwarteten. Um drei Uhr morgens klingelte es an der Gartentür. Bei dieſem Klang, der Nachricht erwarten ließ, fuhr Annina jählings auf.

„Das ſind ſie!“ murmelte ſie mit namenloſer Angſt auf dem Geſicht und im Klang der Stimme.

Als die Schritte der beiden Männer auf der Treppe laut wurden, zitterte ſie wie Eſpenlaub. Sie ſchien ganz außer ſich zu ſein; ihre Augen glühten, der Mund war krampfhaft verzerrt. Außer ſtande, ihre Ungeduld zu bemeiſtern, lief ſie an die Tür, riß ſie auf und rief: „Was iſt geſchehen?“

Valançon wie Triſtan ſahen ſo niedergeſchlagen aus, daß Annina keine Antwort brauchte.

„Triſtan kam zu ſpät?“ rief ſie, die Hände ringend.

„Man entrinnt ſeinem Schickſal nicht,“ gab Valançon ernſt und traurig zurück. „Wenn Herr von Preigne heute nicht ertappt worden wäre, ſo wäre es unfehlbar ein andres Mal geſchehen, vielleicht in vier Wochen, vielleicht in einem Jahr; wer einmal auf die ſchiefe Ebene geraten iſt, den hält man nicht mehr auf. Der Unglückſelige war verloren. . . . Es iſt beſſer, daß ihn ſein Schickſal heute nacht ereilt hat! Wenigſtens konnte er Sie nicht weiter mit ſich hinabreißen, und das war's, was uns am meiſten am Herzen lag . . .“

„So haben Sie um meinetwillen *ihn* geopfert?“

„Nein. Um Ihretwillen habe ich ihn ſogar beſchützt, ſoweit es in meiner Macht lag, und mir verdankt er, daß ihm wenigſtens noch ein Schimmer von Ehre bleibt.“

„Und was wird er beginnen?“

„Er wird den Verſuch machen, Sie wiederzuſehen, darüber iſt kein Zweifel. Sie ſind ſeine letzte Zuflucht,

ſeine einzige Rettung. Er weiß zu genau, wie gut Sie ſind, und er rechnet auf Ihre Zärtlichkeit. Wenn Sie ihm Gehör ſchenken, ihn auch nur ſehen, werden Sie, wie ich fürchte, ihm verfallen ſein und dann ſo tief ſinken, daß alle Liebe Ihrer Freunde, aller Opfermut deſſen, der Sie nie aufgegeben hat, nicht ausreichen würden, Sie wieder zu erheben."

Annina wurde leichenblaß bei dieſer deutlichen Anſpielung auf die übermenſchliche Großmut ihres Gatten, die Valançon in dem Augenblick wagte, wo die grauſame und ehrloſe Selbſtſucht ihres Geliebten ſich ſo deutlich beſtätigte. Es war ihr ſelbſt unmöglich, den Vergleich dieſer beiden Männer von ſich zu weiſen, und Trélaurier wuchs in ihren Augen in demſelben Maß, als ſein Nebenbuhler zuſammenſchrumpfte. Atemlos fragte ſie, immer noch an André denkend, ehe ſie an ſich ſelbſt dachte: „Der Unſelige! Was wird aus ihm werden?"

„Ach, das iſt ſeine Sache!" fiel Triſtan ungerührt ein. „Machen wir uns doch keine Sorgen um den! Mit ſeiner hübſchen Larve und ſeiner laſterhaften Geſchicklichkeit wird er immer wieder Leute finden, die auf ihn hereinfallen. Du aber, Annina, mach dir ums Himmels willen die Lehre zu nutze, die du jetzt erhalten haſt. Die Macht der Umſtände gibt dir deine Freiheit zurück, du haſt das in einer Stunde der Verblendung geknüpfte Band nicht aus freien Stücken gelöſt, es iſt zerriſſen, jetzt flicke du es nicht wieder zuſammen! Ich bitte dich im Namen aller, die dich lieb haben, mache die Augen auf. Von Selbſttäuſchungen betrogen, haſt du den Weg verfehlt, ſtehe jetzt ſtill! Wir ſind an deiner Seite, wir wollen dir den rechten Weg weiſen, dich pflegen, dich tröſten, aber verſprich uns, Preigne nicht wiederzuſehen!"

„Werde ich das können?" fragte ſie troſtlos. „Werde ich die Kraft dazu haben, wenn ich's auch verſpreche?"

„So geben Sie uns das Recht, Sie vor ihm und vor ſich ſelbſt zu beſchützen," ſagte Frau von Préjean. „Wir werden nicht von Ihrer Seite weichen . . ."

„Aber wenn er mir trotz alledem Aufklärungen zu geben hätte? Wenn er mir beweiſen könnte, daß er mich nicht verraten hat?" fragte Annina, verzweifelt die Hände ringend. „Ach! Ihr ſeht's ja, wie feige ich bin, wie ſehr ich noch an ihm hänge. . . . Überlaßt mich meinem Elend, ich bin's nicht wert, daß ihr mich zu retten verſucht. Ich bin beſeſſen, bin nicht mehr ich ſelbſt. Ich werde alle Schwüre brechen, eure Freundſchaft betrügen, ich bin ſo niedrig wie er, laßt mich bei ihm!"

Mit einem Strom von Tränen ſank ſie auf das Ruhebett zurück, verzweifelt wie eine Wahnſinnige, ihren Schmerz hinausſchreiend. Die Freunde ſahen einander betroffen, bekümmert, ratlos an, nur Saint-Yrieix zeigte Entſchloſſenheit und Kaltblütigkeit.

„Gewinnen wir Zeit," ſagte er leiſe. „Ohne Zweifel kommt Vernaut heute mit dem Schnellzug, vielleicht ſogar Trélaurier ſelbſt. Tun wir unſer möglichſtes, bis dahin wenigſtens eine Begegnung des Vicomte mit Annina zu verhindern. Das erkläre ich euch, wenn er ſich hier einſtellt, ſo weiſe ich ihm die Tür, mag daraus entſtehen, was will. Schließlich habe ich ſeine Großmäuligkeit ſatt, und Angſt habe ich nicht im geringſten vor ihm!"

Zum zweiten Male errang Triſtan durch ſeine Mannhaftigkeit Frau von Préjeans Bewunderung.

„Triſtan, ſo gefällt's mir!" ſagte ſie mit Wärme. „Ich ſtimme Ihnen in allen Stücken bei. Valançon und Sie wachen an der Türe, Géraldine und ich im Innern. So glaube ich, können wir den Ereigniſſen mit Ruhe entgegenſehen."

Sie beugte ſich über Annina.

„Liebling, ich meine, Sie ſollten ein wenig ruhen . . .

Frau Valançon hat ein Zimmer für Sie bereit. Kommen Sie mit mir, ich werde Sie zu Bett bringen und wie ein geliebtes Kind in Schlaf ſingen ... Sie müſſen Ihre Kräfte ſammeln für das Kommende. Haben Sie nur Vertrauen zu uns, die wir Ihnen ſo gern aus aller Not helfen möchten, und kommen Sie jetzt."

Sie hatte den Arm unter Anninas Schulter geſchoben und half ihr, ſie ſtützend, ſich aufrichten. Géraldine hielt die Tür offen und im Nu befand ſich Annina im dämmerigen Dunkel einer Schlafſtube, wo ein blendendweißes Bett Ruhe und Vergeſſen verhieß. Die beiden Frauen nützten Anninas Widerſtandsloſigkeit, um ſie zu entkleiden, ihre ſchönen Haare zu löſen und zu flechten und ihr ein feines, duftendes Nachthemd überzuwerfen. Körperlich angenehm berührt, von einem gewiſſen Wohlſein durchſtrömt, ſah ſie die Freundinnen an und die troſtloſen Augen verſuchten zu lächeln, konnten aber nur neue Tränen, dieſes Mal der Rührung, vergießen. Géraldine kniete vor ihr, um ihr Schuhe und Strümpfe abzuziehen, und die jungen Frauen tauſchten beim Anblick dieſes geſchmeidigen und kraftvollen jugendfriſchen Körpers einen ſchmerzlichen Blick aus. Dieſes Meiſterwerk der Schönheit verſchmähte der Geliebte über ungeſunden Gelüſten, dieſes entzückende Geſchöpf, deſſen Liebe jedes Opfers wert war, hatte alles hingeben müſſen, um nun nicht einmal Achtung zu genießen!

In anmutiger Bewegung ſetzte Annina das ſchimmernde Knie aufs Bett, das leicht federte, und ſtreckte ſich mit wohligem Aufatmen aus. Im Schatten der Vorhänge wälzte ſie langſam den Kopf auf dem Kiſſen hin und her, als ob ſie die Unruhe ihrer Gedanken damit beſchwichtigen wolle.

„Liegen Sie bequem, Liebſte?" fragte Géraldine.

„Ja, ich danke Ihnen ... Sie ſind ſo gut ..."

„Sie haben wenig Zeit zum Schlafen, es iſt ſchon vier Uhr und demnächſt wird der Tag anbrechen. ... Wollen

Sie nicht etwas Beruhigendes nehmen, um einſchlafen zu können?"

„Ich nehme, was Sie mir geben," ſagte Annina ſanft wie ein Kind.

Frau von Préjean trat an Géraldines Stelle ans Bett. Sie drückte ihre Lippen auf die ſchon kühler werdende Stirn Anninas, flüſterte ihr zärtliche Troſtesworte zu, die dem Ohr ſchmeicheln und das Gemüt beruhigen, bis Géraldine mit einem Glas zurückkam, worin ſie eine Flüſſigkeit umrührte.

„Trinken Sie das, Liebling ... Valançon hat das beruhigende Tränkchen ſelbſt für Sie gemiſcht."

Sie hob ihr den Kopf, hielt das Glas an ihre Lippen und ließ Annina trinken.

„So, jetzt verſuchen Sie's nur ernſtlich, das Denken aufzugeben!"

Sie zog alle Vorhänge zu, um Annina vor dem einbrechenden Tageslicht zu ſchützen, und ſetzte ſich mit Frau von Préjean in eine ferne Ecke des Zimmers.

„Was ich ihr gab, iſt ein Morphiumſirup," ſagte ſie leiſe. „Das arme Kind wird einſchlafen und hoffentlich recht ſpät erwachen, ſo daß wir Zeit haben, einen etwaigen Angriff des Vicomte mit allen Mitteln abzuſchlagen."

„Hören Sie nur ... ſie ſchläft ſchon ..."

Regelmäßige, tiefe Atemzüge ließen ſich vernehmen. Annina hatte, von Müdigkeit überwältigt, von dem Schlaftrunk betäubt, endlich das Bewußtſein ihres Elends verloren.

„Liebe Freundin, tun Sie mir den Gefallen, in Ihren Gaſthof zu gehen," ſagte Géraldine zu Frau von Préjean. „Sie bedürfen auch der Ruhe! Seien Sie bis neun Uhr wieder hier, ſo lange werde ich wachen. Wenn Sie dann wieder da ſind, kann ich mich eine Weile ſchlafen legen. Ich werde jetzt ſorgen, daß Valançon zu Bett geht, denn er würde uns ja nichts nützen. Sie ſehen, daß

die arme Annina folgſam iſt, wie ein kleines Kind, und vermutlich wird der Reſt der Nacht ganz ruhig vorübergehen. Ach! Wenn wir das auch vom morgigen Tag hoffen dürften ..."

Frau von Préjean drückte Géraldine die Hand und ging auf den Zehenſpitzen ins Atelier hinüber. Nach kurzer Zeit hörte man den Landauer, der vor dem Tor gewartet hatte, davonfahren, und tiefe Stille trat im Hauſe ein. Annina ſchlief, zuweilen im Traum tief aufſeufzend, unter der treuen Obhut der Freundin, bis dieſe nach einem halben Stündchen geſpannter Aufmerkſamkeit den Kopf auf die Rücklehne ihres Stuhls ſinken ließ und friedlich neben ihrem Pflegling einſchlummerte.

Um acht Uhr erſchien ein Telegraphenbote. Valançon wurde geweckt und nahm das von Vernaut unterzeichnete Telegramm in Empfang.

„Komme mit Felix Schnellzug. Handelt einſtweilen nach Gutdünken."

Noch hielt er das Blatt in der Hand, als Saint-Yrieix ſchon als Vorläufer Frau von Préjeans erſchien.

„Ich komme ſo zeitig," ſagte er, „aus Angſt, Preigne könnte den Verſuch machen, Annina zu ſprechen."

„Das würde ihm ſchwerlich gelingen, wenn ich nicht will!"

„O, er iſt von verzweifelter Verwegenheit und hat, ganz abgeſehen von der Eigenliebe, triftige Gründe, ſich nicht willig verdrängen zu laſſen!"

„Mir wäre, offen geſtanden, nichts lieber, als wenn er käme, ehe Trélaurier und Vernaut hier ſind. Es wäre mein höchſter Wunſch, mit dem ſauberen André fertig zu werden, ohne jegliche Einmiſchung des Ehemanns. Wenn Trélaurier und der Vicomte zuſammentreffen, ſo könnte ſich die lang angeſammelte Wut entladen, der ſeit einem Jahr aufgehäufte Groll zum Ausbruch kommen."

„Was für Geſinnungen ſetzen Sie zur Zeit bei Trélaurier voraus?“

„Ich kenne Felix ſehr genau; er iſt ein Menſch, der ſein Urteil nie widerrufen wird. Er hat alles aufgeboten, um Annina zu verhindern, daß ſie ſich zu Grund richte, und es iſt ihm nicht gelungen. Weit entfernt, das Spiel aufzugeben, hat er dann ſeine ganze Kraft eingeſetzt, den Schein oder was davon noch übrig blieb, zu retten. Jetzt wird er logiſcherweiſe ehrlich und aufrichtig darauf hinarbeiten, Annina aus dem Sumpf zu ziehen, worin ſie beinah erſtickt. Annina wird ſein einziger Gedanke ſein, alles andre wird er der tiefen Liebe unterordnen, die er ſeiner Frau bewahrt hat. Wird ihm das gelungen ſein, falls es überhaupt gelingt, ſo werden wir ja ſehen, was er weiter unternimmt. Für den Augenblick ſteht das eine feſt: er wird alle Hebel anſetzen, um Annina von dem Mann zu befreien, der ſie vom rechten Weg abgeleitet hat.“

„Was verſtehen Sie unter dieſen Hebeln?“

„Alles: Schlauheit, Macht, Beſtechung. Wenn's ſein muß, wird er dem ſchönen André ohne Zögern ans Leben gehen, iſt er für Geld zu haben, ſo wird Trélaurier nicht knaufern!“

„Für Geld zu haben? Schätzen Sie ihn dermaßen nieder ein?“

„Ich bin dahin gelangt, ihn ſo gering zu ſchätzen, als man einen Menſchen nur gering ſchätzen kann. Ich habe den Kerl an der Arbeit geſehen; er iſt zu allem fähig. Aus Egoismus, zu ſeinem Vergnügen, um einer Laune willen würde er Chriſtus noch einmal ans Kreuz ſchlagen, um ſo weniger zaudert er, ein einfaches menſchliches Geſchöpf am Spieß zu drehen, bis er ſeinen ſchändlichen Zweck erreicht hat. Er iſt der Typus des neuen Geſchlechts der Übermenſchen, deſſen ſich die Geſellſchaft zu erwehren haben wird. Ob unten oder oben an der Leiter, die jetzigen Sitten

bringen die nämlichen Erſcheinungen hervor: in den untern Kreiſen Mörder, die wegen fünfzig Franken eine alte Frau abſchlachten, in den höhern reizende Schwerenöter, die ſich darin gefallen, an gar nichts zu glauben, nichts und niemand zu achten. Mein Lieber, wir leben in einer Geſellſchaft, die in Zerſetzung begriffen iſt! Man hat alle Stützbalken entfernt, worauf ſie ruhte, und braucht ſich alſo nicht zu wundern, wenn ſie zuſammenſtürzt, nur iſt's nicht ſehr angenehm, gerade unten zu ſtehen!"

„Sie ſind ein Schwarzſeher, Valançon!"

„Wie ſollte ich es nicht ſein? Ich bin Idealiſt und man hat die Ideale totgeſchlagen! Ich habe einen Sohn, der mir leid tut, in den kommenden Zeiten leben zu müſſen . . ."

Sie wurden durch den Bedienten unterbrochen, der mit geheimnisvoller Miene eintrat und mit gedämpfter Stimme, gleichſam vertraulich, meldete: „Die Jungfer von Frau Trélaurier iſt da; ſie bringt Kleider für ihre Herrin."

Valançon und Saint-Yrieix verſtändigten ſich durch einen raſchen Blick. Vielleicht, daß man durch das Mädchen erfahren könnte, was im „Engliſchen Haus" vor ſich ging und was der Vicomte plante. Zoé war zweifellos nicht ohne Auftrag gekommen, ſie mochte auf Rekognoſzierung, vielleicht auch als Parlamentär abgeſandt worden ſein.

„Führen Sie die Jungfer in den kleinen Salon im Erdgeſchoß," beſchied Valançon den Diener.

„Ich will ſie nicht heraufkommen laſſen," ſagte er erklärend zu Triſtan. „Annina könnte ihre Stimme hören, und das würde vielleicht genügen, all unſre Berechnungen umzuſtoßen. Unten können wir das Zöfchen ins Gebet nehmen und vielleicht etwas Wiſſenswertes aus ihr herauskriegen."

Trotz ihrer ſonſtigen Naſeweisheit war Arturs Freundin ziemlich verzagt, als ſie den beiden Herren gegenübertreten mußte. Sie ſetzte eine Trauermiene auf und fragte in

weinerlichem Ton, wie ihre geliebte Herrin die Nacht zugebracht habe.

„Sie ſchläft noch," ſagte Valançon trocken.

Zoë machte ein ſehr verwundertes Geſicht über dieſe unerwartete Nachricht, und der Künſtler ſetzte hinzu: „Wenn Sie ihr etwas zu beſtellen haben, ſo werden Herr von Saint-Yrieix und ich den Auftrag übernehmen, oder Sie müſſen ſpäter wiederkommen, denn wir werden Frau Trélaurier deshalb ſicher nicht wecken laſſen."

„O, das verſteht ſich," gab Zoë zu. „Und ich möchte nicht ... es war mir nur darum zu tun, der gnädigen Frau das Nötigſte zu bringen ..."

„Beruhigen Sie ſich, es mangelt ihr hier an nichts. Beſtellen Sie das auch denen, die ſich dafür intereſſieren und Sie hergeſchickt haben."

„Ich bin aus freien Stücken gekommen ..."

„Davon ſind wir überzeugt, möglicherweiſe weiß aber Herr von Preigne doch darum ..."

„Gewiß, das gehört ſich auch. Er gab mir ſogar ein Briefchen für die gnädige Frau ..."

„Warum haben Sie das nicht gleich geſagt?"

Zoë verzog gekränkt den Mund.

„Ich möchte nicht falſch beurteilt werden von den Herren. Ich bin der gnädigen Frau ganz und gar ergeben, und den Herrn von Preigne, ... den ertrage ich nur, weil ſie es verlangt. Mir wäre nichts lieber, als wenn wir ihn los würden, denn er iſt ein abſcheulicher Menſch!"

„Die Ratten verlaſſen das Schiff," brummte Triſtan.

„Haben Sie für den Fall, daß Sie Frau Trélaurier ſeinen Brief nicht zuſtellen könnten, vielleicht einen mündlichen Auftrag an die Dame?" fragte Valançon.

„Ja, Herr Valançon. Ich ſollte der gnädigen Frau ſagen, ſie möchte ausgehen, und Herr von Preigne werde ſie gegen ein Uhr in den öffentlichen Anlagen erwarten.

Falls Sie nicht käme, werde er ſie auf jede Gefahr hin hier aufſuchen . . ."

„Schön. Nun, mein Kind, da Sie Frau Trélaurier nicht ſehen werden, können Sie ihr weder den Brief zuſtellen, noch den mündlichen Auftrag ausrichten. Davon bitte ich Herrn von Preigne in Kenntnis zu ſetzen . . ."

„Aber befindet ſich meine gnädige Frau auch wirklich wohl, Herr Valançon?"

„Ihre Geſundheit läßt nichts zu wünſchen übrig."

„Und wie befindet ſich denn Herr von Preigne?" fragte Saint-Yrieix.

„Bei einem Mann von ſolcher Selbſtbeherrſchung iſt das ſchwer zu ſagen! Er ſpricht nichts und geht ſeit heute früh, Zigaretten rauchend, im Garten auf und ab. Artur, ſein Diener, der ihn genau kennt, ſagt, der Herr Vicomte ſei in größter Aufregung. Man denke ſich auch, eine Frau wie die Gnädige, ſo gut, ſo nachſichtig, ſo großmütig, zu verlieren! Eine Frau wie ſie findet man nicht ſo leicht wieder! Ach, und was hat ſie nicht trotzdem auszuſtehen gehabt! Und dieſe Geduld, die ſie hatte! Ein Ungeheuer von einem Mann, der ſie Abend für Abend allein ſitzen ließ, um Karten zu ſpielen, und um zwei Uhr Nachts heimkam mit ausgeleerten Taſchen, wie ein ausgelaufener Krug! Ach, die Spieler! Etwas Schlimmeres gibt es nicht! Lieber noch die Schürzenjäger! Allerdings ſind ſie oft beides zumal! Und dann iſt's die Hölle . . . Gott helfe uns heraus!"

„Und Sie glauben alſo, daß Herr von Preigne alles daran ſetzen wird, Frau Trélaurier wieder in die Gewalt zu bekommen, wenn ſie nicht freiwillig zurückkehrt?"

„Das iſt Arturs Anſicht. Er ſagt, der Herr Vicomte ſei ein furchtbarer Menſch, wenn man ihm Widerſtand leiſte. Man kann ſich's kaum vorſtellen, wenn man ihn ſo ſieht, blond und roſig und harmlos wie ein kleiner Junge. . . . Der führt die Leute ſchön an!"

„Herr von Preigne wird Sie wahrſcheinlich ausfragen, wenn Sie nach Hauſe kommen. Wiederholen Sie ihm genau, was wir geſagt haben, wiederholen Sie alles . . ."

„Jawohl, Herr Valançon."

„Und ſetzen Sie noch hinzu, daß wenn er hierherkommt, Herr von Saint-Yrieix und ich bereit ſind, ihn zu empfangen, daß er aber Frau Trélaurier nicht ſehen wird."

„Gut, Herr Valançon. Das Paket für die gnädige Frau laſſe ich da."

„Herr von Preignes Brief ſteckt nicht etwa darin?"

„O nein, Herr Valançon, den habe ich hier."

Sie zog den Umſchlag aus der Taſche und hielt ihn Valançon hin. Als dieſer nicht danach griff, ſteckte ſie ihn wieder zu ſich, grüßte und ging mit bekümmerter Miene ab.

Als die beiden Herren ins Atelier zurückkehrten, fanden ſie Frau von Préjean dort vor, die während ihrer Zwieſprache mit der Zofe leiſe ins Haus getreten war. Im ganzen Umkreis von Anninas Zimmer herrſchte noch tiefe Stille. Die Sonne ſtand ſchon hoch, und die Uhr der benachbarten Kirche hatte elf Uhr geſchlagen, als Géraldine die Tür aufmachte und, von ihrem verwirrten blonden Haar wie von einem Heiligenſchein umrahmt, hereinrief: „Eben erſt iſt ſie aufgewacht! Guten Morgen beiſammen!"

„Wie ſteht's mit ihr?"

„Das läßt ſich noch nicht ſo beſtimmt ſagen. Die Ermüdung, der Jammer, der Schlaftrunk — Valançon hat die Doſis etwas reichlich bemeſſen — alles miteinander hat eine gewiſſe Unklarheit in ihrem armen Kopf hervorgerufen. Sie wußte anfangs nicht recht, wo ſie war, wunderte ſich, nicht zu Haus zu ſein, und iſt jetzt in finſteres Schweigen verſunken. Was ſie denkt? Was ſie vorhat? Ich habe noch nicht gewagt, daran zu rühren."

„Jetzt werde ich Ihre Stelle bei ihr einnehmen, Géral-

dine," erklärte Frau von Préjean. „Sie können sich einstweilen ankleiden, und die Herren bewachen den Eingang, wie in einer belagerten Festung. So wollen wir den Feind erwarten."

Frau von Préjean fand Annina außer Bett, in einem leichten Morgenrock am Fenster sitzend. Als sie die Freundin eintreten sah, flog eine leichte Röte über ihr Gesicht. Das ganze Entsetzen der Auftritte dieser Nacht wurde ihr wieder lebendig beim Anblick der Frau, die deren Zeuge gewesen war, sie sah wieder den nüchternen Wirtschaftsraum vor sich, sah die Cortazzi ihre Augen verdrehen, um Eindruck zu machen, sah André blaß vor Wut aufschäumend, drohend, dann flehend, vergebens flehend vor sich. Und jetzt war sie in einem fremden Hause, war getrennt von dem, den sie liebte, lag hier an den Strand gespült, bis der Strom sie wieder ergreifen und fortreißen würde, sie wußte nicht wohin. Verzweiflung überkam sie, und als Frau von Préjean sich über sie beugte, um sie zu küssen, wandte sie sich ab und verbarg das Gesicht in den Händen, um nichts mehr zu sehen von allem, was sie umgab.

„Liebes Herz," sagte Frau von Préjean mit sanfter Überredung, „beruhigen Sie sich doch, seien Sie verständig, erkennen Sie Ihre wahren Freunde . . ."

„Habe ich denn welche?" fragte Annina, ihr Gesicht enthüllend, mit finster leuchtenden Augen und bitter verzerrtem Mund. „Und welches sind die wahren? Welches die falschen?"

„Ist es dahin gekommen," fragte Frau von Préjean traurig zurück, „daß Sie die Gesinnung anzweifeln, die uns zu handeln trieb?"

„Ach, ich zweifle an allem! Ich weiß nicht mehr, was gut und was schlecht ist! Mir ist, als ob ich im tiefsten Dunkel, das mich mit unsagbarem Entsetzen erfüllt, dahinginge. Weiß ich denn, ob ich nach den wahnsinnigen Tor-

heiten, die ich gemacht, nicht noch größere machen werde? Ich habe kein klares Urteil mehr über mein Handeln. . . . Was ſoll aus mir werden? Ach, und wie viel Zeit bleibt mir noch zu leiden?"

Auf ihren Zügen prägte ſich bei dieſen Worten die ganze Angſt ihrer Seele aus.

„Was hat man mir heute nacht zu trinken gegeben," fuhr ſie den Blick zu Boden ſenkend fort, „um mich ſo tief einzuſchläfern, daß ich bis jetzt die Erinnerung an mein Unglück verloren hatte? Wenn Sie wirklich die aufopfernde Freundin wären, für die Sie ſich ausgeben, wiſſen Sie, was Sie dann tun würden? Sie würden dieſes narkotiſche Mittel holen, das, nach ſeiner Wirkung zu urteilen, ein furchtbares Gift ſein muß, Sie würden's vor mich auf dieſen Tiſch ſtellen und ins Nebenzimmer gehen zu Ihren Freunden . . ."

„Unglückliches Kind! Was fordern Sie von mir!"

„Das oberſte Heilmittel für alle Leiden, den ruhigen Schlaf, fern von aller Aufregung, Angſt und Qual! Ach! Wenn Sie wirklich Mitleid mit mir hätten, würden Sie meinen Wunſch erfüllen! Bedenken Sie doch, was ich in dieſem einen Jahr an Herzeleid erduldet, was ich andern bereitet habe. Das Unglück ging von mir aus, jetzt hat's mich ſelbſt erreicht. Ich bin ein armes verzagtes Geſchöpf, das den ſchwerſten Prüfungen ausgeſetzt iſt und es als freilich unverdiente Gnade erfleht, in Lebloſigkeit und Schweigen zurückzuſinken."

„Annina, Sie reden irr! Sie, die Starke, ſollten ſich ſo mutlos zeigen? Das Schlafmittel hat bei Ihnen aufs Gehirn gewirkt und Sie haben die Herrſchaft über ſich ſelbſt verloren . . ."

„Ach, ehedem, als ich voll Zuverſicht einſchlief, da war ich ohne Beſinnung! Blind, verblendet war ich, ich mußte geſtraft werden für meine abſcheuliche Undankbarkeit . . .

Ein unſchuldiges, großmütiges Herz habe ich gefoltert, und es iſt nur recht und billig, daß nun das meinige Folterqualen leidet!"

„Aber Sie ſind wirklich töricht! Von niemand haben Sie irgend etwas zu fürchten, als von ſich ſelbſt. Der durch Sie ſo viel gelitten hat, denkt Ihrer voll Milde und Verzeihung! Beurteilen Sie doch Ihre Lage richtiger. . . . O Annina! Vielleicht iſt ſie günſtiger, als Sie es in der Tat verdienen. . . . Aber dem iſt ſo, und all Ihre Torheiten haben der Barmherzigkeit dieſes bewundernswerten Mannes, dem Sie ſo bitteres Leid zugefügt haben, keinen Abbruch zu tun vermocht . . ."

„Ich will ſeine Barmherzigkeit nicht! Sie meinen, er werde nicht unerbittlich gegen mich ſein? Damit glauben Sie mich zu tröſten? Sie täuſchen ſich ſehr, wenn Sie das für einen Troſt halten, denn wenn ich in meinem Elend auf ſeine Verzeihung rechnete, ſo wäre ich dadurch in meinen Augen noch tiefer erniedrigt, als durch meinen Fehltritt! Ich wußte, was ich tat, als ich aus der Ehe zur Liebe flüchtete: ich ſetzte mein perſönliches Leben gegen die Ehre meines Gatten ein, und die Möglichkeit einer Umkehr gab es für mich niemals. Ich habe entſchloſſen den Weg betreten, worauf man nur vorwärts gehen kann, den Pfad des Abenteuers. Er kam mir herrlich, leuchtend vor, ſchien durch blumige Auen zu führen, heute dünkt er mir ein ſteiniger, düſterer Hohlweg, der nirgends anders hinführt als zu einem Sumpf, worein ich meine letzten Bedenken, den letzten Reſt von Stolz ertränken ſoll. . . . Nein! Nein! Ich werde ihn nicht zu Ende gehen dieſen Weg, das Ziel iſt zu ekelhaft, zu gräßlich! Ich will lieber vorher abreiſen. Erbarmen Sie ſich meiner, verſchaffen Sie mir die Mittel dazu!"

„Niemals!"

„Es iſt Ihnen alſo lieber, wenn ich eine abſcheuliche

Todesart wählen muß, die mich entehrt?" fragte Annina mit grauſiger Entſchloſſenheit. „Werden Sie etwa verhindern können, daß ich aus dem Fenſter ſpringe, mich auf die Eiſenbahnſchienen lege, mich von der Klippe ins Meer ſtürze? Von der Ausführung meines Planes werden Sie mich nicht abbringen. Am Tag, als ich mein Haus, meinen Gatten, meinen Kreis verließ, als ich freiwillig auf mich nahm, eine Ausgeſtoßene und Entehrte zu heißen, da gelobte ich mir, der Welt, die meinen Fehltritt geſehen, niemals das Schauſpiel meiner Reue zu geben. Mich beſtimmt nicht, wie Sie vielleicht annehmen, eine vorübergehende verzweifelte Stimmung, vielmehr ſchicke ich mich an, einen reiflich und ruhig überlegten Plan auszuführen. Ich will meinen Gatten nicht wiederſehen, denn ſeine Nähe wäre mir zu qualvoll. Ich will auch Herrn von Preigne nicht wiederſehen, denn er hat alle Bande zerriſſen, die mich an ihn knüpften. Ich bin allein, bin verloren, habe nichts mehr zu tun, als zu verſchwinden. Aus Barmherzigkeit verſchaffen Sie mir Gift!"

„Wie können Sie ein derartiges Anſinnen an mich ſtellen, Annina? Beſinnen Sie ſich doch auf ſich ſelbſt! Mich, die ich Ihre Freundin bin, flehen Sie an, Ihnen beizuſtehen in der verwerflichſten aller Handlungen? Die verwerflichſte, weil ſie die unwiderruflichſte iſt. Iſt denn in Ihrem Herzen jedes menſchliche Gefühl erloſchen? Gilt Ihnen der Kummer ſo gar nichts, den Sie allen bereiten würden, die Sie noch lieben? Sind Sie keine Chriſtin mehr, Annina? Ich habe doch Ihre inbrünſtige Frömmigkeit gekannt! Vergeſſen Sie ganz, daß wer ſich der Buße für eine Schuld entzieht, dieſe Schuld furchtbar erſchwert? Iſt Ihnen denn wirklich ſo wenig Energie geblieben, daß, während wir alle in Reih und Glied ſtehen, um für Sie zu kämpfen, Sie ſelbſt fahnenflüchtig werden möchten?"

Annina blickte ſie dankbar an, und für einen kurzen Augenblick erſchien ein milder Ausdruck auf ihren Zügen.

Sie ergriff Frau von Préjeans Hand und preßte ſie zwiſchen ihren glühendheißen Händen.

„Annina, Sie haben ja Fieber! Ich bitte Sie ums Himmels willen, ſprechen wir nicht länger von Dingen, die ſo traurig für mich, ſo grauſam für Sie ſind! Wollen Sie uns etwas zuliebe tun, ſo vertrauen Sie uns, leben Sie heute wie ein Kind, das keinen Willen, keine Selbſtbeſtimmung hat, ſondern von andern abhängt. Dieſe andern ſind Ihre Freunde, die für Sie ſorgen, treue Wacht für Sie halten. Laſſen Sie uns Ihre Verteidigung übernehmen, geben Sie uns das Recht, Sie zu retten ..."

Annina ſchüttelte mit ſchmerzlicher Hartnäckigkeit den Kopf.

„Ich kann mich ja eurer Aufſicht gar nicht entziehen, ich bin nichts mehr, ich zähle nicht mehr mit. Lebendiges Strandgut, muß ich tun, was fremdem Willen beliebt, aber meine Gedanken bleiben mein Eigentum und kein Zwang wird ſie umgeſtalten. Ihr behauptet, mich zu lieben, aber ihr liebt mich ſchlecht, denn ihr liebt mich um euret-, nicht um meinetwillen. ... Die Ausſicht auf meinen Tod erſchreckt euch, weil er euch einen peinlichen Schrecken und Verdruß bereiten würde, und nur an eure Pein denkt ihr, nicht an meine Qualen. ... Ich werde mich gedulden, weil ihr es verlangt, aber morgen, übermorgen, ſobald ich die Freiheit wieder erlange, werde ich meinen Plan ausführen, denn es lebt niemand auf Erden, verſtehen Sie mich wohl, der mir jetzt noch ſeinen Willen aufdrängen dürfte ..."

„Selbſt ich nicht, Annina?" gab eine ernſte Stimme zur Antwort.

Die junge Frau wandte ſich raſch nach der Seite, von der ſie kam, und ein namenloſes Entſetzen malte ſich auf ihren Zügen, die weit aufgeriſſenen Augen wurden ſtarr, ſie hob flehend, abwehrend die Hände. Im Rahmen der Tür erſchien ihr, blaß, gebeugt, todestraurig, Trélaurier.

Sie griff mit den Händen in die leere Luft, als wolle ſie das Traumgeſicht verſcheuchen, ein erſtickter Schrei entrang ſich ihren Lippen, dann fiel ſie wie vom Blitz erſchlagen in Frau von Préjeans Arme.

„Mein Gott!“ rief Trélaurier. „Habe ich ihr den Tod gebracht?“

„Nein. Sie atmet, aber die Überraſchung kam zu jählings für dies ſchwer verwundete Herz.“

Sie trugen die Lebloſe auf eine Chaiſelongue in der Nähe des Fenſters und Trélaurier konnte mit ſchmerzlicher Luſt das geliebte Antlitz betrachten, über das ſich die Schatten des Todes gebreitet hatten. Der Mund war feſt zuſammengepreßt, die Spitzen der perlmutterweißen Zähnchen gruben ſich in die entfärbte Unterlippe. Die Augenlider waren nur halb geſchloſſen, die Pupille ſchimmerte unter den Lidern hervor wie in Liebesluſt. Sie war ſo ſchön in dieſer Marmorbläſſe, daß Trélaurier erbebte.

Aber Annina kam wieder zu ſich, kurze Atemzüge hoben die Bruſt und ſie ſtieß tiefe, herzzerreißende Seufzer aus; man ſah, daß ſie ſelbſt in der Bewußtloſigkeit namenlos litt.

„Sie erwacht,“ ſagte Frau von Préjean.

„Laſſen Sie mich mit ihr allein,“ erwiderte Trélaurier.

Die junge Frau ging und Trélaurier zog ſich einen Stuhl an die Chaiſelongue heran, um das Erwachen der Unglückſeligen abzuwarten. Das Schwinden ihrer Sinne hatte das Bewußtſein nicht vollſtändig aufgehoben und der überwältigende Eindruck, den das Erſcheinen ihres Gatten hervorgebracht hatte, war ihr geblieben, denn die Hände bewegten ſich in krampfhaften Zuckungen, Tränen rollten über ihre Wangen. Man ſah ſo deutlich, wie furchtbar ſie litt, daß Trélaurier beſchwichtigend die Hand auf ihre Stirne legte. Bei dieſer Berührung ſchlug ſie die Augen auf, und ſich in die Kiſſen drückend, als ob ſie drin ver-

ſchwinden möchte, murmelte ſie mit dem Ausdruck tiefſten Entſetzens: „O mein Gott!“

„Annina,“ ſagte Trélaurier mit bebender Stimme, „ich bitte dich, mich anzuhören, ich erbitte es als einzige Gnade. Du ſiehſt, ich befehle nicht, ich will keinerlei Druck auf dich ausüben. Ich betrachte dich als unbedingt frei und will nicht auf deinen Willen einwirken, aber ich halte unter den neuen Verhältniſſen, die für dich wie für mich eingetreten ſind, eine Auseinanderſetzung für unvermeidlich. Eigens zu dem Zweck fuhr ich von Paris her. ... Du ſiehſt daraus, daß ich über die Vorgänge der letzten Tage unterrichtet bin. Ich erwähne ſie nur, um die Lage der Dinge klarzuſtellen, und damit du die Tragweite meiner Worte recht ermeſſen und über die Bedeutung deiner eigenen Klarheit gewinnen kannſt. Willſt du mich anhören? Kannſt du dich entſchließen, mir zu antworten?“

Annina war im Innerſten erſchüttert, als ſie dieſe traurige Stimme ſo edle Gefühle äußern hörte. Wenn ſie die Augen ſchloß, ſo war es ihr, als ob ſie noch in Paris wäre, als ob all das Elend, das ſie während ihres letzten Lebensjahrs durchgemacht hatte, noch nicht auf ſie hereingebrochen wäre, als ob Trélaurier jetzt erſt die Unterredung herbeiführte, die über ihr Schickſal entſcheiden ſollte, als ob ihr die Wahl zwiſchen Pflicht und Liebe noch offen ſtünde. Nein! Was ſie erlebt hatte, war nicht Wirklichkeit! Sie hatte die unbegreifliche Tollheit nicht begangen, den guten, weiſen, redlichen Trélaurier zu verlaſſen, um mit dem verführeriſchen, ſelbſtſüchtigen, unwahren André von Preigne durch die Lande zu ſchweifen. Alles, was ſie getan, war, dem Himmel ſei Dank, ein böſer Traum, und wenn ſie die Augen öffnete, würde ſie wieder als anſtändige geachtete Frau in ihrem Haus bei ihrem Gatten ſein. Dieſer Eindruck war ſo mächtig, daß ſie mit einem lauten Schrei auffuhr.

Als ſie aber Trélaurier anſah, den von Kummer abgezehrten, ernſten, nachdenklichen Mann, deſſen Haar der Schmerz gebleicht hatte, verflog die beglückende Selbſttäuſchung. Vom Bewußtſein der Wirklichkeit niedergeſchmettert, ſank ſie auf ihr Lager zurück. Ja, ſie war wirklich die Frau, die dem Gatten entflohen war, und die der Geliebte verlaſſen hatte, die Frau, die vor wenigen Minuten inbrünſtig gefleht hatte, daß man ihr die Möglichkeit gewähren möge, zu ſterben, und die jetzt wehrlos die höchſte Pein zu dulden hatte, dem Blick des Mannes preisgegeben zu ſein, den ſie ſo grauſam beleidigt hatte, ſeine Klagen hören zu müſſen, unter denen ſie vor Scham zuſammenbrach. Dieſe letzte Prüfung aber dünkte ihr zu hart. Sie hatte ſo viel gelitten, ohne jede Möglichkeit, das Leid abzuſchütteln, daß ſie ſich mit aller Macht auflehnte gegen dieſes neue Leid, das entweder zu tragen, oder von ſich zu weiſen einigermaßen in ihrer Macht lag.

Die Ungeheuerlichkeit ihrer Lage ſchien ihr über das hinauszugehen, was ſie gerechterweiſe auf ſich nehmen mußte, und jäh aufſpringend, rief ſie wie eine Wahnſinnige: „Biſt du hierhergekommen, um mich nun auch deinerſeits zu martern? Was willſt du von mir? Das Geſtändnis meines ſträflichen Wahns? Dein Wunſch ſoll erfüllt werden! Ja, ich war wahnſinnig! Ja, ich habe gefrevelt an dir und an mir ſelbſt! Ja, ich bin geſtraft dafür, furchtbar geſtraft, weil ich neben dem eigenen Leid auch noch den Anblick des deinigen zu ertragen habe! Was kann ich tun, um dich zufrieden zu ſtellen? Unglücklicher als ich bin, kann ich nicht ſein! Du biſt ſattſam gerächt. Alles hatteſt du vorhergeſehen mit Ausnahme meines eigenen Ekels vor meinem Frevel. Die Qual, den Einſturz all meiner Hoffnungen zu überleben, den darfſt du mir nicht auferlegen, damit rechne nur nicht! Das Ende meines ſündhaften Glücks muß auch das Ende meines Lebens ſein. Ich fordere

das Recht, zu verſchwinden, weshalb erhebſt du deine Stimme, um es mir zu beſtreiten?"

Sie ſtand hoch aufgerichtet, beinahe drohend vor ihm, glühend von Willenskraft und Empörung.

Trélaurier ſah ſie feſt an und ſagte mit einer Stimme, aus der das Zittern gewichen war: „Du fragſt, weshalb ich dir zu ſterben verſage? Ich werde es dir ſagen. Ich will nicht ein volles Jahr lang den Kummer getragen haben, der mich zu dem Unglücklichen gemacht hat, der vor dir ſteht, ohne daß er dir zum Heil gereichte. Beurteile mich doch richtiger, Annina. Ich habe ausgehalten im Leben, um dir nicht zu deiner Schuld auch noch die Verantwortlichkeit für meinen Tod aufzubürden. Daß niemand mir meine Tränen vorwerfe, habe ich ſie in der Verborgenheit geweint. So hart du mit mir verfahren biſt, ich hatte nur den einen Gedanken, dich zu beſchützen und zu verteidigen. Jedes Unheil, das dich betroffen, zerriß mir das Herz, und ich würde alles daran geſetzt haben, dir Leiden zu erſparen — vielleicht aus Selbſtſucht, wenn du ſo willſt. Ich konnte mich ja innerlich niemals von dir losmachen. Die Gefühle, die ich dir ſchildre, ſind nicht naturgemäß, natürlich wären Haß und Rachſucht geweſen, aber ich kann mich nicht anders machen, als ich bin. Ich hätte nach allem Unrecht, das du mir angetan, aufhören müſſen, mich mit dir zu beſchäftigen, aber das lag nicht in meiner Macht. Das einzige, was mich noch ans Leben band, warſt du. Es mag ſein, daß du das Feigheit nennſt, darauf kommt mir's nicht an. Mir liegt nichts an deiner Achtung, ich trachte nicht nach deiner Dankbarkeit, es genügt mir, dir zu nützen, das iſt mir eine bitterſüße Freude, die einzige, die mir geblieben iſt, und auf die werde ich nicht verzichten."

Mit geſenkter Stirne, als ob ſie ſich ſchwer zu der Frage entſchlöſſe, ſagte Annina darauf: „Und trotzdem hoffſt

du auf einen Lohn deiner Mühen? So viel Großmut wird nicht immer uneigennützig bleiben? Was erwarteſt du von mir zu erlangen?"

„Nichts."

„Und wenn ich mich dreinfüge, weiter zu leben, und morgen, in acht Tagen, wieder gefangen von dem Zauber des Laſters, der ſchon einmal auf mich gewirkt hat, abermals von dir ginge . . ."

„Ich habe dir ſchon geſagt, daß du frei biſt."

„Aber, Unglückſeliger, begreifſt du denn nicht, daß ich dieſelbe Schwäche für den andern habe, wie du für mich? Die Opferwut, die dich hinriß, die erfüllte und erfüllt mich noch ihm gegenüber! Der Elende, der mich zu Grund gerichtet hat, braucht nur zu erſcheinen, und ſein Anblick, der Klang ſeiner Stimme durchſchauert mich, wie in dieſem Augenblick meine Nähe dich durchſchauert. Er braucht mir nur ein Zeichen zu machen, und ich folge ihm! Gerade weil ich in ſeinem Bann ſtehe, ihm kraft- und widerſtandslos verfallen bin, will ich zwiſchen der Ehrloſigkeit und Erniedrigung, wozu er mich ſicher zwingen würde, und meinen letzten Regungen beſſerer Gefühle, eine unüberſteigliche Schranke aufrichten — den Tod. Nichts als der Tod kann mich ihm entreißen, das fühle ich deutlich, das mußt du begreifen. Es graut mir vor ihm, er erregt meinen Abſcheu, aber trotzdem werde ich ihm nicht entrinnen! Gib den Widerſtand auf, ſpare dir weitere Mühe, kehre nach Paris zurück, ſage dich ganz von mir los. Du biſt der edelſte, großmütigſte Mann, dem anzugehören der Traum einer Frau ſein könnte. Wenn ich die Einſicht gehabt hätte, dich zu verſtehen und zu würdigen, als es noch Zeit war, hätte ich ein Glück kennen gelernt, das ich bitter beweine, aber deſſen ich ohne Zweifel nicht würdig war, ſonſt würde ich's erkannt haben. Lebe wohl! Gib mich auf! Füge meinen Schmerzen nicht noch die Bürde der deinigen hinzu.

Unſrer beider Exiſtenzen ſind für immer getrennt, nichts vermag ſie wieder aneinanderzuknüpfen."

Trélaurier ſchüttelte traurig den Kopf.

„Rechne nicht darauf, daß ich vor den erſten Einwänden zurückſchrecke, die du erhebſt. Ich habe oft in Gedanken durchgenommen, was ich dir ſagen würde, und was du mir zur Antwort geben könnteſt an dem Tag, wo ich den unausbleiblichen Entſcheidungskampf zwiſchen uns beiden herbeiführen würde. Du biſt nicht zum Widerſtand gerüſtet wie ich, weil dein Unglück noch zu jung iſt, als daß du es hätteſt überdenken können. Du leideſt ſeit zwei Tagen, ich ſeit einem Jahr! Dir liegt noch ob, deine Lage zu ergründen, wollen wir's nicht gemeinſam tun? Das verpflichtet dich zu nichts, aber in Gefühlsſachen iſt es ſo gut wie in geſchäftlichen Dingen, heilſam klar zu ſehen, wohin man geht. Du ſprichſt mir von dem Bann, dem du unterworfen biſt. Es ſei. Aber biſt du auch gewiß, daß man dieſen Bann noch weiter über dich verhängen wird?"

Bei dieſen unerwarteten Worten, deren Sinn ihr nicht vollſtändig aufging, zuckte Annina ungeduldig. Trélaurier aber gebot ihr durch ſeinen Blick Ruhe und fuhr fort: „Biſt du gewiß, daß der, dem du auch dein Letztes zu opfern bereit biſt, noch in der Laune iſt, Opfer zu fordern?"

Anninas Herz klopfte wild und vor ihren Augen verſchwamm alles, als ob ſie einer Ohnmacht nahe wäre. Kein Wort, kein Hauch kam über die entfärbten Lippen. Die tiefe Stille wurde nur von dem ſcharfen Geräuſch unterbrochen, womit Trélaurier einen Stuhl herrückte, auf den er Annina niederſitzen ließ. Das war der einzige Laut. Nun ſaßen ſie einander gegenüber, beide faſt zurückſchreckend vor dem, was ſie zu beſprechen vorhatten.

„Ich muß alſo tun, was mir in der Seele zuwider iſt," begann Trélaurier, ſeine Scheu bezwingend, „ich muß von dem Elenden ſprechen. Laß mir die Gerechtigkeit

widerfahren, Annina, daß ich damit nur der äußerſten Notwendigkeit gehorche. Es gibt kein Zaudern mehr, er ſelbſt muß dich heilen von deinem Übel. So viel du davon kennen gelernt, ſeine ganze Erbärmlichkeit kennſt du noch nicht, du weißt noch nicht, wie weit ſeine Ehrloſigkeit reicht. Dieſer Mann hat ſich nicht nur deiner Schönheit, nein auch deines Reichtums wegen an dich gehängt. Als ich dir das vor einem Jahr zu verſtehen gab, haſt du dich aufgebäumt, haſt mich als Verleumder behandelt, aber ich war meiner Sache ſicher. Dieſer junge Mann, der aufs gemeinſte mit den ihm verliehenen glücklichen Gaben rechnet, iſt das Urbild des gewiſſenloſen ‚Übermenſchen‘. Was ihm dienlich iſt, iſt ihm koſtbar, was ihm nicht mehr dient, wirft er verächtlich weg. Das iſt ſein Grundſatz, und du wirſt erfahren, wie er danach handelt. Er iſt anziehend, feſſelnd, bezaubernd, das weiß ich, habe ich doch dieſe Einſicht teuer genug bezahlt. Man widerſteht ihm nicht leicht, das dient dir zur Entſchuldigung. Es ſind ihm ſchon viele zum Opfer gefallen; ſo jung er iſt, hinterläßt er auf ſeinem Pfad blutige Fußſpuren zwiſchen Trümmerhaufen. Aber das Unheil, das er ſtiftet, läßt ihn kalt; er hat kein Mitleid mit ſeinen Opfern, er iſt taub für ihre Klagen und ihren Jammer. Du darfſt überzeugt ſein, daß er in dieſem Augenblick ausrechnet, wie er deiner wieder habhaft werden könne, und zugleich auf Mittel ſinnt, ſich für deine Abkehr zu rächen. Willſt du erleben, daß er dich mit cyniſcher Roheit von ſich ſtößt, wie einen Bedienten, mit dem man nicht mehr zufrieden iſt, dich, die du ihn liebſt, die du ihm ſo Großes geopfert haſt? Gib ihm nur zu verſtehen, daß du von nun an mittellos biſt und nur auf ihn angewieſen. . . . Ach, du erſchrickſt! Du haſt ihn ſchon unabſichtlich auf dieſe Probe geſtellt und weißt, was dabei herauskam! Du haſt eines Tags den Entſchluß gefaßt, ſeinen Laſtern nicht länger durch deine Mittel Vorſchub zu leiſten, du haſt ihm erklärt,

daß Einſchränkungen nötig ſeien. Das geſchah am Tag nach Vernauts Beſuch, und was tat dieſer Spieler in ſeiner raſenden Goldgier? Zu welchen Hilfsmitteln hat er gegriffen? Sieh mich an, Annina! Die Genugtuung biſt du mir ſchuldig, daß du mir ſein Verbrechen eingeſtehſt. ... Armes Kind! Du erröteſt für ihn. ... Ja, er hat dich beſtohlen! Hat deine Unterſchrift gefälſcht, und dieſe Fälſchungen trage ich bei mir, hier in meiner Taſche ſind ſie. Willſt du deine nachgemachte Schrift ſehen? Da, hier iſt ſie."

Und er hielt ihr die Papiere unter die Augen. Schmerzlich zuſammenſchaudernd, ſchob Annina ſie mit zitternder Hand von ſich. Die ſchönen Augen in dem qualverzehrten Geſicht hatten einen erlöſchenden Ausdruck, Trélaurier aber fuhr mit unerſchütterter Selbſtbeherrſchung fort: „Da haſt du den Mann, Annina, und vor dieſem erbärmlichen Kerl willſt du in den Tod fliehen? Kannſt du den Gedanken wirklich durchdenken? Ach! Wie beurteilſt du mich denn, wenn du glauben konnteſt, ich würde dich gewähren laſſen? Nein, ich war feſt entſchloſſen, dich ihm zu entreißen; ſeit dem Tag deiner Abreiſe iſt es mein Ziel, nur die günſtige Stunde wollte ich abwarten. Dazu war leider Gottes nötig, dich leiden zu laſſen, damit dich Überſättigung und Ekel zur Empörung trieben. Jetzt iſt es ſo weit, denn du erklärſt ja, zu allem, ſogar zum Selbſtmord bereit zu ſein, nur um nicht wieder in die Gewalt deines Henkers zu geraten. Aber verſtehe mich recht, Annina, mißdeute meine Worte nicht. Ich arbeite nicht ſelbſtſüchtig, nicht mit der niedrigen Abſicht, mich dir, auf den erwieſenen Dienſt pochend, aufzudrängen. Keineswegs! Ich wiederhole aufs beſtimmteſte, daß du frei biſt, frei bleiben wirſt. Ich will dich nur dir ſelbſt zurückgeben; ſobald ich dich dem Unglück abgerungen habe, werde ich dein Schickſal wieder in deine eigene Hand legen."

Annina ſtrich mit der weißen Hand leicht über ihre

feuchte, kalte Stirne und ſagte mit unſtetem, irrem Blick: „Aber wenn du dich täuſchteſt? Wenn er doch aufrichtig wäre, zu mir zurückkehrte, weil er mich liebt? Trotz all ſeiner Vergehen kann er mich ja lieben ...“

„Ach! Wie zäh die Hoffnung im Herzen haftet! Du weißt ja jetzt, daß er ein ehrloſer Wicht iſt, und rechneſt noch auf eine Art von Wunder, auf die unglaubliche Möglichkeit, daß in dieſer Schmutzſeele ein Fleckchen rein geblieben wäre, wo ein edles Gefühl hätte Wurzel ſchlagen können? Annina, muß es denn ſein, daß ich deine letzten Illuſionen zerſtöre, auf die Gefahr hin, das Leben ſelbſt zu treffen, das ich um den Preis meines eigenen retten möchte?“

„O quäle mich nicht!“ ſagte ſie, die Hände ineinanderlegend. „Habe Mitleid mit mir.“

„Wenn Mitleid die Schonung dieſes Schurken bedingt, darf ich keins haben, Annina.“

„Aber welche Prüfung willſt du ihm denn auferlegen, um mich zu überzeugen?“

„Hätteſt du den Mut, dieſe Prüfung gleichzeitig mit ihm zu beſtehen?“ fragte Trélaurier mit dem Ausdruck unbeugſamer Entſchloſſenheit.

„Du ängſtigſt mich namenlos!“

Er faßte ſie am Arm und zwang ſie, ihm ins Geſicht zu ſehen.

„Annina, nur ein wenig Feſtigkeit. ... Die Wunde blutet, ſie muß gereinigt werden, damit kein giftiges Geſchwür entſtehe. ... Um ein Uhr ſoll Herr von Preigne hierher kommen. ... Valançon hat mich darauf vorbereitet.“

„Er iſt nicht der Mann, vor irgend etwas zurückzuſchrecken, er wird ſich einſtellen ...“

Im ſelben Augenblick ertönte die Glocke des Gartentors. Unwillkürlich trat Annina ans Fenſter, von dem aus ſie mit furchtbarer Herzbeklemmung André eintreten und ruhig durch den Garten ſchreiten ſah.

„Da iſt er ja!“ rief Trélaurier mit einem bittern Lachen. „Nun muß ſich in der nächſten Viertelſtunde alles entſcheiden! Du ſiehſt dieſen jungen Mann, Annina ... wenn ich will, wird er dich an mich verkaufen! Vernaut hat genaue Anweiſung von mir ... er wird ihn empfangen. Höre mich an: Das Atelier hat eine Galerie, dort kannſt du alles hören, ohne geſehen zu werden.... Folge mir ...“

Er nahm die Widerſtandsloſe an der Hand und zog ſie aus dem Zimmer. Eine kleine Treppe führte zu einer mit farbigen Scheiben und weichen Wandbehängen ausgeſtatteten Loggia, von der man das Atelier überblickte. Halb ohnmächtig ſank Annina auf die Kiſſen des im tiefſten Schatten ſtehenden Ruhebetts, während Trélaurier in geſpannter Erwartung neben ihr ſtehenblieb.

Elftes Kapitel.

Der ſchöne André, den ſeine ſtählernen Nerven vor allen Folgen der Aufregung bewahrten, war nach geſundem Schlaf zu gewohnter Stunde aufgeſtanden und, wie Zoë erzählt hatte, in Erwartung von Nachrichten, im Garten auf und ab gegangen. Von der Erſchütterung, die der peinliche Auftritt im Klub auf kurze Zeit wirklich bewirkt hatte, war nichts mehr zu ſpüren, und er überdachte ſeine Lage mit außerordentlicher Kaltblütigkeit. Die ſittliche Bedeutung der begangenen Handlungen ließ er dabei vollſtändig beiſeite, ihn beſchäftigten einzig die materiellen Folgen. Da er entſchloſſen war, über Menſchen hinwegzuſchreiten wie über einen Bodenteppich, ohne ſich im mindeſten darum zu kümmern, wen er zertreten oder verwunden würde, ſo zog er die Ergebniſſe ſeines Betragens

nur unter dem Geſichtspunkt des ihm daraus erwachſenden Schadens in Betracht; was andre dadurch leiden mochten, focht ihn nicht an. Die Spielgeſchichte machte ihm wenig Sorgen. Er kannte die menſchliche Feigheit zu genau, um auch nur einen Augenblick daran zu zweifeln, daß man ihm im Klub ebenſo höflich und unterwürfig begegnen würde wie vorher. Er hatte ſogar im Sinn, ſich noch heute dort zu zeigen, denn er hatte noch nie erlebt, daß einem Mann, der, wenn es galt, zwölfmal nacheinander ins Schwarze traf, irgendwo Gruß und Handſchlag verweigert worden wäre. Das übrige würde die unter Spielern übliche gegenſeitige Nachſicht beſorgen, und er wußte, daß es keine vierzehn Tage anſtehen würde, bis unter den an dieſem Auftritt Beteiligten die Bemerkung fiele: „Der arme Vicomte hatte mit den Kniffen des falſchen Ungarn nicht das geringſte zu ſchaffen. Er hatte vorher ebenſoviel verloren, als wir andern alle, und verlor nachher abermals wie alle Kameraden. Man kann ihm durchaus keine Inkorrektheit vorwerfen, und wenn jeder verantwortlich ſein ſollte für alles, was an einem Spieltiſch vorgehen kann, täte man beſſer, ſich nie an einer Partie zu beteiligen.“

Das Protokoll, das in Gegenwart des Vorſtands, Valançons, des kleinen Linguet und des Poliziſten hinter geſchloſſenen Türen aufgenommen worden war, machte ihm auch keinen Kummer. Wenn er heute die zur Entſchädigung der Spieler beſtimmte Summe ablieferte, ſo würde von dem Wiſch Papier nicht mehr die Rede ſein. Anninas Auflehnung und ihre Flucht beunruhigten ihn deſto mehr. Vor allen Dingen war er ſich nicht klar, wie viel die junge Frau wußte. Hatte ſie ihn einfach auf ſeiner Untreue ertappt, nachdem ſie ihm vorher angekündigt gehabt, welcher Gefahr er ſich dadurch ausſetzen würde? Hatte er noch die Möglichkeit, ihr auf Ehrenwort zu verſichern, daß dieſer Mahlzeit unter vier Augen mit der Cortazzi keine andern

Begegnungen vorangegangen ſeien und daß er es ſofort bereut habe, einer flüchtigen Laune und Lockung nachgegeben zu haben.

Die Gegenwart Frau von Préjeans und Saint-Yrieix' verliehen dem ärgerlichen Auftritt freilich den Anſtrich einer abgekarteten Sache, was ihn ſehr beunruhigte. Er konnte ſich nicht verhehlen, daß ſowohl die Valançons, als Frau von Préjean und Triſtan von Anfang an energiſch auf Trélauriers Seite getreten waren und ihm nur feindſelige Geſinnungen gezeigt hatten. Ob ſie wohl alle zuſammen, auch Triſtan mit inbegriffen, ihm die Falle geſtellt hatten, in der er ſich ſo tölpelhaft hatte fangen laſſen? Wenn ſie aber in der Angelegenheit mit der Cortazzi ſo geſchickt verfahren waren, mußte man ihnen dann nicht zutrauen, auch im Klub ihre Hände im Spiel zu haben? Und war es in dem Fall nicht logiſch, vorauszuſetzen, daß man Annina alle ihm zum Vorwurf gemachten Unregelmäßigkeiten berichtet hatte, um das Gewiſſen der jungen Frau zu beunruhigen, ihr Angſt zu machen und ſie ſchließlich ſeiner Herrſchaft zu entreißen?

Wenn dem aber ſo war, hatte er dann noch Einfluß genug, ſie zu überzeugen und umzuſtimmen? Und wenn es ihm nicht gelang? Was für eine Schlappe für ihn! Der Gedanke, daß Annina ihm entrinnen, möglicherweiſe zu Trélaurier zurückkehren könnte, verſetzte ihn in Wut. Das Herz krampfte ſich ihm zuſammen, wenn er an ihre Jugend, Schönheit und die Leidenſchaft der jungen Frau dachte, und lächelnd, ſtrahlend, in erleſener Schönheit tauchte ihr Bild vor ihm auf. Die Hingebung, die er nicht hatte erſchöpfen können, die Großmut, die keine Grenzen kannte, alle Vorzüge, die ſie über alle Frauen erhoben, kamen ihm in den Sinn, nicht etwa bittre Reue weckend, ſondern zum finſtern Haß ſpornend. Der häßliche Gedanke ſtieg in ihm auf, daß es beſſer wäre, Annina würde ſterben, als einem

andern angehören. Das Ungeheuer in ihm erwachte, das kühle Berechnungen auf die Liebe der Frauen angeſtellt und kalten Blutes mitangeſehen hatte, daß ſie den Tod einer Trennung von ihm vorzogen. In der Einſamkeit ſeines Gartens brach er in ein ſchauriges Gelächter aus. Er ſann nur darauf, die Leiden zu verſchlimmern, die das herzensgute Weſen ſeinetwegen ertrug, und von dem Augenblick an, wo ſie ſich ihm zu entziehen trachtete, war ihm keine Qual zu ſchlimm für ſie.

Er ſagte ſich: „Ob ſie nun weiß oder nicht weiß, was ich getan, ob ſie mich entſchuldigt, oder verurteilt, Annina wird meinem Einfluſſe nicht widerſtehen, ſondern zu mir zurückkehren. Andernfalls werde ich ſie von Stund an als meine Feindin betrachten. Mein Intereſſe ſowohl als meine Neigung verbieten mir, mich von ihr narren zu laſſen.“

Unter „von Annina genarrt werden“ verſtand der Vicomte, daß es ihm nicht gelingen würde, ſie auf dem abſchüſſigen, ſchlüpfrigen Pfad, wohin er ſie geführt hatte, weiter mit fortzureißen, und in einer merkwürdigen Verkehrtheit des ſittlichen Gefühls ſetzte er all die von andrer Seite gemachten Anſtrengungen, ſie ihm zu entreißen, der jungen Frau ſelbſt aufs Kerbholz.

Als die Jungfer gegen elf Uhr von ihrem Beſuch in der Stadt zurückkam, führte er ſie in Anninas kleines Wohnzimmer, wo er ſie aufs genaueſte ausfragte. Er folgerte aus ihrem Bericht mit Sicherheit, daß die Valançons, Frau von Préjean und Saint-Yrieix gemeinſam alle Vorſichtsmaßregeln trafen, eine Begegnung zwiſchen ihm und Frau Trélaurier zu verhüten. Folglich waren ſeine Feinde ihrer durchaus nicht ſicher, zweifelten vielmehr an ihrem feſten Entſchluß, den Bruch herbeizuführen, was ihn äußerſt hoffnungsvoll ſtimmte.

Zu allererſt aber mußte er ſich die Mittel verſchaffen,

um die auf Linguets Antrag gestellte Forderung der Klubkasse zu befriedigen. Ohne Zögern nahm André abermals Zuflucht zu Anninas Scheckbuch. Er hatte ja keine Ahnung, daß sie um den Mißbrauch wußte, den er mit ihrer Unterschrift getrieben hatte. Ein paar Zahlen und Buchstaben auf ein Blatt Papier zu schreiben, war eine Kleinigkeit. Im Handumdrehen hatte er das Mittel in Händen, seine Ehrenhaftigkeit zu bekräftigen und jede Gefahr von sich abzuwenden, und während im Valançonschen Hause alle Herzen bangten, setzte er sich gemütsruhig zum Frühstück.

Als es ein Uhr schlug, stieg André in seinem eleganten grauen Straßenanzug, die Zigarette im Mund, in den Wagen, um nach der Seytonschen Bank zu fahren. Dort erwartete ihn die erste peinliche Überraschung. Nachdem der Angestellte hinter seinem Schalter den Scheck mit ungewohnter Genauigkeit studiert hatte, erklärte er dem Vicomte, ohne Rücksprache mit dem Inhaber der Bank die Summe nicht ausbezahlen zu können, und bat André, ihm in sein Arbeitszimmer zu folgen. Preigne fühlte, wie ihm der Schweiß ausbrach. So frech er auch war, stieg doch bei den Vorsichtsmaßregeln, die man gegen ihn anwandte, plötzlich eine unangenehme Vorstellung in ihm auf. Statt im Flur des Bankhauses, wo die Angestellten aus und ein gingen, glaubte er sich in den Vorsälen des Justizpalasts, wo die Gerichtsdiener auf Holzbänken sitzend, das Zeichen abwarten, die Verhafteten dem Untersuchungsrichter vorzuführen. Er war daher ungewöhnlich blaß, als er Seytons Arbeitszimmer betrat. Der Bankier bot ihm mit kühler Höflichkeit einen Sitz an und sagte, den strittigen Scheck in der Hand haltend: „Ich bedaure sehr, Frau Trélauriers Wunsch nicht sofort entsprechen zu können und ihrem Beauftragten Mühe zu machen, aber ich habe zur Zeit keine Deckung für den Scheck und auch vom Haus Barante keinen Auftrag . . ."

„Können Sie nicht an Barante telegraphieren? Das Geld wird dringend gebraucht . . ."

„Das ſoll ſofort geſchehen," verſetzte der Bankier nicht unfreundlich, „aber eigentlich nur, um **mich** Ihrem Drängen nicht zu widerſetzen, denn ich kann **Ihnen** im voraus ſagen, daß ich nicht auf zuſtimmenden Beſcheid rechne. Eine kürzlich erhaltene Mitteilung unſres Florentiner Korreſpondenten verpflichtet uns zu größter Vorſicht betreffend Frau Trélauriers Konto."

„Und weshalb, wenn ich bitten darf?"

„Ach!" warf der Engländer lachend hin. „Vielleicht findet man in Paris, daß Frau Trélaurier ein wenig zu ſcharf ins Zeug ging . . ."

Und André den Scheck hinreichend, ſetzte er hinzu: „Ich bedaure ſehr, Ihren Wünſchen nicht beſſer entſprechen zu können, aber im Geldgeſchäft gibt es keine Gefälligkeit, ſondern nur Kredit."

Er begleitete den Vicomte bis zur Tür und ließ ihn dann allein ſeinen Weg finden. Mit trockenem Mund und einem peinlichen Sauſen in den Ohren durchſchritt der verdutzte Vicomte die Räume und es ſchwante ihm, daß das Verhängnis über ihn hereinbreche. Dieſe Zurückweiſung des Schecks, denn daß es eine unwiderrufliche Zurückweiſung war, darüber täuſchte ihn die Höflichkeit des Bankiers nicht, war die erſte Kundgebung ernſtlicher Feindſeligkeit. Von Annina konnte ſie nicht ausgehen, ſie kam alſo von Trélaurier. Der Ehemann trat auf den Plan und machte ſeine Gewalt fühlbar. André hatte ihn beſiegen können, ſolange man mit Gefühlen kämpfte, jetzt, wo Geld die Waffe war, mußte der Sieg auf ſeine Seite treten und alle vom Kriegsrecht erlaubten Repreſſalien waren zu fürchten.

Bekümmert verließ er das Seytonſche Bankhaus. Er wußte ſehr gut, daß er die hundertfünfzigtauſend Franken, die er zu bezahlen hatte, auf keine andre Weiſe beſchaffen

konnte. Annina mußte sie ihm geben, aber Annina war nicht mehr in seiner Gewalt, er hatte sein schönes Liebespfand aufs unbesonnenste entwischen lassen, und es kam ihm fast vor, als ob Trélaurier schon darum wüßte. Reichte denn die Verfolgung, als deren Opfer er sich betrachtete, weiter zurück, als er geglaubt hatte? Hatte der Ehemann mit heimtückischer Geduld auf den Augenblick gelauert, wo Annina sich von dem Geliebten lossagen würde, um dann in der entscheidenden Stunde das Gewicht seines Geldes in die Wagschale zu werfen?

„Darüber werde ich ja rasch ins klare kommen," sagte sich André. „Nach einer Unterredung mit Annina werde ich sofort wissen, was ich von ihr zu erwarten habe. Wenn ich nur eine Viertelstunde mit ihr sprechen kann, und sei es selbst vor Zeugen, so werde ich ihr das Geheimnis der gegen mich angezettelten Verschwörung entreißen. Was sie auch gegen mich auf dem Herzen haben mag, die großmütige, zärtliche Annina wird nicht fühllos bleiben beim Klang meiner Stimme. Sie kann in einem kurzen Augenblick ihre Liebe nicht begraben haben, und die Frau, die mir gestern ohne Zaudern ihr Leben geopfert hätte, wird sich heute nicht weigern, mir Gehör zu schenken."

Mittlerweile war die Droschke vor Valançons Wohnung angelangt. André sprang rasch heraus; alle Unschlüssigkeit, alle Befürchtungen waren wie weggeblasen. Er war sich seiner Stärke bewußt und hielt den Sieg für sicher. Mit festem Griff klinkte er die Tür auf und schritt elastisch zwischen den blühenden, duftenden Rosenhecken aufs Haus zu. Bei einem Blick auf die Fenster nahm er im ersten Stock eine rasch verschwindende Gestalt wahr. Er lächelte — das war ohne Zweifel Annina, die nach ihm ausgespäht hatte! War sie etwa nur die Gefangene ihrer Freunde und nicht deren Verbündete? Nun, das mußte sich ja sofort zeigen!

An der Freitreppe kam ihm ein Diener entgegen. Zu ſtreng in der Form, um nach Frau Trélaurier zu verlangen, gab André ihm einfach ſeine Karte, worauf ihn der Bediente in den Salon führte und mit der Bemerkung: „Ich werde Herrn Valançon benachrichtigen,“ allein ließ.

Schon nach wenigen Augenblicken ging die Tür auf und Valançon trat ins Zimmer. Der Vicomte verbeugte ſich, ohne dem Künſtler die Hand zu bieten. Dieſer erwiderte den Gruß höflich, aber mit einem Beigeſchmack froſtiger Zurückhaltung, und ſchien abwarten zu wollen, daß André den Zweck ſeines Beſuchs erkläre, was dieſer ohne jegliche Befangenheit ſofort tat.

„Ich höre, daß Frau Trélaurier ſeit heute nacht Ihr Gaſt iſt, mein lieber Valançon, und ich möchte mich zuerſt nach ihrem Befinden erkundigen und dann, wenn Sie mir geſtatten, um eine Unterredung mit ihr bitten.“

„Frau Trélaurier befindet ſich ſo wohl, als es nach den überſtandenen Aufregungen möglich iſt,“ verſetzte Valançon, „ob ſie Ihnen aber die gewünſchte Unterredung gewähren wird, bezweifle ich . . .“

„Weshalb nicht?“ fragte der Vicomte, die Stimme erhebend in hochfahrendem Ton.

Valançon machte eine beſchwichtigende Handbewegung.

„Es iſt nicht an mir, Ihnen Aufſchluß zu geben über ihre Gründe. Bitte, folgen Sie mir, in meinem Atelier erwartet Sie ein dazu Befugter.“

Mit feierlicher Höflichkeit ließ er dem Vicomte den Vortritt und führte ihn in ſeine Werkſtatt, wo der Vicomte auf den erſten Blick Vernaut entdeckte, der neben dem hohen Kamin ſtand, worin trotz der vorgerückten Jahreszeit ein Holzfeuer brannte.

„Ach ſo!“ rief André ſpöttiſch aus. „Nun fange ich an, die Schwierigkeiten zu begreifen, auf die ich ſtoße . . .“

Vernaut rührte ſich nicht vom Fleck, nickte aber beifällig.

„Ihr Scharfſinn überraſcht mich nicht, Herr Vicomte,“ erwiderte er, „denn ich weiß längſt, daß Sie viel Verſtand haben. Ich hoffe, davon ſofort einen weiteren Beweis zu erhalten . . .“

„Ihre günſtige Meinung von mir entzückt mich,“ warf der Vicomte verbindlich hin, „ich muß aber in erſter Linie die ſchon an Herrn Valançon geſtellte Bitte erneuern, da Sie ja, wie ich merke, den Befehl im Hauſe übernommen haben — iſt es mir geſtattet, Frau Trélaurier zu ſprechen?“

„Nein, Herr Vicomte,“ entgegnete Vernaut in vollkommen ruhigem Ton. „Man wird Ihnen das nicht geſtatten.“

„Iſt Frau Trélaurier in Privathaft?“ fragte Preigne unverſchämt.

„Frau Trélaurier hat vollkommene Freiheit des Handelns und will Sie nicht ſehen. Geſtatten Sie mir die Bemerkung, daß ich es nach den Vorgängen von heute nacht überraſchend finde, daß Sie der Dame Ihre Gegenwart aufdrängen wollen.“

„Ich halte es für durchaus nötig, mich ihr gegenüber auszuſprechen.“

„Und Frau Trélaurier hält es für unnötig.“

„Wenn ich einen Fehler begangen habe,“ erklärte der junge Mann mit Selbſtüberwindung, „ſo kann ich ihn ja bereuen und ihr meine Reue zeigen wollen.“

„Der Fehler, den Sie da im Auge haben, iſt nicht der ſchlimmſte, den ſie Ihnen vorzuwerfen hat. Eine Untreue des Geliebten hätte ſie vielleicht verzeihen können, über die Ehrloſigkeit des Mannes kommt ſie nicht hinweg.“

Bei dieſen ſchwerwiegenden Worten, denen die Ruhe, womit ſie geſprochen wurden, eine vernichtende Kraft verlieh, wurde der Vicomte aſchfahl.

„Valançon," ſtammelte er, bebend vor Wut, „Sie haben aus der Schule geſchwatzt! Das werden Sie mit dem Leben zu verantworten haben!"

„Nur ruhig, Herr Vicomte, wenn ich bitten darf," mahnte Vernaut, den auf Valançon Zuſchreitenden, „denn unſer Freund hat mit der Erklärung, die ich Ihnen eben gab, nicht das geringſte zu tun. Ich habe ja die Auswahl unter den Anklagen, die man gegen Sie erheben kann. Vorläufig handelt es ſich nur um eine beſtimmte Tatſache, mit dem übrigen können wir uns ſpäter befaſſen, wenn wir Zeit dazu haben. Sie haben auf verſchiedene von unſerm Haus ausbezahlte und in unſern Händen befindliche Schecks eine Namensunterſchrift geſetzt, die nicht Ihre eigene war. Das nennt man in allen Sprachen der Welt Fälſchung."

André bäumte ſich unter dieſem Schimpf.

„Sie ſchwelgen in Rache! Ohne ſich einer Gefahr auszuſetzen, rächen Sie den Freund aus feigem Hinterhalt."

Vernaut gebot ihm durch eine Gebärde Schweigen.

„Ich bitte, ſich nicht in ſo zweckloſen Äußerungen zu ergehen, Herr Vicomte. Sie wiſſen ſehr genau, daß Herr Trélaurier nicht nach Rache dürſtet, und daß es nur an Ihnen gelegen hätte, ihm mit den Waffen Genugtuung zu geben. Ich bedaure, Ihnen den Tag ins Gedächtnis rufen zu müſſen, an dem Herr Valançon und ich Sie in Trélauriers Auftrag zur Rechenſchaft ziehen wollten, und Sie, indem Sie uns mit Grazie myſtifizierten, die allerberuhigendſten Zuſicherungen Ihrer vortrefflichen Geſinnung gaben. Am ſelben Abend noch ſind Sie abgereiſt, und heute, nach einem Jahr, habe ich zum erſten Male das Vergnügen, Sie wiederzuſehen. Wenn Ihre eilige Abreiſe damals keine Flucht war, ſo wäre ich Ihnen ſehr verbunden, wenn Sie mich eines Beſſern belehren wollten. Einſtweilen muß ich Ihnen geſtehen, daß mir weder Ihre Gegenbeſchuldigungen,

noch Ihre Großmäuligkeit Eindruck machen, und ſollten Sie jetzt noch nicht genügend aufgeklärt ſein, ſo füge ich hinzu, daß zwiſchen einem makelloſen Ehrenmann wie Trélaurier und einem ſo fraglichen wie Sie ein Ehrenhandel ausgeſchloſſen iſt."

„Dieſe Beſchimpfungen werden Sie mir teuer bezahlen!" rief André, unter Vernauts verächtlichem Blick vor Wut bebend.

Doch Trélauriers Freund verlor die Faſſung nicht.

„Sich bezahlt zu machen, gehört ja zu Ihren Gewohnheiten, mein Herr," ſagte er trocken, „das iſt bei Ihnen in der Regel das Ende vom Lied. Sowohl die Marquiſe von Courgiron als die kleine Linguet haben es ja erfahren, was es koſtet, Sie zu lieben: die eine iſt drüber zur Bettlerin geworden, die andre geſtorben. Frau Trélaurier zu Grunde zu richten, lag nicht in Ihrer Macht, aber es würde Ihnen vielleicht nicht unangenehm ſein, wenn ſie Ihrer ſchönen Augen willen in den Tod ginge? Dem haben wir aber einen Riegel vorgeſchoben — ich ſage gewohnheitsmäßig wir, denn wenn vom Haus Trélaurier die Rede iſt, rechne ich mich auch dazu. Solange es ſich nur um Leidenſchaft gehandelt hat, waren wir die Unterliegenden, ſobald es ſich aber um Geld handelt, ſind wir im Vorteil, und wenn Sie nichts dagegen haben, ſcheint mir der Fall jetzt ſo zu liegen. Uns iſt berichtet worden, daß Sie heute vor Abend eine bedeutende Summe bezahlen müſſen, um nicht geſellſchaftlich unmöglich zu werden. Höchſt wahrſcheinlich haben Sie ſchon den Verſuch gemacht, ſich dieſe Summe durch Ihre gewohnten Mittel zu ſchaffen, aber wir hatten unſre Vorkehrungen getroffen, die Ihnen ganz einfach die Zufuhr abſchneiden. Verſtehen Sie mich? Ich ſagte zu Anfang unſrer Unterredung, daß ich mit Sicherheit auf einen Beweis Ihrer Klugheit rechnete, jetzt iſt der Augenblick da, ihn zu geben. Sie brauchen hundertfünfzigtauſend Franken,

um wenigſtens den Schein Ihrer Ehre zu retten; dieſe Summe werden Sie nie und nimmer auftreiben können, ich aber ſtelle ſie Ihnen zur Verfügung."

Totenſtille trat nach dieſen Worten ein. Preigne ſtand wie niedergeſchmettert da; ſeine Augen waren ſtarr zu Boden geheftet, auf ſeiner Stirn perlte kalter Schweiß. Er hatte ſich indes bald geſammelt und ſagte, einen böſen Blick auf Vernaut werfend, in rauhem Ton: „Sie wollen mir Frau Trélauriers Freiheit abkaufen!"

„Da täuſchen Sie ſich gründlich," verſetzte Vernaut mit Nachdruck, „Frau Trélaurier iſt frei. Aber ſo unwürdig Sie an ihr gehandelt haben, will ſie doch nicht, daß Sie unter der Trennung leiden ſollen. Ihre Großmut wie ihr Stolz treiben ſie, Böſes mit Gutem zu vergelten. Sie kennt ja jetzt den Wert Ihrer Gelöbniſſe, ſie konnte, dank Ihnen, Vergleiche anſtellen zwiſchen der gefälſchten, ungeſunden Liebe, die Sie ihr zu bieten hatten, und der tiefen, unwandelbaren Zuneigung, die ſie verkannt hat. Aber indem ſie ſich für immer von Ihnen losſagt, will ſie Ihnen einen letzten Dienſt erweiſen. Das iſt ihre Auffaſſung von Rache."

Wie ein Widerhall dieſer Worte drang ein leiſer Wehlaut durch den weiten Raum. André erbebte, denn er erriet Anninas Gegenwart. Mit einer Hinterliſt, die er nicht hatte vorausſehen können, mußte Trélaurier ſie ohne Zweifel hier verborgen haben, damit ſie Zeuge dieſer Unterredung und ſeiner endgültigen Niederlage ſei.

Tolle Wut wallte in André und er ſuchte nach einer Waffe um dreinzuſchlagen. Wie ein blutiger Nebel lag's vor ſeinen Augen und er wünſchte ſich den Tod, unter der Bedingung, vorher die zu erſchlagen, die ihn ſo grauſam gedemütigt hatten. Aber dieſem Vernaut gegenüber, der ihn mit ſeiner beſchimpfenden Freigebigkeit zu Boden drückte, dieſem Valançon gegenüber, der in ſeinem Künſtlerbewußt-

ſein den Spieler verächtlich belächelte, war er ja machtlos. Sich als beſiegt bekennen wollte er aber nicht, mochte es koſten, was es wolle; ſo warf er denn den Kopf zurück und rief mit einer harten, heiſern Stimme, ach! ſo unähnlich der, womit er Liebesworte zu flüſtern pflegte: „Ich will nichts von Ihnen! Glauben Sie mich ſo vollſtändig in der Hand zu haben? Geld! Geld bieten Sie mir! Sie müſſen verrückt geworden ſein! Als ob es mir daran je fehlen könnte!“

Der Klang ſeiner Worte belebte, berauſchte ihn, das Selbſtvertrauen kehrte ihm durch die eigenen Vorſpiegelungen zurück, und er raffte ſich gewaltſam auf, um ungebeugt aus dieſem Abenteuer hervorzugehen, ſollte ſein Stolz ihn auch zu Grunde richten.

„Ach was, Geld! Daran wird es mir nie gebrechen, das iſt meine geringſte Sorge! Mit Geld glauben Sie mich niederwerfen zu können? Sie tun mir wahrhaftig leid!“

Und er ſtieß ein Hohngelächter aus.

„Jedenfalls haben Sie meine Macht unterſchätzt. Soll ich Ihnen Beweiſe dafür geben? Sie behaupten, die Frau, die zu ſuchen ich hieher kam, wolle mich nicht ſehen? Wenn es mir beliebt, wird ſie im nächſten Augenblick erſcheinen! Soll ich ſie rufen? Ich weiß, daß ſie mich hört. Sie haben ein gewagtes Spiel getrieben. Glauben Sie vielleicht, daß ich der Narr ſei, es nicht zu durchſchauen?“

Und mit triumphierendem Hohn wies er auf den Winkel des Ateliers, wo Annina ſich in namenloſen Qualen wand.

„Soll ich ſie rufen?“ wiederholte er, höhniſch lachend. „Sie wollten mich übertrumpfen, aber Sie hätten mich beſſer kennen ſollen! Nun denn, auf jede Gefahr hin, die daraus entſtehen mag, ſoll dieſe Probe entſcheidend ſein. Wenn ich das Haus verlaſſen ſoll, ohne ein Wort der Ver-

zeihung und der Hoffnung, ſo muß ſie ſelbſt, von der ich das Wort hören wollte, es mir verweigern."

Er machte ein paar Schritte nach der Loggia und rief mit erhobener Stimme: „Annina, man behauptet, daß du nur noch Haß und Verachtung für mich empfindeſt. Wenn dem ſo iſt, ſo ſage es mir doch ſelbſt! Annina . . ."

Auf dieſe Beſchwörung antwortete ein erſtickter Schrei, und die von André Herbeigerufene erſchien irren Blicks, mit vorgeſtreckten Händen wie eine Nachtwandlerin. Unſichern Schritts, als ob ſie die Füße gar nicht auf die Stufen ſetzte, kam ſie die zum Atelier führende Treppe herab, während Trélauriers Blick ſie angſtvoll verfolgte. Hoch aufgerichtet, leichenblaß aber entſchloſſen, ging ſie auf Preigne zu und blieb zwei Schritte von ihm entfernt ſtehen. Mit zuſammengepreßten Lippen durchforſchte er ihr Geſicht. Sie aber blieb ſchweigend und regungslos ſtehen, und ihm, dem Vermeſſenen, verſagte der Mut, ſie zu befragen.

„Sie haben verlangt, daß ich komme," ſagte ſie dann, den Arm, wie um Gnade flehend, erhoben. „Hier bin ich. Aber Sie haben mich genug gequält. Wenn ein Reſt von Menſchlichkeit in Ihnen iſt, ſo ſchonen Sie mich . . ."

„Ich weiß, daß du ehrlich biſt und nie lügſt," verſetzte er ohne Erbarmen. „Sind die Worte, die ich zu hören bekam, und die du mitangehört haſt, mit deiner Zuſtimmung geſprochen worden?"

Sie zögerte einen Augenblick, und Trélauriers Herz ſchien ſtillzuſtehen vor Angſt, aber ſie ſagte mit ſchwacher Stimme: „Ja, zwiſchen uns iſt jedes Band zerriſſen. Ich hatte Liebe erſehnt und fand nur Schande. Ich kann nicht mehr . . ."

Er trat ſo nah auf ſie zu, daß ſein Hauch ihr Geſicht ſtreifte. Sie zitterte, und er glaubte ſchon, Sieger zu ſein. Aber ſie zog ſich von ihm zurück und flüſterte mit einer Gebärde der Verzweiflung: „Leben Sie wohl . . ."

Preigne begriff, daß alles zu Ende war. Den Zeugen ſeiner Niederlage trotzig ins Geſicht blickend, wandte er ſich, ohne ein Wort zu ſprechen, kalt und hochmütig dem Ausgang zu.

Annina lauſchte dem Geräuſch ſeiner auf der Treppe verhallenden Schritte, griff an ihre Stirn, als ob ein unerträglicher Schmerz ſie quälte, ſtieß einen jammervollen Seufzer aus und ſank leblos in Trélauriers Arme.

* * *

Annina war ſechs Wochen lang ſchwer krank. Nur die Hingebung der Freunde, die ſich Tag und Nacht an ihrem Bett ablöſten und Trélaurier beiſtanden, ſie dem Tod ſtreitig zu machen, rettete ihr Leben. Die unbezwingliche Zähigkeit des Gatten, ſowie Géraldines und Frau von Préjeans unermüdlicher, liebevoller Eifer trugen den Sieg davon, und an einem ſtrahlend ſchönen Maitag konnte Annina in den Garten hinuntergebracht werden. Balançons kleiner Junge jagte eifrig nach Schmetterlingen, und die noch unſteten Blicke der Geneſenden folgten freundlich ſeinem fröhlichen Spiel. Géraldine rief den Knaben und hieß ihn zu Annina hingehen.

„Hans, gib unſrer Frau Trélaurier einen Kuß!“

Die junge Frau umfaßte das Kind und drückte es mit Innigkeit an ſich, als ob ſie in dieſer Bewegung der Zärtlichkeit allen Dank ausſtrömen wollte, der ihr Herz erfüllte, und zum erſten Male wieder lächelnd beim Anblick dieſer Unſchuld und Friſche, ſtreckte ſie ihrem Mann die Hand hin und zerfloß in Tränen.

Acht Tage ſpäter verließen Herr und Frau Trélaurier Nizza, um ſich nach dem Schloß Varenne zu begeben, wo ſie den Sommer zubringen wollten. Man hatte dort den Eindruck vollſtändiger Einigkeit zwiſchen den Gatten.

Sie lebten in ſtiller Einſamkeit, die nur durch Vernauts gelegentliche Anweſenheit und Beſuche der Tante Perceval dann und wann unterbrochen wurde. Als ſie Ende Oktober nach Paris zurückgekehrt waren, nahmen ſie die früheren Lebensgewohnheiten wieder auf, und das Haus an der Rembrandtſtraße öffnete ſich dem vertrauten Kreis. Die Welt nahm die Verſöhnung mit derſelben wohlwollenden Nachſicht auf, womit ſie ſeiner Zeit den Bruch beurteilt hatte. Die Erinnerung an die ſchönen Feſte, die Trélaurier einſt gegeben hatte, ſprach zu ſeinen Gunſten: man ſieht einen Hausherrn, der ſo großartige Gaſtfreundſchaft ausübt, nicht gern ſchief an, und als Annina zum erſten Male wieder im Opernhaus erſchien, ſtellten ſich die früheren Beſucher der Loge ein, als ob man ſie Tags zuvor zum letzten Male geſehen hätte.

Trélaurier hatte ſich mit der Rührigkeit eines jungen Mannes wieder in die Arbeit geſtürzt. Er hatte ſich äußerlich ſehr verändert, war magerer, ſchlanker geworden und erſchien dadurch, trotz der beinahe ganz weißen Haare, verjüngt. Bald verbreitete ſich auch das Gerücht, daß Frau Trélaurier ein Kind zu erwarten habe.

Eines Morgens, als der Bankier in ſeinem Privatzimmer eben die Unterſchrift der Geſchäftsbriefe erledigt hatte, erſchien Vernaut, ein Zeitungsblatt in der Hand, mit geheimnisvoller Miene bei ihm. Er ſtand an den Kaminſims gelehnt und wartete bis der Angeſtellte, der Trélaurier die Briefe gebracht hatte, abgefertigt war. Als dieſer gegangen war, trat er an den Schreibtiſch und hielt dem Freund die Zeitung hin, worin er einen Abſchnitt blau angeſtrichen hatte.

„Lies das!“

Trélaurier überflog die bezeichnete Stelle, und erblaſſend blickte er zu Vernaut auf.

„Lies nur bis zum Schluß,“ ſagte dieſer gelaſſen.

Trélaurier nahm das Blatt wieder vor und las: „Man schreibt uns aus Belgrad: ‚Einer der glänzendsten Vertreter der Pariser Gesellschaft, der Vicomte André von Preigne, der seit über einem Jahr aus der französischen Gesellschaft verschwunden war, wo ihm seine Eleganz so viele Erfolge eingetragen hatte, verlor kürzlich auf geheimnisvolle und abenteuerliche Weise sein Leben. Auf einer Reise durch die Donauländer begriffen, hatte er sich einige Wochen in Belgrad aufgehalten, wo er wie alle Franzosen in den vornehmsten serbischen Kreisen freundliche Aufnahme fand. Gestern aber, als er gegen zwei Uhr morgens zu Fuß vom Klub in seine Wohnung zurückkehren wollte, wurde der Vicomte von Preigne auf der Straße von vier Männern überfallen, die ihn nach heftiger Gegenwehr, von drei Kugeln und zahllosen Messerstichen durchbohrt auf dem Pflaster liegen ließen. Als die durch den Lärm herbeigeführte Polizei auf den Schauplatz trat, ergriffen die Mörder die Flucht, und niemand war bei der Leiche zu finden, als ein andrer Franzose, namens Linguet, der wohl zu gleicher Zeit mit dem Vicomte den Klub verlassen hatte. Herr Linguet vermochte den Landsmann, zu dessen Verteidigung er herbeigeeilt war, nur noch in seinen Armen aufzufangen, als dieser den letzten Seufzer ausstieß, und ihm die Augen zuzudrücken.‘“

Mit zitternder Hand schob Trélaurier die Zeitung zurück, Vernaut aber nahm sie, ballte sie zu einem Knäuel und warf sie ins Feuer.

„Sehr angenehm für die Canaille, seinen letzten Seufzer in Linguets Armen auszuhauchen,“ bemerkte er mit finsterer Ironie. „Der Biedermann hat also sein Ziel erreicht! Er wollte im Blut seines Feindes waten, nun konnte er die Schuhsohlen tief hineintauchen; wahrscheinlich hat er die Mörder gedungen! Klar ist an der Geschichte nur, daß wir den Schurken los sind. Die Ver-

gangenheit ist abgeschlossen, befassen wir uns mit der Zukunft."

„Die Zukunft?" wiederholte Trélaurier schwermütig. „Wie wird sie sich gestalten? Annina ist wieder vernünftig geworden, aber wird sie je wieder glücklich werden?"

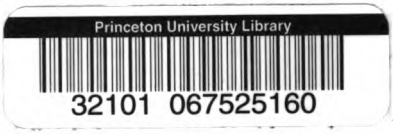
„Gewiß," versetzte Vernaut, „zweifle nicht daran!"

„Und wodurch?"

„Durch das erste Lächeln eures Kindes."

Ende.

1776


Princeton University Library
32101 067525160